

DIE WELTWOCHEN



Filz in Bundesbern: Fragwürdige Aufräumer

Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf und ihr Generalsekretär Gasser sind selber in einen Beschaffungsskandal verwickelt. *Von Philipp Gut*

Zensur in der Schweiz

Wie die Meinungsfreiheit eingeschränkt wird.
Von Rico Bandle

¡Ibiza, mi amor!

Eine Liebeserklärung an die «weisse Insel». *Von Mark van Huissing*



Intern

Genf ist wegen ausufernder Kriminalität derart in Verruf geraten, dass Reiseveranstalter im Ausland von einem Besuch abraten. Was ist los am Lac Léman? Lucien Scherrer hat mit Touristen, Politikern, Staatsanwälten, Taxifahrern und Barbetreibern im Rotlichtviertel gesprochen. Die Genfer, das zeigte sich schnell, haben die Nase voll von der Kriminalität. Und sie sehen die Zukunft düster. Das ist schade für eine



Von einem Besuch wird abgeraten: Genf.

Stadt, in der man Fremden, sogar Redaktoren der *Weltwoche*, mit Herzlichkeit und Gastfreundschaft begegnet. Unser Reporter wurde übrigens weder beklaut noch überfallen, selbst als er nachts im Problemviertel Pâquis unterwegs war. Es war eben ein Sonntag. **Seite 22**

Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch (SP) war neun Monate im Amt, als ein heutiger *Weltwoche*-Redaktor in einer TV-Kritik den Kalauer «die graue Mauch» prägte, den sie seither nie mehr losgeworden ist. Tatsächlich gehört die Aargauerin nicht zur Sorte von Politikern, die sich in den Vordergrund drängen. Alex Baur, ebenfalls Aargauer, recherchierte und verhandelte während Monaten, bis ihn Mauch persönlich empfing. Es war weniger die Politikerin, die Baur interessierte – sondern der Mensch hinter der Fassade. Und Baur wurde durchaus fündig. **Seite 28**

Vor knapp zwei Wochen nahm Rico Bandle die Recherchen zu einem Thema in Angriff, über das nur ungern gesprochen wird: die Zensur in der Schweiz, also die Kontrolle und Sanktionierung von Gesagtem und Publiziertem. Mit

Erstaunen nahm er zur Kenntnis, wie oft in den letzten sechzig Jahren gegen Presseerzeugnisse, Künstler oder Politiker vorgegangen wurde. Anfang Woche erhielt das Thema unerwartet Aktualität. Der unsägliche Twitter-Eintrag eines SVP-Lokalpolitiklers, der eine neue «Kristallnacht» forderte, löste nicht bloss Entrüstung aus, sondern auch einen selten gesehenen Aktivismus: Die Staatsanwaltschaft ordnete eine Hausdurchsuchung an, die Meldungen empörter Medien überschlugen sich, der Twitterer verlor seinen Job. Bandle zeigt auf, dass die meisten Zensurmassnahmen aus einer gewissen zeitlichen Distanz unverhältnismässig oder gar absurd erscheinen. Dies wird wohl auch in diesem Fall geschehen, so depliziert der Twitter-Eintrag auch war. **Seite 32**

Eine Reportage über Ibiza zu schreiben, stellt eine besondere Herausforderung dar, findet unser Kolumnist Mark van Huisseling. Weil irgendetwas auf der Insel dazu führt, dass sich (fast) niemand an irgendetwas hält, was man vereinbart hat. Mit anderen Worten: Leute, mit denen man sich verabredete, um sie zu befragen, kommen zu spät (oder *mañana*, also gar nicht). Und falls sie doch kommen, erzählen sie nicht, was sie erzählen wollten, und geben keine Antworten auf Fragen, die man stellte – was aber nicht heisst, dass nichts Interessantes herauskommt bei dem Gespräch. Eine überzeugende Antwort auf die Frage, warum das so ist, hat unser Autor auch nicht. In fast schon ibizenkischer Art nennt er als mögliche Gründe die «Ibiza-Dynamik» oder, noch vager, den «Ibiza-bug». Was der «Ibiza-bug» sein soll? Ein Virus, sagt er, das einen befallt und entschleunigend wirke. Die Geschichte von der «weissen Insel», **Seite 52.**

Ihre Weltwoche

Wann ist es Zeit, an morgen zu denken?

LGT. Partner für Generationen.
LGT Bank (Schweiz) AG

www.lgt.ch



Private
Banking

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,
E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,
E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 225.– (inkl. MwSt.)
Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)
Weitere Angebote für In- und Ausland unter
www.weltwoche.ch/abo
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur,
Urs Paul Engeler, Urs Gehrigler,
Andreas Kunz, Christoph Landolt,
Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,
Beatrice Schlag (*Los Angeles*),
Florian Schwab, Lucien Scherrer
Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,
Silvio Borner, Henryk M. Broder,
Markus Gisler, Pierre Heumann,
Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,
Peter Keller, Wolfram Knorr, René Lüchinger,
Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,
Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,
Deborah Neufeld, Kurt Pelda,
Pia Reinacher, Peter Rüedi,
Kurt Schiltknecht, Sacha Verna (*New York*),
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),
Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring
Bildredaktion: Adam Schwarz (*Leitung*),
Verena Tempelmann, Pearlrie Frisch (*Assistentin*)
Layout: Tobias Schär (*Leitung*),
Silvia Ramsay
Korrektur: Cornelia Bernegger und
Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,
Oliver Schmuki, Dieter Zwicky
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),
Inga-Maj Hojajj-Huber, Raymond Kaufmann

Geschäftsführer: Sandro Rügger
Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)
Anzeigenverkauf: Jean-Claude Plüss (*Leitung*),
Christine Lesnik (*Leitung Stil-Ausgaben*),
Brita Vassalli
Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07
E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Stailamedia
Tarife und Buchungen: Tel. 044 500 13 50,
info@stailamedia.com
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,
Rudolf-Dieselstrasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt ist. Es schont damit Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

printed in
switzerland

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Optimismus

Warum ich trotz allem an Europa glaube.

Von Roger Köppel

Obschon sich die Nachrichten wieder täglich verdüstern, mittlerweile betteln Spanien und Zypern um Geld, bleibe ich optimistisch für Europa. Zwar halte ich nichts von den Versuchen, die EU durch noch mehr EU, also mehr Brüssel, mehr Zentralismus und weniger Demokratie, zu heilen. Diese Kur läuft darauf hinaus, die Dosis jener Medizin zu erhöhen, die die Krankheit verursachte.

Der Euro war neben der Grenzabschaffung (Schengen) der bisher grösste Fehltritt in Richtung Zentralismus. Er sollte den wirtschaftlichen Druck aufbauen, um Europa auch politisch zu vereinheitlichen. Heute verschlingt die Rettung des Euro ungezählte Milliarden. Der Ruf nach noch «mehr Europa», um der Krise Herr zu werden, ist die Folge. Es wäre meiner Ansicht nach ein schwerer Fehler, aus der aktuellen Not heraus eine noch enger verzahnte EU zu formen, überstürzt, die man dann in ein paar Jahren wieder mühsam auseinanderzuschrauben müsste. Leider ist die Wahrscheinlichkeit recht hoch, dass der Irrweg eingeschlagen wird.

Woher also der Optimismus? Zunächst: Die Geschichte Europas ist eine Abfolge von Katastrophen und Rückschlägen. Gemessen daran ist die Euro-Krise harmlos. Die Europäer überstanden den Zusammenbruch des Hellenismus und den Untergang des Römischen Reiches. Sie verdauten den Einfall der Hunnen und anderer Barbarenvölker. Im Nebel des Mittelalters wurden die Grundlagen gelegt für das Europa der Nationalstaaten, die sich zwar des Öfters übel bekämpften, in der Summe aber durch Konkurrenzkampf und Wettbewerb eine erstaunliche Erfolgsgeschichte schrieben. Europa überstand die Pest und den Dreissigjährigen Krieg (1618–1648), der Mitteleuropa entvölkerte. Irgendwie rappelte man sich immer wieder auf.

Die beeindruckendste Leistung freilich gelang im letzten Jahrhundert: Nach zwei Weltkriegen, für deren Scheusslichkeit sich keine geeigneten Adjektive finden, lieferte Europa ein gewaltiges Wirtschafts- und Friedenswunder. Ob diese Leistung der Europäischen Union zuzuschreiben ist oder eher einem verständlichen Überdruß an militärischen Abenteuern nach verheerenden Kriegen, soll hier nicht weiter vertieft werden. Symbol für diese europäische Fähigkeit zum Comeback ist Deutschland. Aus Bombentrümmern und Trümmerlandschaften arbeiteten sich die



Genies im Fehlerkorrigieren.

Deutschen innert weniger Jahrzehnte zum Exportweltmeister und ökonomischen Fels in der Brandung hoch. Gewiss gab es Unterstützung und Hilfe, aber die zähe Regenerationskraft der Deutschen steht eindrücklich für die Stärke eines Kontinents, der seine eigenen Untergänge mehrfach überlebte.

Aus den Beispielen aber ist auch zu lernen: Die Europäer haben ein Talent für mörderische Irrtümer. Sie sind immer wieder Risiken eingegangen, die brutal auf sie selber zurückschlugen. Ein fiebriges unternehmerisches Temperament verbindet sich mit einer philosophischen Neigung zur Rechthaberei. Man bildet sich auf die eigene Intellektualität und Intelligenz zu viel ein. Moralisch fühlt man sich ohnehin allen überlegen. Das macht es so schwierig, die einmal eingeschlagenen Irrwege wieder zu verlassen.

Symbol dafür sind die Schützengräben des Ersten Weltkriegs im französischen Westen, in denen Millionen Soldaten verheizt wurden, ein Stellungskrieg des Irrsinns, der grauenhaft sowohl die Leidensfähigkeit wie auch die Sturheit Europas versinnbildlicht, mit wehenden Fahnen in den Abgrund zu marschieren. Die Europäer sind immer wieder mit aller Kraft gegen die Wand geknallt – und immer wieder aufgestanden. Sie sind Weltmeister in der Herstellung von Riesenfehlern, aber auch Genies im Zurückkommen und Fehlerkorrigieren.

Europa wird auch die EU überleben. Die EU entstand nach dem Zweiten Weltkrieg. Ihr Ziel war die Einbindung der einstigen Feinde in eine Struktur der Zusammenarbeit. Gleichzeitig sollten die Reparationsleistungen Deutschlands in ein zukunftsgerichtetes Projekt ge-

lenkt, politisch vermittelbar und erträglich gemacht werden. Die Deutschen, die nach dem Krieg keine Deutschen mehr sein durften, erkaufte sich einen Vaterlandsersatz als Europäer. Die Franzosen verschafften sich auf den Schultern des deutschen Riesen mehr politisches Gewicht, als ihre ökonomische und politische Kraft hergab. Diese Interessen treiben die EU bis heute voran.

Die Union war der Ganzkörpergips, den man sich nach dem Totalschaden zweier Weltkriege bewusst anlegte, um die darniederliegenden Staaten wieder aufzurichten und künftige Kriege durch freiwillige Selbsteinschränkung zu verunmöglichen. Das war verständlich und aus der Zeit heraus erklärbar. Aber anstatt den Gips, wie nach Unfällen üblich, zu lockern und abzustreifen, passierte das Gegenteil: Die Stütz- und Hilfsstruktur EU entwickelte ein Eigenleben, wurde grösser und starrer, produzierte den Euro und verselbständigte sich auf Kosten des Patienten (Europa), der heute, nehmen wir nur Griechenland, röchelnd am Boden liegt, während alles unternommen wird, um die Struktur, die ihm die Luft abschnürt, am Leben zu erhalten.

Trotzdem bleibt Optimismus angesagt. Warum? Weil die Europäer selbstkritische und einsichtige Leute sind. Sie sind lernfähig und auf Dauer nicht an der Nase herumzuführen. Man merkt es schon jetzt. In deutschen Zeitungen, die noch vor fünf Jahren jede Kritik an der EU als Populismus wegwischten, regt sich Besorgnis. Offen wird über Demokratiedefizite geklagt. Die Schuldenwirtschaft, jahrelang verdrängt, wird endlich kritisch diskutiert. Journalisten und Politiker brauchen oft länger, um liebgewonnene Irrtümer zu durchschauen, aber es lässt sich nicht übersehen: Das Unbehagen an einer sich immer mehr Macht anmassenden EU wächst. Die EU wird als uneuropäisch, weil vielfaltsfeindlich und antidemokratisch empfunden. Immerhin.

Die Europäer sind intelligente Anarchisten. Auf diesem kleinen Kontinent wurden vor bald 3000 Jahren in Griechenland die Philosophie, das kritische Denken und ein vager Begriff der Freiheit erfunden. Die USA, einer der freiheitlichsten Staaten der Welt, sind ein Exportprodukt des europäischen Erfolgsmodells. Europa war immer nur dann schwach, wenn es sich von seinen Werten – Vielfalt, Freiheit, Leistung, Rechtsstaat – entfernte und despotische, asiatische Züge annahm.

Ich glaube deshalb nicht an den Triumph des chinesischen Modells, weil Unfreiheit der menschlichen Natur widerspricht. Die EU geht zwar mit ihrer Politik des Durchregierens in diese Richtung, aber die Geschichte lehrt: Am Ende setzten sich Vernunft und Freiheit durch. Die Frage lautet, wie hoch der Preis sein wird, den Europa – und damit Deutschland – diesmal für seine Irrtümer bezahlt.



Ideal-Zürcherin: SP-Stapi Mauch. Seite 28



Gefährliches Pflaster: Genf. Seite 22



Peinliches Tabu: Lust auf Unterwerfung. Seite 12



Sex, Sonne, Sangria: Ibiza. Seite 52

Kommentare & Analysen

5 Editorial

9 Kommentar Arbeitsverweigerung im Asylwesen

9 Im Auge Valérie Trierweiler, Präsidentenpartnerin

10 Politik MyClimate muss falsche Aussagen korrigieren

10 Fussball Italiens genialer Regisseur Andrea Pirlo

11 Personenkontrolle Näf-Hofmann, Wessels, Emmenegger, Hildebrand, Widmer-Schlumpf

11 Nachruf Walter Haefner, Amag-Gründer

12 Erlösende Unterwerfung

Erfolg der Sodomaso-Trilogie «Fifty Shades»

14 Die Deutschen Sterbehospiz in Auschwitz

14 Wirtschaft Staatliche Abschottung des Marktes

15 Ausland Islamistische Militärherrschaft in Ägypten

16 Mörgeli Genfs Demokratie an Kenias Pranger

16 Bodenmann Version 2012: Schnüffelstaat Schweiz

17 Medien Die Politik und der Tageszeitungsmarkt

17 Kostenkontrolle 1 Milliarde Franken ins Ungewisse

18 Leserbriefe/ Darf man das?

Hintergrund

20 Filz in Bundesbern: Fragwürdige Aufräumer

Die Affäre in Bundesbern zieht überraschende Kreise

22 Vor dieser Stadt wird gewarnt

Drogendealer, Diebe, Einbrecher: Was läuft schief in Genf?

25 Tessin Angst vor dem neuen Steuerabkommen mit Italien

26 Endkampf in der Psychi

Die Affäre in der Berner «Waldau»-Klinik spitzt sich zu

28 Warum so verkrampt, Frau Mauch?

Die Zürcher Stadtpräsidentin wächst in ihr Amt

31 Asyldebatte Die Banalität der Berichterstattung

32 Zensur in der Schweiz

Schwierige Zeiten für die freie Meinungsäusserung

35 Gotthard Kostengünstige Alternative zum zweiten Tunnel

36 Im Auge des Taifuns

Patrick Odier, Präsident der Bankiervereinigung, ist gefordert

38 Frischluft aus Florida

Marco Rubio, die Antwort der Republikaner auf Obama

41 Fernsehen Brüssel-Korrespondent im Herzen der EU-Krise

42 Karneval von Rio

Mit der Schweizer Delegation an der Klimakonferenz

45 Europa Interview mit Ex-Premier Silvio Berlusconi

46 Irland? Vergessen Sie es!

Das Land der Klischees – eine Richtigstellung

48 Blutige Wegmarke

Schlachtenserie: Der Bruderkrieg von Villmergen 1712

52 ¡Ibiza, mi amor!

Schöne Frauen, reiche Männer – die Magie der weissen Insel



«Ich war hungrig darauf, endlich etwas von der Welt zu sehen»: Verlegerin Inge Feltrinelli. Seite 56

Interview

56 «Hemingway hatte etwas Sadistisches»

Die 81-jährige Fotografin und Verlegerin Inge Feltrinelli war mit einem kommunistischen Milliardär verheiratet. Ein Gespräch über Männer und Karriere

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur Kumulierter Elch

62 Bestseller

62 Verhinderte Weltuntergänge

Einschläge von Himmelskörpern auf der Erde sind durchaus nützlich

64 «Jeder Zwerg ist ein Bastard»

Der kleinwüchsige Schauspieler Peter Dinklage triumphiert in «Game of Thrones»

66 Top 10

66 Kino «Les adieux à la reine»

67 Jazz John Abercrombie Quartet

68 Namen Elena Maximova, Shawne Fielding, Patricia Boser etc.

69 MvH Meine guten Amis

69 Gesellschaft Schluss per SMS

70 Die Besten Sie sehen Chanel – Prada

71 Thiel Wie kommen Sie darauf?

71 Wein Pouilly-Fumé 2010

73 Auto BMW M6 Cabrio

74 Hochzeit Patricia Huber und Manuel Hollerer

Autoren in dieser Ausgabe

Antje Joel



Die 46-jährige Journalistin, Buchautorin und Trägerin des Egon-Erwin-Kisch-Preises 1996 lebt seit vier Jahren in Irland. Mit ihrem Artikel

räumt Antje Joel auf mit den Klischees über ihre Wahlheimat und hofft, dass die Insel endlich den Anschluss an die Welt schafft. Seite 46

Gerhard Pfister



Der Zuger CVP-Politiker und Präsident der Subkommission Asylwesen kritisiert die Berichterstattung der Medien nach der zehnstündigen Asyl-

debatte im Nationalrat. Den Kritikern empfiehlt Gerhard Pfister, künftig besser zuzuhören – und einen Blick in die Bibel. Seite 31

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.

www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH

Nothilfe in Staatskunde

Von Peter Keller — Justizministerin Simonetta Sommaruga betreibt Arbeitsverweigerung im Asylwesen. Jeder KMU-Geschäftsführer würde für dieses Verhalten freigestellt.



Nicht viel zu regieren: Bundesrätin Sommaruga.

Vielleicht braucht Justizministerin Simonetta Sommaruga etwas Nothilfe in Staatskunde. Am vergangenen Wochenende kritisierte die Sozialdemokratin das Parlament für seine Asylrechtsverschärfungen. Namentlich stösst ihr auf, dass die Mehrheit im Nationalrat nur noch einen Nothilfe-Betrag für alle Asylsuchenden vorsehen will. «Ein Sozialhilfestopp steht im Widerspruch zu unserer humanitären Tradition», sagte die Bundesrätin der *Sonntagszeitung*. Diese Kollektivstrafe sei inakzeptabel.

Unten der Bundesrat, oben der Bürger

Sommaruga hält also einen Mehrheitsbeschluss des Nationalrats für «inakzeptabel», weil er gegen unsere humanitäre Tradition verstosse. Es gibt allerdings auch eine demokratische Tradition: dass nämlich eine Regierung auszuführen hat, was der Souverän (Parlament und/oder Volk) beschliesst. Von dieser Aufgabenteilung weiss jeder Schüler in der Schweiz, der nur ein paar Lektionen in Staatskunde genossen hat. Die Legislative ist die gesetzgebende Kraft, die Exekutive setzt um. Dafür bekommen Simonetta Sommaruga und ihre rund 3000 Angestellten im Justizdepartement einen anständigen Lohn.

Wer sich in die Schweizer Regierung namens Bundesrat wählen lässt, weiss zum Vornherin, dass er nicht viel zu regieren haben wird.

Das ist eben unsere spezifisch direktdemokratische Eigenheit. In der Eidgenossenschaft steht die Pyramide auf dem Kopf: Unten liegt die Spitze (die sieben Mitglieder des Bundesrates), dann folgt der Mittelbau (die beiden Parlamentskammern), und zuoberst thront das Fundament: der Souverän, die Schweizer Bürgerinnen und Bürger.

«Solche Bestimmungen bringen nichts»

Das Interview war kein unbedachter Ausrutscher. Sommaruga setzte bloss fort, was sich schon in der Debatte selbst abgezeichnet hatte: Sämtliche Anträge für eine Verschärfung des Asylrechts, die ihr nicht passten, bezeichnete die EJPD-Vorsteherin als «nutzlos» oder «Scheinlösung» oder als unnötige Versuche, die «nichts bringen» würden. Auch sie erteilte dem Parlament eine Art Lektion: nämlich in totaler Arbeitsverweigerung.

Zum eingeschränkten Familiennachzug meinte Sommaruga lapidar, «die Familien werden kommen, so oder so». Mit solchen «Scheinlösungen» kämen wir nicht weiter. Um den Zustrom von Asylbewerbern aus Eritrea zu stoppen, soll Kriegsdienstverweigerung nicht mehr als Flüchtlingsgrund anerkannt werden. Laut der Justizministerin werde sich in der Praxis trotzdem «nicht viel ändern». Dass in allen Nachbarstaaten, die diese Bestimmung schon längst kennen, praktisch keine Eritreer Asyl suchen, schien Sommaruga nicht zu beeindrucken. In der gleichen Tonlage ging es weiter: «Solche Bestimmungen bringen nichts»; «Ich möchte auch hier vor übertriebenen Erwartungen warnen»; «Machen Sie sich hier keine falschen Hoffnungen»; «An der heutigen Situation ändert sich überhaupt nichts».

Unter dem früheren Justizminister Christoph Blocher lagen die durchschnittlichen Asylgesuchszahlen bei rund 10 000 im Jahr. Heute sind es über 22 000 Anträge. Bei gleicher Gesetzgebung. Allein im letzten Jahr stiegen die Gesuche um rund 45 Prozent. Das international organisierte Asylwesen weiss genau, wo es mit dem Vollzug hapert, wo der politische Wille oder die Durchsetzungskraft fehlen. Insofern trifft die Analyse von Simonetta Sommaruga durchaus zu: Die Verschärfung wird nichts bringen, weil die Chefin ihrem Auftrag nicht nachkommt oder nicht nachkommen will. In jedem KMU-Betrieb müsste der Geschäftsführer für dieses Verhalten seinen Hut nehmen.

CVP-Nationalrat Gerhard Pfister über die Asyldebatte: Seite 31

Madame Pompadour



Valérie Trierweiler, Präsidentenpartnerin

Mais non, Madame Trierweiler ist kein Rottweiler, und das grausame Spiel ist weder ein Zickenkrieg noch ein Rosenkrieg, noch ein «Dallas im Elysée», sondern eine meisterlich gesponnene höfische Langzeitintrige wie zu Zeiten der Madame de Pompadour. Das Verhängnis nahm, ohne dass es die Damen damals ahnten, vor zwanzig Jahren seinen Anfang, als die damalige Umweltministerin Ségolène Royal nach der Geburt ihres vierten Kindes im Spitalbett die *Paris Match*-Reporterin Valérie Trierweiler zum Interview empfing. Der Vater war François Hollande. Im September 2005 publizierte die gleiche Illustrierte exklusiv aus der Feder Valéries die Absichtserklärung Ségolènes, 2007 für die Präsidentschaft zu kandidieren. Kurz danach begannen Valérie und Hollande, Ségolènes Lebenspartner, eine *amour secrète*. Vor der Öffentlichkeit mimte das zerbrochene Paar ein harmonisches Politiker-Doppel, und Ségolène erzählte, sie würden vielleicht endlich heiraten an einem Strand mit vielen Blumen. Geheucheltes Theater, von allen dreien. Aber es gab nur eine Verliererin, Ségolène, die gegen Sarkozy unterlag.

Der 24. Präsident Frankreichs ist jetzt François, und die Mätresse schläft im Palast. Sogar der Trostpreis als Parlamentspräsidentin bleibt Ségolène verwehrt nach der Niederlage um den Sitz in La Rochelle, sabotiert von Valérie mit ihrem Twitter-Spruch zugunsten des Konkurrenten. Imageberater werden versuchen, Valéries rächende Eifersucht diplomatisch abzuschleifen, sie will aber auf jeden Fall als «femme de caractère», wie sie sich versteht, weiterschreiben für den *Match*, nicht mehr über Präsidenten und Sozialisten, sondern über Kultur. Befangen in einem neuen Interessenkonflikt als Première Dame mit ihrem Insiderwissen und selber gefangen im Netz der Medien, die ihre Beute nicht mehr loslassen werden. Die Gräfin Pompadour, Mätresse und Einflüstererin des Königs Ludwig XV., legte sich eine schlaue Überlebenstaktik zurecht: Sie versöhnte sich mit der Königin. Werden Ségolène und Valérie je wieder miteinander reden?

Peter Hartmann

Unlauter

Von Alex Baur — MyClimate muss sich mässigen und falsche Aussagen korrigieren. Gut so.

Der angeblich gute Zweck heiligt nicht alle Mittel. Die zum Teil mit Steuergeldern finanzierte, auf den Verkauf von Klimazertifikaten spezialisierte Stiftung MyClimate muss sich in ihrer Propaganda mässigen. Bereits im letzten November hatte die Schweizerische Lauterkeitskommission (SLK) eine Beschwerde gegen die Werbepraktiken von MyClimate in allen Punkten stattgegeben (*Weltwoche* Nr. 48/11). Gerügt wurden eine ganze Reihe von falschen oder irreführenden Behauptungen und Zahlen, mit denen die Organisation für Solar- und Windanlagen sowie für CO₂-Zertifikate warb. Die SLK hat soeben einen Rekurs von MyClimate gegen diesen Entscheid definitiv abgewiesen.

Auslöser des Verfahrens wegen unlauteren Wettbewerbs war eine Beschwerde, die der Schreibende als Privatperson bei der SLK einreichte. Im Zentrum stand die Monte-Rosa-Hütte bei Zermatt, die MyClimate als CO₂-frei vermarktete zu einem Zeitpunkt, als längst bekannt war, dass die Sonne in der Praxis bloss rund die Hälfte vom Energiebedarf des Prestigebaus abdeckte (der Rest wurde mit einem Dieselgenerator erzeugt, wie Recherchen der *Weltwoche* aufzeigten).

Ein weiterer Punkt betrifft ein Windprojekt in der Türkei, das gemäss MyClimate angeblich 100 000 Menschen mit Strom versorgen sollte; tatsächlich kann bestenfalls von 22 000 Nutzniessern die Rede sein. Der Haken liegt indes vor allem bei den Launen der Witterung, die durch konventionelle Generatoren aufgefangen werden müssen. Schlicht unterschlagen wurde das CO₂, das bei der Erstellung der Anlagen freigesetzt wird. Von «sauberem» oder gar «CO₂-freiem» Wind- oder Solarstrom kann demnach keine Rede sein. Ein letzter Punkt betrifft ein Brennholz-Projekt in den Anden, das ebenfalls mit falschen Behauptungen propagiert wurde.

Mit ihrem Entscheid hat die SLK ein deutliches Zeichen gesetzt: Auch die Öko-Lobby muss sich an die Regeln halten und darf die Nachteile ihrer Wunderheilmittel nicht verschweigen. Wie schwer sich MyClimate damit tut, zeigt das vorliegende Verfahren: Statt mit Argumenten reagierte die Organisation vor allem mit Attacken gegen die Person des Anzeigerstatters – und disqualifizierte sich damit am Ende selber. Vier der sechs falschen Behauptungen hat MyClimate inzwischen vom Netz genommen oder korrigiert. Auf die restlichen Korrekturen warten wir gespannt.

Poesie und Stahl

Von Peter Hartmann — Italiens Regisseur Andrea Pirlo liefert Präzisionspässe auf dem Rasen und als privater Unternehmer Röhren aus seinen Metallfabriken.



Distanzierte Bescheidenheit: Spielmacher Pirlo.

Alles an ihm ist Understatement, bis auf die Flattermähne und die tiefsitzenden Schlabberhosen mit der Nummer 21. Andrea Pirlo, 33, der Denker und Lenker der Squadra Azzurra an der Euro 2012, der Magier, der diesen unglaublich frechen Elfmeter im Torgehäuse Englands versteckte, ist auch privat ein gewiefter Unternehmer. Die Familienholding, die sein Vater Luigi leitet, umfasst ein halbes Dutzend Metallfabriken, kommerzielle Immobilien, eine herrschaftliche Villa an der toskanischen Küste für den Urlaub und das mittelalterliche Weingut Pratum Coler in Flero bei Brescia, dem Wohnsitz des Clans.

Im Viertelfinal gegen die Engländer zählten die Statistiker 171 Ballberührungen Pirlors und nur 22 Ballverluste während 120 Minuten (Steven Gerrard, der Spielmacher des Gegners, war gerade mal 57-mal am Ball). Die Geschäftsbilanzen der Pirlors weisen für das Jahr 2011 einen Umsatz von 71,9 Millionen Euro und ein Nettovermögen von 11,3 Millionen aus, die Lohnkosten betragen 4 Millionen, so viel wie das Nettosalär des Stars als kickender Angestellter von Juventus Turin. Er hat nicht nur Fussball im Kopf; schon 48 Stunden nach dem Sieg in der Champions League 2007 mit der AC Milan in Athen gründete er in Brescia ein Stanzwerk. Er war gerade 28 Jahre alt. Die Liebe zu Stahl und Eisen ist kein Zufall. Pirlo stammt –

er spricht nie darüber – väterlicherseits aus einer Sinti-Sippe, und Metallbearbeitung gehört zu den traditionellen Zigeuner-Handwerken.

Dass er in seinem Leben immer wieder unterschätzt wird, gehört zu seiner Tarnung wie sein Buster-Keaton-Gesicht. Doch seine distanzierte Bescheidenheit in einem hysterischen, marktschreierischen Showbusiness wie dem Calcio ist nicht Maske, sondern Charakter. Dem leichtfüssigen, hageren Maestro fehlt jedes Imponiergehabe. Er ist drahtig und beweglich, wie aus Gummi und Stahl. Einzigartig macht ihn sein Radarblick für die Spielverlagerung, er ist Schachspieler und Navigator zugleich und hat dieses samtene und gleichzeitig chirurgisch-genaue Ballgefühl für kürzeste und, im Unterschied zu den spanischen Klein-Klein-Virtuosen, raumerobernde Pässe, die poetisch wie Regentropfen auf den Rasen fallen.

Berlusconis Fehleinschätzung

Entdeckt hatte ihn, welche Ironie, der England-Coach Roy Hodgson, als er in den neunziger Jahren noch Trainer von Internazionale Milano war – mit seinem gelöffelten, zynischen Penalty hat er Mister Roy jetzt gewissermassen den Gnadenstoss versetzt. Schon mit sechzehn Jahren und zwei Tagen debütierte Pirlo mit Brescia in der Serie A, darauf bat ihn Inter zu einem Testspiel hinter verschlossenen Türen im Trainingszentrum La Pineta. Er war der Leitwolf der italienischen U-21-Europameister, aber bei Inter wurde er für zu leicht befunden und nach 22 Spielen abgeschoben, ausgerechnet zum Stadtrivalen AC Milan. Der Unscheinbare entwickelte sich zum stillen, beständigen Leader einer brillanten Mannschaft von Paradiesvögeln und Publikumslieblingen wie Kaká, Maldini, Schewtschenko, Inzaghi, Seedorf.

Als der Besitzer Silvio Berlusconi vor einem Jahr die zwar immer noch erfolgreiche, aber überalterte Truppe der Millionenverdiener ausmistete, hielt er den Daumen ausgerechnet bei ihm nach unten. Wieder profitierte Pirlo von einer monumentalen Fehleinschätzung – er ging ablösefrei zu Juventus Turin, und den Meistertitel brachte er gleich mit. Wie sein Nationalcoach Cesare Prandelli, der ein Italien des Lächelns versprochen hat, wie der Ministerpräsident Mario Monti, der das Land aus dem Sumpf von Immobilität, Verschwendung und Korruption zu führen versucht, oder der Fiat-Retter Sergio Marchionne ist Andrea Pirlo ein Hoffnungsträger geworden: der Regisseur aus Stahl.

Personenkontrolle

Näf-Hofmann, Wessels, Emmenegger, Hildebrand, Widmer-Schlumpf

Die Grünliberalen sind um ein Rätsel reicher. Im Kanton Thurgau feiert die Partei mit dem jugendlich-dynamischen Image den Übertritt der vom Volk weggewählten SVP-Kantonsrätin **Marlies Näf-Hofmann** (85) zur GLP. Bekannt geworden ist die rüstige Dame allerdings weder durch liberale noch durch grüne Aktionen. Wichtigste politische Anliegen waren der Juristin und langjährigen Präsidentin der Zürcher Sektion «Ja zum Leben» die Kämpfe gegen die Liberalisierung des Schwangerschaftsabbruchs sowie gegen die Embryonen- und Stammzellenforschung. Daneben nahm sie die Interessen des Hauseigentümergebietes



Parteiwechsel mit 85: Marlies Näf-Hofmann.

wahr. Beobachter in der Ostschweiz vermuten allerdings hinter dem Parteiwechsel weniger politische als mütterliche Motive. Nachdem die SVP Arbon Näfs Sohn **Andreas**, der sich an der Universität Zürich immer noch an seiner Dissertation über Ethik abmüht, nicht einmal für das Amt eines lokalen Stimmenzählers nominieren konnte und auch dessen Kandidatur als Bezirksrichter ablehnen musste, suche sie nach neuen Wegen, den Mittfünfziger doch noch irgendwo zu platzieren. (*upe*)

Als die *Weltwoche* (Nr. 21/12) vor einem Monat über die engen Bande zwischen dem stadtbekanntem Kleinbasler Milieu-Beizer **Beat Emmenegger** und der für Wirtebewilligungen zuständigen Chefbeamtin **Miranda Bettler** berichtete, gab sich der zuständige Regierungsrat **Hans-Peter Wessels** (SP) entsetzt: «Die von Ihnen beschriebene Konstellation war mir nicht bekannt.» Der Hintergrund: Bettler lebt nicht nur als Mieterin in einer der Liegenschaften mitten im Basler Rotlichtviertel, die Emmenegger kontrolliert; sie reiste mit diesem auch schon nach Thailand in den Urlaub. Wessels kündigte eine Untersuchung durch die Staatsanwaltschaft an. Und diese kam nach einer Befragung der Betroffenen diese Woche zum Schluss, es gebe keinen Hinweis



«Rechtliche Schritte»: SP-Regierungsrat Wessels.

auf «Bestechung». Die «Vorwürfe» hätten sich als «offensichtlich haltlos» erwiesen, liess Wessels hierauf per Communiqué verbreiten, das Amt «prüfe» nun nicht näher bezeichnete «rechtliche Schritte» gegen die *Weltwoche*. Allerdings dementiert die Basler Regierung einen Vorwurf, der gar nie erhoben wurde: Im *Weltwoche*-Artikel geht es nicht um «Bestechung», sondern um «Filz» – ein wesentlicher Unterschied. Die schriftlich eingereichten Fragen, was im erwähnten Artikel konkret falsch sein soll und ob er die «beschriebene Konstellation» zwischen dem Puff-Beizer und der Chefbeamtin denn für unproblematisch halte (falls ja: Warum hat er dann die Staatsanwaltschaft eingeschaltet?), mochte Wessels bis Redaktionsschluss nicht beantworten. (*axb*)

Spätestens seit dem SF-Dokumentarfilm über den «erzwungenen Rücktritt» des ehemaligen Nationalbank-Präsidenten **Philipp Hildebrand** sind die letzten Zweifel ausgeräumt: Hildebrand musste gehen, weil er etwas tat, was man in seinem Amt unter keinen Umständen tun darf: privat mit Aktien und Devisen handeln. Zudem täuschte Hildebrand den Bankrat, das Aufsichtsorgan. Eine E-Mail, die belegte, dass er persönlich den Auftrag zum Dollarkauf gegeben hatte, unterschlug er. Von da an hatte der Bankrat kein Vertrauen mehr in ihn. Das wusste auch die Hildebrand-Vertraute **Eveline Widmer-Schlumpf**. Dennoch hielt sie weiterhin an ihm fest. Die *Weltwoche* wollte von Widmer-Schlumpf wissen, warum sie die neuen Fakten ignorierte. Es gebe «nichts hinzuzufügen», liess die Bundesrätin ausrichten. Auch auf vier weitere konkrete Fragen verweigerte sie jegliche Auskunft. (*gut*)



Zweifel ausgeräumt: Hildebrand-Rücktritt.

Nachruf



«Mehr sein als scheinen»: Haefner.

Walter Haefner (1910–2012) — Es war für mich ein prägendes Ereignis, als ich 1966 Walter Haefner kennenlernen durfte. Schon damals war er im Schweizer Automobilmarkt die Nummer eins und besuchte mich an der Badenerstrasse mit einem schwarzen VW Käfer, dem man nicht ansah, dass er einen Porsche-Motor verbarg. Ganz nach der Devise: «Mehr sein als scheinen». Wir alle, auch mein Vater, hatten grossen Respekt vor dem Menschen und Unternehmer Haefner, der hielt, was er versprach. Mit ihm brauchte es keine Verträge wie sonst im Geschäftsleben.

Er war ein Mann der leisen Töne und der grossen Taten. Seine Ziele verfolgte er mit eiserner Disziplin, blieb dabei immer Gentleman. Er hatte Sinn für die schönen Dinge, aber sein Credo war: «Arbeite hart, bedenke die Konsequenzen deines Tuns, und verliere auch im Erfolg die Bodenhaftung nicht.» Der regelmässige Gedankenaustausch mit ihm war etwas Besonderes. Auch im fortgeschrittenen Alter analysierte er jedes Detail in Wirtschaft und Politik und gab selbst einem Konkurrenten präzise, wertvolle Ratschläge. Walter Haefner wurde zu einer prägenden Persönlichkeit in meinem Leben.

Als ich ihm zu seinem hundertsten Geburtstag gratulierte, antwortete er: «Hundert Jahre alt zu werden ist kein Verdienst – es ist ein Geschenk.» Mit Walter Haefner ist eine der ganz grossen Unternehmerpersönlichkeiten der Schweiz von uns gegangen. Er war in vielen Bereichen Pionier: Automobile, Pferde, Computer, Immobilien, unter anderem. Wir alle werden ihn vermissen.

Walter Frey

Erlösende Unterwerfung

Von *Beatrice Schlag* — Über zehn Millionen Mal wurde die Sodomaso-Trilogie «Fifty Shades» der Schriftstellerin Erika Leonard alias E.L. James bisher verkauft. Vor allem an Frauen. Ein Beweis für die Rückkehr der weiblichen Sehnsucht nach dem starken Mann?



«Frauen wollen an die Wand geschleudert werden, ohne gefährdet zu sein.»

Wenn sich die Sexualität in der Frühpubertät meldet, beginnt man, nach erregendem Material Ausschau zu halten. Früher nannte man es «Stellen» suchen. «Stellen» waren sexuell eindeutige Textpassagen in Büchern, irgendwo im Bücherregal der Eltern versteckt. In «Lady Chatterley», in der «Geschichte der O», in langfädigen französischen Romanen, die einem bis auf die «Stellen» nichts sagten. Inzwischen haben die Sex-Werbung nach zehn

Uhr abends im Fernsehen und die Porno-Sites im Internet die «Stellen» ersetzt.

Wer sexuelles Anschauungsmaterial sucht, braucht nicht mehr lang zu suchen. Pech für Frauen, dass sie mit erotischen und pornografischen Fotos von erigierten Gliedern und gespreizten Frauenbeinen selten viel anfangen können. Für die meisten Frauen tun «Stellen» mehr als Sex-Bilder. Dass sie ausgerechnet von der Sodomaso-Trilogie «Fifty Shades» von

E.L. James zu Millionen angetörnt werden, ist allerdings auch Pech.

Dornröschen-Geschichte mit Haken

Die drei Bände «Fifty Shades of Grey», «Fifty Shades Darker» und «Fifty Shades Freed» belegen seit drei Monaten die Plätze eins bis drei der Bestsellerliste der *New York Times*. Platz vier belegt inzwischen seit sechs Wochen die Sammelausgabe «Fifty Shades Trilogy». So viel Verkaufserfolg war weder «Harry Potter» noch der Vampir-Saga «Twilight» je vergönnt. Dabei wären «Fifty Shades» nie geschrieben worden, wenn die schottische Autorin Erika Leonard ihre ersten Blogs nicht nach der Vorlage von «Twilight» geschrieben hätte.

Die Blogs waren so erfolgreich, dass ein kleiner australischer Verlag daraus ein Buch mit dem Titel «Fifty Shades of Grey» machte, was einerseits fünfzig Grautöne bedeutet, andererseits auf die männliche Hauptfigur Grey anspielt. Es ist die Geschichte der schlagfertigen, aber sexuell unerfahrenen Studentin Anastasia Steele, die sich in eine Art Mark Zuckerberg verliebt. Nur sieht ihr junger IT-Milliardär Christian Grey im Gegensatz zu Zuckerberg hervorragend aus, ist kultiviert, gesprächig und sexuell ein Ausnahmetalent. Eine Dornröschen-Geschichte mit Haken, wie immer.

Grey ist von Anastasia genauso angezogen wie sie von ihm. Aber er stellt Bedingungen. Er will Sex, aber keinen gewöhnlichen. Er will nicht berührt werden und wünscht keinen Augenkontakt, ausser wenn er ihn befiehlt. Grey will Anastasia fesseln, aufhängen, prügeln und peitschen. Und vor allem dominieren. Er ist Sodomasochist und sucht eine Frau, die sich ihm bedingungslos unterwirft. Über Liebe sagt er: «I don't do the girlfriend thing. I don't make love.»

Nichts gegen Lore-Romane, sexuell unkonventionelle Männer, «Stellen» und unanstrengende erotische Lektüre. Aber bei Platz eins bis drei auf der Bestsellerliste der *New York Times* erwartet man etwas. Oder vielmehr, man erwartet etwas nicht: wachsende Langeweile.

Aber genau das findet man in der «Fifty Shades»-Trilogie. Anastasia errötet konstant beim Anblick des Geliebten. Sie kann nicht mehr essen, wenn er ihr gegenüber sitzt. Er ist zu betörend mit seinen grauen Augen. Sein Geruch ist zu umwerfend, sein makelloser Astralleib in den stets frisch gebügelten weißen Leinenhemden lässt sie das Atmen vergessen. Und das immer wieder, gefühlte tausend

Mal allein im ersten Band, in stets denselben Worten. Das weibliche Geschlechtsteil heisst bei ihr «tief da unten». Beim Anblick seines stattlichen Gemächts denkt sie entweder «holy cow» oder «holy shit». Das macht nicht an. Das ist Teenager-Sprache, nicht der Umgangston einer angeblich literarisch belesenen Studentin und auf Dauer ziemlich eintönig.

Dass die Sadomaso-Geschichte dennoch Millionen von Frauen fasziniert, liegt an einem einfachen Trick: Anastasia Steele ist nicht sadomasochistisch veranlagt. Alle Qualen, die sie sich angedeihen lässt, hat sie nicht gewählt, weil sie gern leidet. Sondern weil sie Christian liebt und hofft, ihre Liebe werde ihn von seiner kaputten Vorstellung von Sexualität erlösen. Das war immer schon die Annahme von Frauen: Sie würden ihren Mann schon ändern. Bei einem, der seine Geliebte ein minutiöses Regelwerk unterschreiben lässt, bevor er sie fesselt und versohlt, ist der Ehrgeiz umso grösser.

Dass der schöne, reiche und ihr gegenüber finanziell äusserst grosszügige Christian ein sexuell misshandeltes Kind war, hilft der Schmonzette natürlich. Er wurde nicht als Sadomasochist geboren. Es waren die Umstände, die ihn zur Liebe unfähig machen. Und er ist ein sehr umsichtiger Peiniger, der die Striemen, die er ihr verpasst, hinterher schonungsvoll mit Creme einreibt.

Ist die emanzipierte Frau überfordert und entscheidungsmüde?

Mit anderen Worten: Die Frau ist unschuldiges Opfer ihrer Liebe. Ihr Körper wird wundersamerweise dennoch erregt, wenn ihm die gefürchteten Schmerzen zugefügt werden. Der Sadomasochismus des Mannes ist eine traurige Folge der Qualen, die er als Kind erlitt. Verantwortlich für das, was die «Stellen» des Buches ausmacht, die Auspeitschungen und Erniedrigungen, ist also keiner wirklich. Das macht den Soft-Porno zum Schicksal und damit für Frauen schicklich.

Und offenbar anregend genug, das eigene Sex-Leben etwas abwechslungsreicher zu gestalten. Seit Erscheinen des Buches in den USA Anfang März sind die Verkäufe von Seilen, Handschellen und grauen Krawatten, Greys bevorzugte Fesseln, in New York sprunghaft angestiegen. «Früher kauften nur Männer Seile», sagt der Verkäufer eines Do-it-yourself-Geschäfts, «jetzt sind es viel mehr Frauen als Männer.»

Feministinnen werfen die Hände. Waren sie dafür auf die Barrikaden gegangen, dass Jahrzehnte später die weibliche Unterwerfung wieder zelebriert wird? Und das ausgerechnet von einer Frau? An krausen Instant-Theorien über das Warum des gigantischen Bucherfolgs

mangelt es nicht. Ist die emanzipierte Frau überfordert und entscheidungsmüde? Will sie wenigstens im Bett wieder dominiert werden?

In Wahrheit geht es um ein peinliches Tabu, einen Widerspruch, mit dem viele Frauen hadern: Ihr Pochen auf Gleichberechtigung und das, was sie sich im Bett wünschen oder vorstellen, passt meist nicht zusammen. Die se-



Peinliches Tabu: Autorin Leonard.

xuellen Unterwerfungsfantasien von Frauen sind schon seit Jahrzehnten Gegenstand von Forschungen. Nach einer vor drei Jahren in der Fachzeitschrift *The Journal of Sex Research* veröffentlichten Auswertung von zwanzig Studien zum Thema haben zwischen 31 und 57 Prozent der Frauen Vergewaltigungsfantasien, die sie erregen, häufig beim Geschlechtsverkehr.

Weibliche Lust ist narzisstisch

Sie hasse das Wort Vergewaltigungsfantasie, sagt die amerikanische Psychologieprofessorin Marta Meana. Vergewaltigung bedeute Kontrollverlust, Fantasie hingegen absolute

Kontrolle, und der Unterschied zwischen der Realität und dem Film im Kopf sei riesig. Es handle sich um Fantasien, so sehr gewollt zu werden, dass man sich der Aggression unterwerfe. Mit Wörtern wie Aggression und Unterwerfung hadert die Psychologin allerdings ebenso: «Wir müssen neue Bezeichnungen finden für eine Fantasie, in der die Frau sich letztlich willentlich dem Mann ergibt. In Wahrheit», sagt Meana, «ist die weibliche Lust narzisstisch, nicht beziehungsorientiert.»

«Was Frauen wollen», sagt auch die kanadische Forscherin Meredith Chivers, «ist ein echtes Dilemma. Sie wollen an die Wand geschleudert werden, ohne gefährdet zu sein. Sie wollen einen fürsorglichen Höhlenmenschen. Und vor allem: Begehrt zu werden, ist für die weibliche Sexualität ein unglaublich mächtiger Faktor.» Im Interview mit der *New York Times* sagte eine Domina, die unter dem Pseudonym Jennifer Hunter arbeitet: «Jede gute Domina weiss, dass der dominierte Partner in Wahrheit der ist, der die Kontrolle hat. Eine Frau, die sich sexuell unterwirft, muss sich lediglich entspannen, während köstliche sexuelle Dinge mit ihr angestellt werden. Sie ist der Star des Geschehens.»

Ähnlich sieht es Christian Grey in «Fifty Shades», bevor Anastasia Steele sich durchringen kann, den Vertrag zu unterschreiben, der sie sexuell zu seinem Eigentum macht: «Wenn du meine Untergebene wärst, müsstest du dir über all das keine Gedanken machen. All diese Entscheidungen, all dieses ermüdende Überlegen, ob das nun richtig ist oder nicht. Du müsstest dich um nichts kümmern. Das ist, was ich als der Dominante für dich tun würde.»

Fifty Shades: Band 1 der Trilogie von E. L. James ist ab 9. Juli auf Deutsch unter dem Titel «Geheimen Verlangen» erhältlich. Goldmann. Fr. 19.90.

TOYOTA IST WAKUDOKI

Jetzt ab Fr. 24'500.-*
Mit 1,9% Leasing ab Fr. 212.- pro Monat*

YARIS HYBRID

TOYOTA

NICHTS IST UNMÖGLICH

wakudoki.ch

* Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug des Cash Bonus, inkl. MwSt. Yaris Hybrid Luna 1,5 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 74 kW (100 PS), 5-Türer, Fr. 27'500.- abzgl. Cash Bonus von Fr. 3'000.- = Fr. 24'500.-, Leasingzins Fr. 212.60, Ø Verbrauch 3,5 l/100 km, Ø CO₂-Emission 79 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. Leasingkonditionen: Effektiver Jahreszins 1,92%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.-), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Aktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Juni bis 31. Juli 2012. Inserat zeigt aufpreispflichtige Optionen.

Schöner sterben

Von Henryk M. Broder — Wo, wenn nicht in Auschwitz, sollte man einen Sterbehospiz eröffnen?



Vielleicht ist doch was dran an dem alten Satz, dass es die Täter immer wieder an den Ort der Tat zieht. Und vielleicht muss man diesen Satz um eine Komponente ergänzen,

die noch eine Spur makabrer ist: Die Täter suchen die Nähe zu ihren ehemaligen Opfern, so wie die ehemaligen Opfer den Umgang mit den Tätern (bzw. deren Nachkommen) suchen.

Der Bundesminister für Gesundheit, Daniel Bahr, ist letzte Woche, begleitet von Angehörigen seines Ministeriums und Journalisten, nach Polen geflogen, um in Auschwitz ein Sterbehospiz zu eröffnen, das sein Haus mit 100 000 Euro mitfinanziert hatte. Eine dem Minister nahestehende Zeitung fasste die Mission des Ministers in dem Satz zusammen: «Dem Leben und dem Tod die Würde zurückgeben.»

Die Idee zu dem Hospiz hatte ein 94 Jahre alter Pole, dem im Juni 1942 die Flucht aus dem Stammlager (Auschwitz 1) gelang, also noch bevor das Vernichtungslager Birkenau (Auschwitz 2) den Betrieb aufnahm. An seine Adresse sagte der Minister bei der Feier zur Eröffnung des Hospiz: «Ich bin noch nie einem Menschen begegnet, der so wie Sie in den Abgrund geschaut hat und trotzdem nicht verbittert ist.»

Auschwitz überlebt zu haben, ohne verbittert zu sein, ist eine Leistung, die unbedingt gewürdigt werden muss, obwohl sie der menschlichen Natur widerspricht. Wo es aber darauf ankommt, «dem Leben und dem Tod die Würde» zurückzugeben, also ein Wunder zu vollbringen, muss die menschliche Natur eben einen Schritt zurücktreten.

Das Sterbehospiz hat zwanzig Plätze. Das ist nicht viel – gemessen an der Kapazität des ehemaligen Lagers, in dem über eine Million Menschen vom Leben zum Tode befördert wurden, «industriell», wie immer wieder betont wird. Im Sterbehospiz wird jeder Todeskandidat individuell betreut. Das alte Auschwitz war eine Todesfabrik, das neue ist eine Sterbeboutique. Das Haus, schrieb die dem Minister nahestehende Zeitung, «ist nagelneu, sehr sauber», allerdings auch «etwas klinisch». Nun, das dürfte sich legen, sobald die ersten «Patienten» eingezogen sind. Für den Minister hat die Reise ihren Zweck erfüllt: Er liess sich auf den Gleisen, die nach Birkenau führen, fotografieren.

Einmal so, einmal so

Von Silvio Borner — Unter Applaus verurteilt die staatliche Weko einen Autohersteller wegen angeblicher Importbehinderungen. Gleichzeitig schottet derselbe Staat den Markt ab.

Die Schweizer Wirtschaft ist zweigeteilt: Auf der einen Seite haben wir den kompetitiven und produktiven Sektor der Exporteure und Multis, auf der anderen die wenig wettbewerbsintensive Binnenwirtschaft. Letztere war in der Landwirtschaft geradezu planwirtschaftlich, im Detailhandel oder bei den Versicherungen stark genossenschaftlich und in weiten Teilen des Gewerbes und der lokal orientierten Industrie kartellistisch.

Typisch war das Bierkartell mit harten Preisabsprachen, einheitlichen Produktdefinitionen und Qualitätsnormen sowie Gebiets-, ja sogar Beizenzuteilungen. Ich kämpfte damals an der Seite des tapferen Karl Schveri gegen dieses Monster, das die gesamte Bierwelt zu beherrschen versuchte: wie Bier normiert, wie es gebraut, abgefüllt, verteilt und natürlich «gepreist» werden muss. Obwohl das Bierkartell mit dem Argument des «Lädelisterbens» staatlich gestützt wurde, begann es rasch zu bröckeln und zu zerfallen. Der Grund: Der ausländische Wettbewerb konnte nicht ausgeschaltet werden, weil der internationalisierte Industriesektor (zum Glück) die offenen Grenzen verteidigen konnte. Die stolzen Inlandbrauer wurden von ausländischen Produzenten unterboten und – dies vor allem – innovativ überholt und schliesslich zum Schnäppchenpreis aufgekauft. Früh habe ich gelernt, dass Kartelle in der Schweiz nur überleben, wenn sie staatlich geschützt werden, vor allem vor der Importkonkurrenz.

Jetzt hat die staatliche Wettbewerbskommission (Weko) an BMW ein Exempel statuiert. Der Autohersteller aus Bayern soll deutschen Händlern Verkäufe an schweizerische Kunden verboten haben. Wenn im attraktiven und daher umkämpften Schweizer Automarkt eine «monopolistische Konkurrenz» herrscht, ist der Wettbewerb sehr «wirksam». Dies obwohl oder gerade weil Produkt- und Preisdifferenzierungen die beiden zentralen strategischen Marketinginstrumente sind, um im harten Innovationswettbewerb zu überleben. Dabei spielen nationale Märkte bei vertraglich gebundenen Vertriebsnetzen eine zentrale Rolle.

Warum will BMW nicht, dass deutsche Händler Autos in die Schweiz liefern? In erster Linie, um die Schweizer Vertragshändler als eigenständige Kleinunternehmer trotz höherer Personal-, Land- und Baukosten über Wasser

zu halten. Im harten Konkurrenzkampf mit anderen Automarken ist es offensichtlich unabdingbar, mit Qualitätsservice vor Ort, Extraausstattungen oder Garantieleistungen wettbewerbsfähig zu bleiben. Sonst könnte ja BMW das Händlernetz in der Schweiz fallen lassen. Dies würde den Markenwettbewerb hierzulande sicher schwächen. Oder nehmen wir an, BMW würde alle Schweizer Händler aufkaufen und konzernintern integrieren, statt nur vertraglich zu binden. Mit einem Marktanteil von gut fünf Prozent in der Schweiz würde die Fusionskontrolle sicher nicht eingreifen.

Gewerbe und Gewerkschaften vereint

Der Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands beklatschte die BMW-Aktion. Dabei will gerade das Gewerbe mit staatlicher Mithilfe die ausländische Konkurrenz fernhalten. Kürzlich habe ich für das Weekend-Haus im

benachbarten Frankreich eine Sonnenstore bestellt und den lokalen Lieferanten gleichzeitig um eine Offerte für meine Basler Wohnung gebeten. Das sei leider nicht (mehr) möglich, weil vorab eine Kautions von Fr. 20 000.– hinterlegt werden müsste. Zudem müsste alles Material durch einen schikanösen Zoll mit stundenlangen Wartezeiten und pingeligen

Kontrollen geschleust werden.

Das Handtuch hätte man spätestens dann geworfen, wenn nach der Verzollung der Lieferwagen am schweizerischen Installationsort von der Polizei abgefangen worden wäre. Dabei wären in inquisitorischer Manier Auskünfte über Berufsabschlüsse, Löhne und Sozialleistungen verlangt worden. Im Übrigen sei das natürlich nicht nur bei den Stores, sondern im gesamten Baunebengewerbe so oder ähnlich.

Die Installation in der Schweiz wird nicht explizit verboten, einem aber durch finanziell-administrative Hindernisse so lange vergällt, bis die grenznahen Gewerbler kapitulieren. Als politischer Ökonom verfolge ich seit einiger Zeit mit Entsetzen, wie unverfroren und innigst vereint Gewerbler und Gewerkschafter die «flankierenden Massnahmen», langsam aber sicher so verschärfen, dass die Personenfreizügigkeit und die Dienstleistungsfreiheit faktisch ausser Kraft gesetzt werden. Was meint Herr Gewerbebedirektor zu dieser hausgemachten Marktabschottung?



Islamistische Militärherrschaft

Von Hansrudolf Kamer — Ägypten hat seinen Präsidenten gewählt, doch der Militärrat behält vorerst die Macht. Der Westen schwankt wie üblich zwischen den Wünschen nach Demokratie und Stabilität.



Ägypten, das alte Land, hat zum ersten Mal in seiner Geschichte einen frei gewählten Präsidenten. Der machte zunächst alles richtig: Er trat aus seiner Partei aus, der Muslimbruderschaft, erklärte, er

möchte das Oberhaupt aller Ägypter sein und er wolle alle internationalen Verträge einhalten. Das tönte fast zu gut, um wahr zu sein.

Das Land der Pharaonen hat schon früher mit demokratischen Elementen experimentiert. Unter der Monarchie, nachdem Grossbritannien Ägypten 1922 in die Unabhängigkeit entlassen hatte, bis zum Coup Nassers 1952 gab es ein parlamentarisches Leben und einen Wettstreit zwischen politischen Parteien, wenn auch die endemische Korruption das Ganze konterkarierte.

Mubarak war der letzte Ausläufer der Nasser-Revolution. Fouad Ajami zitiert den Literaturnobelpreisträger Nagib Machfus mit dem geflügelten Wort, Nasser und seine Komplizen hätten den Besitz der wenigen, aber auch die Freiheit aller geraubt. Deshalb ist die Wahl Mohammed Mursis nur der erste Schritt zur Überwindung der Folgen dieser Militärrevolution.

Der erste Schritt – aber wohin? Zunächst bedeutet die Wahl eine Stärkung der Muslimbruderschaft. Sie ist ihrem Ziel, im wichtigsten arabischen Land die Oberhand zu gewinnen, ein gutes Stück nähergekommen. Sie hat in den langen Jahren der Unterdrückung durch die Militärregimes gelernt, politische Pragmatik mit chamäleonartiger Geheimniskrämerei zu verbinden. Während der Proteste, die zum Sturz Mubaraks führten, taktierte sie meisterhaft und spielte dann mit dem Militärkatzen und Maus.

Woran man mit der Muslimbruderschaft ist, wenn sie einmal die reale Macht in den Händen hält, weiss niemand. Die Militärjunta hat deshalb und um ihre Privilegien zu schützen, die Befugnisse des Präsidenten im Voraus drastisch eingeschränkt, das Parlament in die Wüste geschickt und die Ausarbeitung einer neuen Verfassung unter ihre Fittiche genommen.

Sie sah sich dazu legitimiert, weil die Muslimbrüder im neu gewählten Parlament und in der verfassunggebenden Versammlung be-

reits die Arroganz der neu erworbenen Mehrheit praktiziert hatten. Damit hatten sie die säkularen und liberalen Kräfte vor den Kopf gestossen und alte Befürchtungen zu neuem Leben erweckt.

Das Verhalten der Militärs war undemokratisch. Westliche Demokratien, die sich gerne eine Art Vorbildfunktion zusprechen und sich auf die Seite des Volkes stellen möchten, haben deshalb den Militärrat erneut aufgefordert, die Macht wirklich abzugeben. Doch die westliche Haltung ist mehrschichtig.

«Wir oder das Chaos»

Im März hatte die Administration Obama die Hilfsgelder für Ägypten, darunter 1,3 Milliarden Militärhilfe, im Prinzip freigegeben. Dies, obwohl der Militärrat Oppositionelle eingesperrt, die Presse kujoniert und den Sturm auf die israelische Botschaft zugelassen hatte. Ausserdem hatte er auf eine Schar friedlich demonstrierender Christen schießen lassen und schliesslich auch westliche Nichtregierungsorganisationen ausgeschaltet und ins Ausland vertrieben.

«Wir oder das Chaos» lautete Mubaraks Botschaft an den Westen. Viel geändert hat sich nicht. Der Militärrat behält auch unter dem Präsidenten Mursi die reale Macht bis auf weiteres, und westliche Regierungen sind darü-

ber, entgegen öffentlichen Bekundungen, nicht ganz unglücklich. Denn es gibt zwei Modelle für die weitere Entwicklung: ein relativ gutes – die Türkei – und ein ziemlich schlechtes – den Iran.

Hinter den Kulissen werden die Muslimbrüder versuchen, mit den Militärs einen Modus Vivendi zu finden. Wie das konkret gehen soll, ist weniger klar. In einem Gespräch mit dem *Wall Street Journal* erklärte der starke Mann und Financier der Islamisten, Chairat al-Schatter, das gewählte Parlament müsse wieder eingesetzt werden und das Militär bei der Ausarbeitung der neuen Verfassung ins zweite Glied zurücktreten.

Doppelbödig agierte aber auch der neue Präsident. Vor der Bestätigung seiner Wahl gab er der iranischen Agentur Fars ein Interview, in dem er eine Annäherung Ägyptens an den Iran und eine Überprüfung des Friedensvertrags mit Israel ankündigte. Er sprach von einem wünschbaren neuen strategischen Gleichgewicht in der Region. Später liess er das Gesagte dementieren. Doch der Inhalt des offiziell Nichtgesagten entsprach genau dem Programm und der politischen Seelenlage der Islamisten.

Ägypten hat an sich wenig Neigungen zu einer Theokratie wie im Iran. Das Nil-Land ist arm wie eine Kirchenmaus, auf das Ausland angewiesen, keine Erdölmonarchie. Wenn Amerika und Saudi-Arabien ihre Milliardenhilfen kappen, sind der Iran und Putins Russland nur ein schlechter Ersatz. Der neue Präsident steht vor einer Krise seiner Legitimität, er braucht Verbündete und einen wirtschaftlichen Aufschwung. Sofern die Muslimbrüder das überhaupt wollen. Gotteskrieger folgen einem eigenen inneren Kompass.



Fast zu gut, um wahr zu sein: Muslimbrüder bejubeln die Wahl von Präsident Mursi.

Genfs Demokratie an Kenias Pranger

Von Christoph Mörgeli

Zersplitterte Schaufenster- und Hotelscheiben. Qualmende Rauchbomben. Brennende Autos. Die von Gewerkschaften, Sozialisten, Kommunisten und Grünen organisierte Anti-WTO-Demonstration vom 28. November 2009 in Genf eskalierte in Zerstörung und nackte Gewalt. Doch irgendwann haben selbst die geduldigen Bewohner Genfs die Nase voll. Sie stimmten in diesem Frühjahr für eine Verschärfung des Demonstrationsgesetzes. Künftig müssen die Veranstalter für einen sicheren Ablauf einer Demonstration besorgt sein. Sie können sonst mit bis zu hunderttausend Franken gebüsst werden oder erhalten für eine gewisse Zeit keine Bewilligung mehr.

Soeben trat jetzt der Kenianer Maina Kiai auf den Plan, seines Zeichens Uno-Berichtersteller für die Versammlungsfreiheit. Er übt in einem Bericht zuhanden des Uno-Menschenrechtsrates scharfe Kritik am Genfer Souverän. Der afrikanische Demokratiespezialist ist tief besorgt über die Einschränkung der demokratischen Versammlungsfreiheit. Denn der demokratische Genfer Volksentscheid bedrohe die Demokratie. Als demonstrations- und demokratiefreundlich erwähnt der kenianische Experte neben der République et Canton de Genève auch Sympathieträger wie Syrien, Ägypten, Bahrain, China und Weissrussland.

Genf ächzt unter der Kriminalität von Banden aus Algerien und Tunesien. Und unter dem Ansturm afrikanischer Asylbewerber mit immer neuen Variationen abenteuerlicher Lügengeschichten. Jetzt darf sich der Kanton von einem Uno-Funktionär aus Kenia die Leviten in Bezug auf Menschenrechte lesen lassen. Bei den letzten Wahlen in Kenia gab es massive Fälschungen sowie 1500 Tote und 600 000 Vertriebene. Politischer Mord, Folterung, Vergewaltigung, Genitalverstümmelung gehören dort zum Alltag. Ein kenianischer Stadtbewohner muss monatlich durchschnittlich 16-mal jemanden bestechen. Jedes dritte Mädchen ist gezwungen, sich zu prostituieren. Männliche Homosexualität wird mit bis zu 21 Jahren Gefängnis bestraft.

Ausgerechnet die Genferin Micheline Calmy-Rey hat den Uno-Menschenrechtsrat erfunden, der das Genfer Volk jetzt an den Pranger stellt. Schön blöd ist nicht die hochbezahlte afrikanische Exzellenz, die im menschenrechtsgefährdeten Genf ein süßes Diplomatenleben genießt. Schön blöd sind ihre Gastgeber, die sich von diesem Herrn Maina Kiai alles bieten lassen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Immerhin etwas Unterhaltung

Von Peter Bodenmann — Version 2012: Schnüffelstaat Schweiz durchsucht die Harddisks von alt Bundesrat Blocher.



In der eigenen Fraktion isoliert: SVP-Politiker Blocher.

Geschichte 1 — Philipp Hildebrand war, ist und bleibt ein Hedge-Fund-Manager. Sein grösster Fehler: Er hat die Schweizerische Nationalbank mit einem Hedge-Fund verwechselt. Deshalb konnte er den Kurs von Fr. 1.40 nicht halten. Auch Linke und Gewerkschafter nahmen den zu Wendigen und zu Windigen in Schutz.

Geschichte 2 — Für Christoph Blocher war lange klar: Ein starker Franken ist gut für eine starke Schweiz. Je stärker, desto besser. Zwei Mal musste der Wiederholungstäter seinen Kurs ändern. Als der Franken gleich viel wert war wie der Euro, verlangte Blocher plötzlich einen Kurs von Fr. 1.30. Als er später zusammen mit seinen U-Booten Oswald Grübel und Martin Janssen die Untergrenze von Fr. 1.20 knacken wollte, wurde Blocher in der eigenen Fraktion von Peter Spuhler und Hansruedi Wandfluh isoliert. Und war wieder für die Untergrenze. Die Gemässigten in der SVP feixten.

Geschichte 3 — Zu lange war das Bankgeheimnis in der Schweiz eine heilige Kuh. Drei Zürcher SVP-Männer verletzten es, um Hildebrand wegzublasen. Und wurden dabei erwischt wie unerfahrene Haschischraucher. Die Mittäter beschuldigen sich – zur Freude ihrer Gegner – inzwischen gegenseitig. Wie junge Paffer.

Geschichte 4 — Einst stimmte Blocher für die Aufhebung der Immunität von Jean Ziegler. Die folgenden Prozesse haben den Genfer Pro-

fessor fast in den Ruin getrieben. Heute beschwert sich Blocher – politisch zu Recht – über die Aufhebung der parlamentarischen Immunität als Waffe der politischen Mehrheit gegen kritische Parlamentarier. Das war schon bei Jean Ziegler so. Jetzt durchsucht der Schnüffelstaat Schweiz Blochers Harddisks.

Geschichte 5 — Das Schweizer Fernsehen hätte uns diese vier sich überlagernden Geschichten mit all ihren Widersprüchen erzählen können. Stattdessen setzte sich der Dok-Filmer Hansjürg Zumstein – immerhin eine Innovation – vorab selber in Szene. Und erzählte nur die eine Hälfte der Geschichten.

Wie geht es weiter? Erfahrungen lehren: Wer den Skandal betreibt, braucht gute Nerven und altert trotzdem schneller. Und jeder Skandal braucht mindestens ein Opfer. Damit alles bleibt, wie es war.

In den neunziger Jahren zerstörte die Nationalbank mit zu hohen Zinsen unnötigerweise 150 000 Arbeitsplätze. Niemand hat je dafür die Verantwortung übernommen. Heute zerstört die Nationalbank – weil sie den Frankenkurs nicht auf 1.40 anhebt – wieder Teile des Werk- und Denkplatzes Schweiz. Schuld wird auch diesmal niemand sein. Aber immerhin ist für etwas Unterhaltung gesorgt.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Wie im Kommunismus

Von Kurt W. Zimmermann — Die Politik zeichnet ein tristes Bild unseres Tageszeitungsmarktes. Das Bild ist korrekt.

Politiker, wie man weiss, sind Meister des Lamentierens. Alles ist schlecht. Es muss schlecht sein, damit sich die segensreiche Wirkung der Politik dann umso heilsamer entfalten kann.

Äusserst schlecht steht es derzeit um unsere Tageszeitungen. Das zeigten die zwei kürzlichen Debatten zum Thema Presseförderung in National- und Ständerat. Die Pressekonzentration hat aus Sicht des Parlaments ein unerträgliches Ausmass erreicht.

SP-Ständerat Claude Hêche aus dem Jura will darum «die Alarmglocke ziehen». FDP-Frau Christine Egerszegi aus dem Aargau will darum «den Markt nicht spielen lassen». Der grünliberale Markus Stadler aus Uri will darum «nicht eine Medienwelt, die von Coca-Cola gesteuert wird».

Wenn man die Debatte in National- und Ständerat verfolgt hat, dann steht es sehr schlecht um die tägliche Medienvielfalt. Die Politiker zeichnen das Bild eines Landes, das von Medienmonopolen dominiert und von wenigen Grossverlagen kontrolliert wird. Es ist ein Land, wo der Wettbewerb nicht funktioniert.

Interessant daran ist, dass das stimmt.

Es gibt noch dreissig regionale Tageszeitungen in der Schweiz. Mehr sind es nicht. Man kann die Statistik zwar etwas schönreden, indem man die Kopfblätter der dreissig Aufrechten mitrechnet. Aber das ist Selbstbetrug, weil diese Splits keine autonomen Redaktionen haben.

Die dreissig Tageszeitungen verteilen sich auf fünfzehn Medienhäuser. Fast alle dieser Medienhäuser sind Monopolisten. Es gibt heute in der Schweiz nur noch drei Regionen ohne Monopol, Regionen also, wo Zeitungen aus mehr als einem Verlag erscheinen. Das sind Zürich, Tessin und Jura.

In den Randregionen Tessin und Jura gibt es jeweils noch zwei Verlage mit einer eigenen Tageszeitung. Der Grossraum Zürich ist landesweit die einzige Gegend mit drei Angeboten. Sie stammen von Tamedia (*Tages-Anzeiger* etc.), NZZ-Gruppe (*Neue Zürcher Zeitung*) und Ziegler in Winterthur (*Der Landbote*).

In allen anderen Regionen gibt es nur noch einen einzigen Verlag. Die NZZ-Gruppe etwa beherrscht einsam die Ost- und Zentralschweiz. Tamedia ist alleiniger Monopolist in Bern und der Westschweiz. Die AZ-Gruppe hat Mittelland und Baselbiet für sich gepachtet. Auch kleinere Verlage wie Meier in Schaffhausen, Hersant in Neuenburg und Unterwallis, BaZ Medien in Basel, Gassmann in Biel, Men-



Alarmglocken: FDP-Nationalrätin Egerszegi.

gis im Oberwallis und die Südostschweiz Medien in Bünden haben keine Mitbewerber.

Ein Gesetz für die Überlebenden

Machen wir uns nichts vor. Für jeden liberalen Denker bietet die Tageszeitungslandschaft der Schweiz ein Bild der Verzweiflung. Ausser in Zürich gibt es in keinem einzigen Grossraum unternehmerische Konkurrenz. De facto ist es wie im Kommunismus.

Auch hier kann man die Statistik zwar etwas schönreden, indem man ergänzende Blätter wie *Blick* und *20 Minuten* mitrechnet. Aber das ist Selbstbetrug, weil die zur Meinungsbildung einer Region nichts beitragen.

National- und Ständerat möchten diese Situation ändern, indem sie Geld in die Zeitungen pumpen. Das Geld soll an kleinere, unabhängige Blätter fließen, die nicht in den Klauen von Monopolisten und Grossverlagen sind. Die Politiker übersehen dabei nur, dass es bei uns kaum noch kleinere, unabhängige Tageszeitungen gibt, die nicht einem regionalen Monopolisten oder einem Grossverlag gehören. Es sind noch genau deren sechs. Wir listen sie gerne ehrenvoll auf.

Die sechs letzten Überlebenden sind: *Corriere del Ticino*, *Giornale del Popolo*, *La Regione*, *Le Quotidien Jurassien*, *Journal du Jura* und *Der Landbote*.

Wir wünschen ihnen eine gesegnete Zukunft. Vielleicht bekommen sie gar ein eigenes Gesetz.

1 Milliarde Franken ins Ungewisse

Von Andreas Kunz

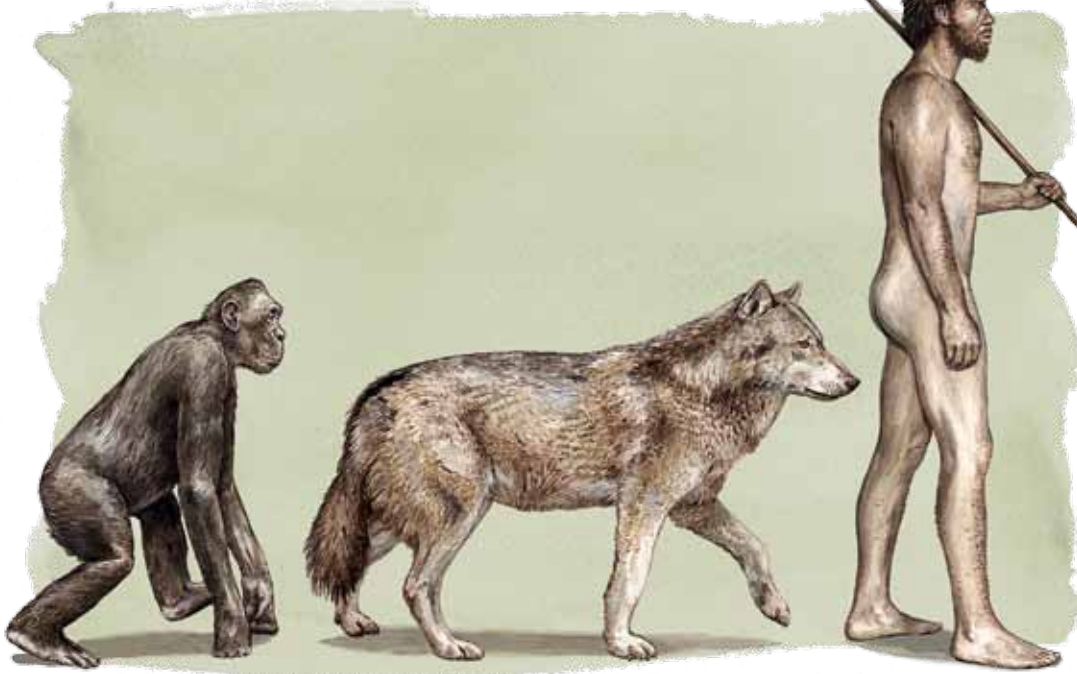
Vor fünfeneinhalb Jahren versprach die Schweiz eine Milliarde Franken an die EU-Oststaaten. Letzte Woche verkündete das Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) stolz, wofür die Kohäsionsmilliarde gebraucht werde. Unter anderem soll mit den Geldern die längste Solar-Lärmschutzwand Sloweniens gebaut und in 22 litauischen Spitälern die veralteten Infrastrukturen gefördert werden. Praktisch gleichzeitig zur staatlichen Informationsoffensive machte das Online-Journal *Infosperber.ch* publik, wie in Tschechien die Vergabepaxis konkret ablief. Gemäss der tschechischen Website *Aktualne.cz* war am 15. September 2011 Eingabeschluss für Gesuche um Unterstützung von Projekten. Am 7. September, also acht Tage zuvor, wurde die Vereinigung «Envidea» gegründet, die ein Gesuch für die Realisierung eines Naturlehrgang-Wanderwegs einreichte und dafür 142 000 Franken erhielt. Am 13. September, also zwei Tage vor Eingabeschluss, wurde das «Centrum für Umwelt-Projekte» gegründet, das 85 000 Franken bekam. Völlig unbekannt und deshalb ohne Gründungsdatum sei die Vereinigung «Campanula», die für eine elektronische Umwelt-Bibliothek 57 000 Franken erhielt. Alle drei Empfänger von Schweizer Geldern hätten nicht einmal eine eigene Website, heisst es bei *Aktualne.cz*. Das tschechische Umweltministerium, seit längerem unter notorischem Korruptionsverdacht, teilte mit, dass die Schweiz keine Vorgaben gemacht habe, wie lange eine Organisation schon bestehen müsse, um einen Beitrag aus der Kohäsionsmilliarde zu erhalten. Kontakte zu den drei Organisationen konnte das Ministerium keine liefern. Als der recherchierende Journalist die Adresse der Vereinigung «Envidea» aufsuchte, fand er dort eine Arztpraxis.

Das Schweizer Aussenministerium reagierte umgehend auf die Publikation der drei dubiosen Vergabefälle und hielt in einem Communiqué fest, dass man bei der Geldvergabe «bisher keine Unregelmässigkeiten» feststellen konnte. Die Schweiz habe bei der Projektauswahl einen Beobachterstatus respektive ein Stimmrecht bei den Partnerschaftsprojekten. Die Hintergründe der drei publizierten Fälle würden «überprüft» und, falls nötig, werde man «Massnahmen einleiten».



Leserbriefe

«Die Welt wäre wahrscheinlich besser gefahren, wenn der Neandertaler das Rennen gemacht hätte.» *Hanspeter Bornhauser*



«Wenig Hund, aber unablässig Kriegshandlungen»: Evolution.

Zwanzig Prozent mehr Hirnmasse

Nr. 25 – «Hund sei Dank»; Urs Gehrig
über die Existenz des Menschen

Im Artikel wird im Wesentlichen dargelegt, die Neandertaler hätten die Ankunft des sogenannten Homo sapiens, etwa 30 000 Jahre vor unserer Zeit, nicht überstanden, weil laut Anthropologin Pat Shipman der Homo sapiens sich viel schneller vermehrt habe. Und dies sei dank des Hundes möglich gewesen, der nur dem Homo sapiens als Jagdgehilfe bei der Nahrungsbeschaffung gedient habe. Sie favorisiert also eine Art Verpflegungs- und Vermehrungsdeutung. Die Erklärung ist gesucht. Denn erstens besitzt der Homo sapiens etwa vier Prozent Neandertaler-Gene; der Neandertaler lebt also in uns weiter. Zweitens dürfte der Neandertaler, dessen Hirnmasse bis zu zwanzig Prozent grösser war als diejenige des Homo sapiens, eher der Klügere (also ebenfalls Hundehalter), aber auch der weniger Brutale gewesen sein. Und bekanntlich setzte sich meistens die Brutalität durch. Drittens ist die Bezeichnung Homo sapiens, also wissender Mensch, zwar üblich, aber ein grosser Unsinn. Denn eine solche Bezeichnung müsste für alle Angehörigen einer Art gelten, also für Gebildete (nicht frei von Irrtümern), Massenmörder und alle möglichen anderen debilen Angehörigen der Spezies. Ein Blick in die etwa 6000 Jahre zurückreichende Geschichte zeigt zwar wenig Hund, aber unablässig Kriegshandlungen. Vorher dürfte die Neigung zum Kaputt-

machen anderer kaum viel geringer gewesen sein. Vielleicht fielen Neandertaler auch Epidemien zum Opfer. So oder so: Die Welt wäre wahrscheinlich besser gefahren, wenn der Neandertaler das Rennen gemacht hätte. Pech gehabt. *Hanspeter Bornhauser, Bottmingen*

Gute Nacht, Menschheit

Nr. 25 – «Das Dilemma des freien Willens»;
Alex Reichmuth über Anders Breivik

Die Frage, ob der Mensch einen freien Willen hat oder nicht, mögen Philosophen, Theologen oder experimentierfreudige Naturwissenschaftler unter sich diskutieren. Wenn aber gewisse Psychiater, Psychologen und sogar Richter die Tat eines Bösewichts, der 69 junge Menschen, einen nach dem andern, erschossen hat, damit entschuldigen, dieser Mörder habe im Grunde genommen gar keinen freien Willen und sei nicht verantwortlich für sein Tun, stehen jedem vernünftigen Menschen die Haare zu Berg. Ist der Mensch wirklich nur ein höher entwickeltes, gescheitertes Tier, welches keinen freien Willen hat? Hitler und Stalin lassen grüssen. Gute Nacht, Menschheit!
Andreas Egli, Davos

Für die Justiz und die forensische Psychiatrie gibt es kein Drama des freien Willens. Beide gehen grundsätzlich vom freien Willen des psychisch gesunden Individuums aus. Seit dem Altertum weiss aber die Justiz, dass es Krankheiten gibt, die diesen beeinträchtigen

oder gar aufheben. Oder anders ausgedrückt: Das Dilemma um den freien Willen von Anders Breivik ist ein medizinisches. Warum sich Experten im Falle einer Störung, die jeder Psychiatrieassistent im zweiten Jahr seiner Ausbildung in der Regel zu diagnostizieren weiss, uneinig sind, hängt wohl mit der Dimension dieses monströsen Falles zusammen. Wäre Anders Breivik geisteskrank, könnte man ihn eventuell ja auch erfolgreich behandeln.

Dr. med. A. Frei, forensischer Psychiater

Fortsetzung folgt hoffentlich

Nr. 25 – «Das Ende der Legenden»; Philipp Gut über Philipp Hildebrand

Die Gedanken sind frei. Immerhin wusste Herr Hildebrand, wie man zu Geld kommt. Kein Stellenbeschrieb, der ihm das verboten hätte. Nur, das tut man nicht als . . . Wo, wie, was tut man schon nicht alles – was man nicht tun sollte. Lesen wir als Christen denn noch die Zehn Gebote, und halten wir uns daran? Also. Vor dem Rücktritt eine Stillschweigeklausel unterschreiben – für was denn? Ein Film (SF 1) räumt nicht auf. Nein, er räumt ein. Entweder er oder wir. Hätte man eventuell nicht alle schicken sollen – zum Nutzen und Frommen unseres Landes? Fortsetzung hoffentlich in einem nächsten Dok-Film auf SF 1.

Annemarie Richard, Perlen

Über den eigentlichen Hauptakteur der Affäre Hildebrand, den ehemaligen Bankbeamten der Bank Sarasin, Reto T., hat man bis jetzt so gut wie gar nichts erfahren. Man weiss nur, dass er die Bankdaten von Herrn Hildebrand fotografiert und aus der Bank gebracht hat. Mich – sowie wohl Tausende von Leserinnen und Lesern – interessieren die Beweggründe für das Handeln von Reto T. Es ist zu wünschen, dass die *Weltwoche* ein umfassendes Exklusiv-Interview mit Reto T. zustande bringt!
Marcus Stoercklé jun., Basel

Giftiger Kommentar

Nr. 25 – «Die Deutschen»; Henryk M. Broder über die Migros

Der Autor hängt der Migros und CEO Bolliger mit seinem giftigen Kommentar, dem Judensterne und seinen historisch fragwürdigen Bezügen falsche Etiketten an. Er täte gut daran, die Geschichte des Begründers des sozialen Kapitals und Vollblutunternehmers Gottlieb Duttweiler zu kennen. Duttweiler gründete in den dreissiger Jahren mit 85 mobilen Verkaufslastwagen in Berlin die Migros Deutschland. Im aufkommenden Nationalsozialismus, in dem er mit seinem gegründeten und finanzierten «Gotthard-Bund» und seinem «Unser Kampf» als Aufwort auf Hitlers «Mein Kampf» gegen die braune Flut antrat, wagte er es, der deutschen Arbeiterschaft seine Artikel zu weit

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet



Darf ich eine Geburtstags Einladung annehmen, wenn ich den Gastgeber nicht interessant finde, seine Gäste aber umso mehr?

Franz Xaver Albisser, Brunnen

Aber natürlich! Anlässe wie Jubiläen, Hochzeiten oder Geburtstage sind dafür gemacht, seichte Gespräche über das Wetter oder die neue Einrichtung Ihrer Wohnung zu führen. Niemand verlangt von Ihnen, hochstehende Diskussionen anzuzetteln oder die sich verschärfende Krise des Euro endgültig zu analysieren. An einem Geburtstagsfest können Sie sich am Buffet verköstigen, sich gratis betrinken und sich darüber amüsieren, wer seit letztem Jahr wieder zugenommen hat. Unterhalten Sie sich mit den Leuten, die Ihnen gefallen, und finden Sie dabei vielleicht sogar neue Freunde. Doch vergessen Sie den Gastgeber nicht ganz. Ein Geschenk ist auch bei einem langweiligen Geburtstagskind Pflicht. Nach dem obligaten «Alles Gute, und bleib so, wie du bist» steht bestimmt schon der nächste Gratulant in der Reihe und erlöst Sie von einem öden Gespräch.

Deborah Neufeld

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem Weltwoche-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

konkurrenzfähigeren Preisen vor die Haustüre zu bringen. Leider gefielen dem verantwortlichen Gauleiter für Lebensmittel seine Flugblätter nicht, eingesetzte SA-Schlägertrupps griffen seine Mitarbeiter an, er musste sich aus dem Projekt zurückziehen und sah die braune Gefahr aufkommen, wie er seiner Frau Adele 1935 schon schrieb. Die heutige Migros täte besser daran, auf ihren Verkaufsflächen am gleichen Ort gemeinsam Produkte aus Israel und den palästinensischen Produktionsgebieten anzubieten und damit wenigstens auf dem Ladentisch friedensfördernde und versöhnliche Zeichen zu setzen, die der schweizerischen Neutralität und Tradition der Friedenssicherung entsprechen. So wie ich Gottlieb Duttweiler und seine politische und unternehmerische Kraft kennengelernt habe, hätte er sicher eine solche Idee realisiert. Seine Erben haben seine Werte verwässert und verloren. *Roger E. Schärer, Herrliberg*

Die Argumente des Autors zur Mitteilung von Migros bezüglich der Deklaration von Produkten aus den von Israel widerrechtlich annektierten und besetzten Gebieten in Palästina sind unglaublich. Den Fall in Beziehung zu setzen mit dem J-Stempel vom Jahre 1938 und dem Argument, dass der Iran terroristische Organisationen unterstütze und die Migros nichts gegen diese Produkte unternehme, zeigt, dass die jüdische Diaspora Israel immer unterstützt, obwohl die Uno das imperiale Vorgehen Israels mit Besetzungen und Vertreibungen als völkerrechtswidrige Aktionen einstuft. Iran exportiert keine Produkte aus besetzten Gebieten, macht aber sicher Verstösse gegen die Menschlichkeit. Das macht Israel auch. Iran hat seit der Antike keine Kriege gegen Nachbarn geführt. Persien (Iran) hat bekanntlich 539 vor Christus die Israeliten aus babylonischer Gefangenschaft befreit. Heute macht

der Iran unpassende Drohungen gegenüber Israel. Es bleibt aber bei Drohungen im Gegensatz zu Israel, welches seine Nachbarn immer wieder militärisch angreift und dem Iran mit Luftangriffen droht. Ich empfehle Herrn Broder den Artikel «Die wahren Feinde Israels» von Avraham Burg, ehemaligem Sprecher der Knesset, NZZ Nr. 136, 14. Juni 2012, zum Thema. *Christoph Tscherner, Biel-Benken*

Integration, wenn möglich

Nr. 24 – «Schüler im Therapeutenstadl»; Lucien Scherrer über die Volksschule

Die Kernaussage, wonach «immer mehr Kinder in Sonderschulen gesteckt und später von der Invalidenversicherung versorgt» werden, trifft nicht zu. Das Gegenteil ist der Fall. Die Zahl der Sonderschülerinnen und Sonderschüler hat zwar in den letzten fünf Jahren leicht zugenommen. Doch werden mehr als 20 Prozent der Sonderschülerinnen und Sonderschüler integrativ in der Regelklasse unterrichtet. Deshalb hat die Zahl der Kinder und Jugendlichen in Sonderschulen abgenommen, von 3600 im Jahr 2005 auf 3100 im Jahr 2010, also um 15 Prozent. Es wird heute also nicht mehr, sondern weniger separiert. Sonderschülerinnen und Sonderschüler mit Verhaltensauffälligkeiten landen kaum je bei der Invalidenversicherung, sondern finden in der Regel – dank der Sonderschulung – Anschluss an die Berufswelt. Der Kanton Zürich bleibt bei seinem moderaten Weg: Integration wenn möglich, aber nicht immer und nicht um jeden Preis. Separierende und integrative Schulung dürfen nicht gegeneinander ausgespielt werden. Beide Schulformen haben ihre Berechtigung, je nachdem, was für das Kind das Beste ist.

Martin Wendelspiess, Chef Volksschulamt Kanton Zürich

TOYOTA IST WAKUDOKI!

Jetzt ab Fr. 40'500.-*
Mit 1.9% Leasing ab Fr. 383.- pro Monat*

PRIUS+ WAGON

NICHTS IST UNMÖGLICH

wakudoki.ch

* Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug des Cash Bonus, inkl. MwSt. Prius+ Wagon Luna 1.8 VVT-i Hybrid Synergy Drive®, 100 kW (136 PS), 5-Türer, Fr. 44'200.- abzgl. Cash Bonus von Fr. 3'700.- = Fr. 40'500.-, Leasingzins Fr. 383.90, Ø Verbrauch 4,1 l/100 km, Ø CO₂-Emission 96 g/km, Energieeffizienz-Kategorie A, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. Leasingkonditionen: Effektiver Jahreszins 1,92%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.-), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. Aktionen sind gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Juni bis 31. Juli 2012. Inserat zeigt auf preispflichtige Optionen.

Der Gärtner ist auch ein Bock

Die Filzaffäre in Bundesbern zieht überraschende Kreise: Widmer-Schlumpfs Generalsekretär Jörg Gasser, der die Administrativuntersuchung gegen den freigestellten Direktor der Steuerverwaltung leitete, ist selber in einen ähnlichen Fall verwickelt. Insider packen aus. *Von Philipp Gut*



«Korruptionsanfälliges Klima»: Bundespräsidentin Widmer-Schlumpf.



«Politischer Rückenwind»: BDP-Nationalrat Gasche.



«Gestückelt und aufgeteilt»: EFD-Generalsekretär Gasser.



Suspendiert: Steuerverwaltungsdirektor Ursprung.

Der Saubermann trat mit Elan und grosser Entschlossenheit in Szene. Jörg Gasser, Generalsekretär in Widmer-Schlumpfs Finanzdepartement (EFD) und der Mann, dem die Bundespräsidentin vertraut, löste mit der von ihm geleiteten Administrativuntersuchung im Fall Insieme letzte Woche in Bundesbern ein Erdbeben mittlerer Stärke aus. Unmittelbare und direkte Folge des entschiedenen Aufräumens: Der Direktor der eidgenössischen Steuerverwaltung, von manchen als der «mächtigste Beamte» des Landes beschrieben, wurde auf der Grundlage von Gassers Untersuchung per sofort freigestellt.

Urs Ursprung stolperte über das Informatikprojekt Insieme, das die verschiedenen Systeme zur Steuererfassung hätte vereinheitlichen sollen. Hätte. Denn das Langzeitprojekt wurde zum Millionengrab, und ob es je wirklich funktionieren wird, bleibt unklar.

Bundespräsidentin und Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) habe den Stall ausgemistet und durchgegriffen: Das war die Botschaft, welche die Medien vergangene Woche vermittelten. Tatsächlich hatte sie die Untersuchung gegen den mittlerweile suspendierten Steueramtsdirektor veranlasst. Ihr Generalsekretär und Intimus Gasser kam in seinem Bericht zum Schluss, bei der Vergabe der Aufträge sei nicht alles mit rechten Dingen zugegangen. Insbesondere habe die Steuerverwaltung die Regeln der Welthandelsorganisation (WTO) verletzt, die ab einem bestimmten Betrag – früher waren es rund 250 000 Franken, beim heutigen Dollarkurs sind es rund 230 000 Franken – eine öffentliche Ausschreibung vorsieht. Um diese Regelung zu umgehen, wurden die Aufträge portioniert – was es möglich machte, ohne Ausschreibungen wiederholt dieselben Firmen zu berücksichtigen.

«Die Verträge wurden gestückelt, der Inhalt der Arbeit wurde entsprechend aufgeteilt, so dass sie eben in diese Verträge hineingepasst haben», erklärte Untersuchungsleiter Gasser die Tricks der Steuerverwaltung gegenüber Radio DRS. Die Kontrolle der Vergaben müsse verbessert werden. «Allerdings», so Gasser, «gehe ich nicht davon aus, dass wir weitere solche Vorfälle haben – das hoffe ich zumindest.»

Ist die Insieme-Affäre also bloss ein bedauerlicher Einzelfall? Hat nur die Steuerverwaltung gegen Geist und Buchstaben des Beschaffungsrechts verstossen? Funktioniert die Vergabe in andern Ämtern und Organisationseinheiten des Bundes korrekt und einwandfrei?

Das ist nachweislich nicht der Fall. Die Beschaffungsregeln werden auch in andern Departementen missachtet. Besonders pikant: Generalsekretär Gasser und seine Vorgesetzte und Auftraggeberin Widmer-Schlumpf sind

selber in eine ähnliche Affäre verwickelt: den Fall Rexult im Bundesamt für Migration (BfM).

Zur Erinnerung: Im Rahmen einer grossangelegten Reorganisation des BfM wurden die Beratungsfirmen Rexult und Mehrsicht mit Millionenaufträgen versorgt. Das Vorhaben scheiterte spektakulär, Widmer-Schlumpfs Nachfolgerin Simonetta Sommaruga (SP) musste die Reorganisation wieder rückgängig machen. Doch nicht nur dies. Am 26. Mai dieses Jahres – noch während die Untersuchung zum Fall Insieme lief – berichtete der *Tages-Anzeiger*, «dass das Bundesamt für Migration die Beratungsaufträge für die gescheiterte Amtsreform widerrechtlich vergeben hat. Mehrere Verträge wurden jeweils am gleichen Tag und teilweise rückwirkend unterschrieben. Zudem ist die Zerstückelung in Teilmandate in verschiedenen Fällen nicht nachvollziehbar.» Die Aufträge im Umfang von 1,2 Millionen Franken seien «nur deshalb» unterteilt worden, «um damit eine öffentliche Ausschreibung zu umgehen».

Der Fall Rexult/BfM gleicht demnach dem Fall Insieme/Steuerverwaltung aufs Haar. Beide Male wurden Vorschriften umgangen, in beiden Fällen wurden bevorzugte Firmen mit Folgeaufträgen ausgestattet.

Gassers Verstrickung in den Fall Rexult

Im Fall Insieme wurden jetzt die Verantwortlichen von Eveline Widmer-Schlumpf entschieden und rigoros zur Rechenschaft gezogen. Mit der Freistellung, die wahrscheinlich in eine Auflösung des Arbeitsverhältnisses mündet, wurde Steuer-Chef Ursprung mit der Höchststrafe bedacht.

Ganz anders die Reaktion im Fall Rexult: Da ist bis auf den heutigen Tag nichts geschehen. Die Verantwortlichen seien «inzwischen nicht mehr im BfM tätig», erklärte das Justizdepartement die ausgebliebene Ahndung der Affäre entschuldigend. Einige der Betroffenen haben den Bund verlassen; und der Hauptverantwortliche hat – zusammen mit seiner politischen Chefin – das Departement gewechselt. Es ist ein gewisser Jörg Gasser – ausgerechnet jener Jörg Gasser, der die Administrativuntersuchung im Fall Insieme leitete.

Die Fakten: Der Widmer-Schlumpf-Intimus gestaltete nach den Vorstellungen der Departementsvorsteherin die gescheiterte Reform des BfM. Exakt in der Phase, als das Konzept für die Reorganisation erstellt wurde – zwischen Juni und September 2009 –, amtierte Gasser als interimistischer Direktor des Bundesamts. Der Auftrag an die Rexult AG wurde auf seine Initiative hin vergeben.

Die genauen Umstände des Engagements sind bis heute nicht geklärt worden, derzeit untersucht die Finanzdelegation (FinDel) den Fall. Insider aus dem Bundesamt für Migration vermuten, dass die Firma von Widmer-Schlumpfs Parteikollege und Vertrautem Urs

Gasche, damals Berner Regierungsrat und heute Nationalrat für die BDP, empfohlen worden war. Gasche hatte als Berner Finanzdirektor verschiedentlich auf Rexult-Dienste zurückgegriffen.

Der Zuschlag für die Firma sei im Amt mit Überraschung zur Kenntnis genommen worden, sagen Beteiligte. Die Rexult AG sei «im Haus nicht bekannt» gewesen, während ein Konkurrenzunternehmen, das «gute Arbeit geleistet» habe, nicht zum Zug gekommen sei. Rexult habe von «politischem Rückenwind» profitiert, so die Insider in Anspielung auf die Rolle von Widmer-Schlumpf und Gasser.

Am 1. Januar 2010 setzte Jörg Gasser seine steile Karriere fort: Widmer-Schlumpf machte den getreuen Gefolgsmann – in der Verwaltung heisst es, er sei der Einzige, dem sie wirklich vertraue – zu ihrem Generalsekretär. Unter seiner Oberaufsicht wurde die fatale Reform umgesetzt – mit denselben Tricks der Stückelung und der Nachfolgeverträge, die

Es ist Alltag in Bundesbern, dass die Beschaffungsregeln verletzt werden.

jetzt im Parallelfall Insieme zu einschneidenden Konsequenzen führten. Gasser habe das Projekt auch in seiner neuen Position «hautnah mitverfolgt», sagt ein Insider.

Damit ist die Geschichte noch nicht zu Ende erzählt. Rexult wird, obgleich die BfM-Reorganisation auf der ganzen Linie gescheitert ist, vom Bund weiterbezahlt. Als sei nichts gewesen, wurde das Unternehmen mit einem mehrjährigen «Rahmenvertrag» belohnt – Umfang: 1,78 Millionen Franken. Verantwortlich für die Weiterbeschäftigung der Firma mit dem zweifelhaften Leistungsausweis war das Finanzdepartement – und an der Spitze des EFD stand zu diesem Zeitpunkt ein eingespieltes und bekanntes Duo: Eveline Widmer-Schlumpf und, jawohl, Jörg Gasser, den die BDP-Bundesrätin bei ihrem Wechsel von der Justiz in die Finanzen als Generalsekretär mitgenommen hatte.

Die Vorgänge werfen Fragen auf, unabhängig von den Verfehlungen, die sich Urs Ursprung und die übrigen für die IT-Affäre in der Steuerverwaltung zuständigen Beamten zuschulden kommen liessen. Wie unabhängig ist Gasser, wenn er selber in einen ähnlichen Beschaffungsskandal verwickelt ist? Wie glaubwürdig ist sein Urteil, wenn auch unter seiner Ägide Aufträge «gestückelt» und «entsprechend aufgeteilt» worden sind? Offensichtlich wird hier mit unterschiedlichen Ellen gemessen. Der angebliche Saubermann Gasser und die vermeintliche Aufräumerin Widmer-Schlumpf haben offensichtlich selber aktiv zu jenem «korruptionsanfälligen Klima» beigetragen, das sie nach eigenem Bekunden bekämpfen wollen.

Hinzu kommt ein zentraler verfahrenstechnischer Punkt: Es ist höchst ungewöhnlich, dass ein Generalsekretär eine Administrativuntersuchung im eigenen Departement persönlich durchführt. Üblich sei es, auf externe Juristen zurückzugreifen, beispielsweise ehemalige Bundesrichter oder kantonale Fachleute, sagt ein Berner Spitzenbeamter. Frühere Fälle bestätigen die Beobachtung.

Schutzofferten und andere Tricks

Wurde im Fall Ursprung ein Exempel statuiert? Hat die Affäre womöglich einen politischen oder persönlichen Hintergrund? Auf jeden Fall mutet es willkürlich an, wenn am einen Ort knallhart durchgegriffen wird und am andern nicht.

Überdies zeigen Gespräche mit Beteiligten auf beiden Seiten: Es ist, wie immer man darüber urteilen mag, Alltag in Bundesbern, dass die Regeln des Beschaffungswesens und insbesondere die Ausschreibungen nach WTO-Standards verletzt werden. «Jeder Beamte sucht nach Wegen, die Ausschreibungen zu umgehen», sagt ein langjähriger Berner Beamter. Verstösse gegen die Normen seien nach seinen Erfahrungen ausnahmslos in «allen Ämtern» anzutreffen.

Um Korruption und persönliche Bereicherung gehe es dabei in den seltensten Fällen. «Wir wollen einfach arbeiten können und nicht in administrativem Aufwand versinken», so der Beamte. Tatsächlich sind die Vorschriften umfangreich und die Ausschreibungen aufwendig – was zu kurios anmutenden Verhältnissen führt. Mittlerweile gibt es spezialisierte Firmen, die das Ausschreibungsprozedere für den Bund übernehmen, natürlich gegen gute Bezahlung. Dieses Geld fehlt dann für die eigentlichen Projekte – was wiederum ein Grund dafür ist, dass die Vorschriften nach Möglichkeit umgangen werden.

Noch direkter wird ein Computerspezialist, der regelmässig Bundesaufträge erhält. «Die WTO-Übung ist eine Farce», sagt er. Es gebe hundert Tricks, die Regeln zu umgehen. Dazu gehören sogenannte Schutzofferten, die absichtlich so abgefasst sind, dass sie gar nicht angenommen werden können. Zweck dieser Alibi-Offerten ist es, ein bestimmtes Angebot durchzubringen. Die Firmen machen das Spiel mit, weil sie wissen: Das nächste Mal kommen dann sie dran. Das sei der «Deal».

Ein anderer Trick, so der Computerfachmann, werde bei der Mandatsverlängerung angewandt. Oft würden Projekte einfach umbenannt, obwohl es sich faktisch um die gleichen Aufträge handelt. Sein Fazit: Das «Bschissen» habe im Berner Beschaffungswesen System. Wenn das einer weiss, dann ist es Jörg Gasser, Widmer-Schlumpfs loyaler Mitarbeiter, unter dessen eigener Aufsicht im Migrationsamt ebenfalls Aufträge reglementswidrig gestückelt und an nahestehende Firmen vergeben wurden. ○



Weniger Touristen erwartet: Genfer Hafenedyll.

Vor dieser Stadt wird gewarnt

Noch vor wenigen Jahren wähten sich die Genfer in einem sicheren Paradies. Heute warnen ausländische Reisebüros vor einem Besuch der Stadt, deren Bewohner unter Drogendealern, Dieben und Einbrechern leiden. Was läuft schief? Von Lucien Scherrer und Olivier Vogelsang (Bild)

Es ist das perfekte Fotosujet: Der Jet d'eau schickt eine Wasserfontäne aus dem königsblauen See gen Himmel, am Horizont leuchtet das Eis des Mont Blanc in der Abendsonne. Der chinesische Tourist steht ans Geländer der Uferpromenade, lächelt, seine Frau drückt auf den Auslöser, dann ist sie an der Reihe. Genf, das Paradies, wie es in Millionen Fotoalben der Welt zu sehen ist. «Wir fühlen uns hier sehr sicher», sagt der Asiate, «alle Leute sind so freundlich.»

Offenbar haben die beiden etwas verpasst: Genf ist wegen zunehmender Kriminalität international in Verruf geraten. Die Stadt sei nicht mehr sicher, eine Spelunke, schlimmer als die Bronx, ist auf Twitter, al-Arabiya, Youtube und sogar in der *New York Times* zu lesen und zu hören. Diplomaten, Expats und Touristen werfen der Stadt vor, sie kümmere sich zu wenig um die Sicherheit. Kürzlich haben

mehrere chinesische Reiseveranstalter beschlossen, Genf aus dem Europa-Programm zu streichen – aus Sicherheitsbedenken. Der lokale Tourismusverband rechnet bereits damit, dass dieses Jahr 10 000 bis 15 000 Touristen ausbleiben werden.

Genf ist wegen zunehmender Kriminalität international in Verruf geraten.

Der Entscheid, Genf aus Angst zu meiden, mag hysterisch wirken, und die Stadt ist bestimmt sicherer als Manila, Caracas oder Paris. Dennoch: Was ist eigentlich los in der Stadt an der Rhone?

«Steigen Sie ein, ich werde es Ihnen zeigen», sagt Jean-Philippe Haas. Der 50-jährige Gemeinderat des Mouvement citoyens genevois (MCG)

steuert seinen alten Audi S8 lässig durch die Gasen, steckt sich eine Zigarette an. Dann lässt er das Fenster herunter und zeigt auf ein paar Schwarze, die vor dem Kulturzentrum Usine herumlungern. «Sehen Sie die Typen da? Alles Drogenhändler.» Wir fahren an einem Park vorbei, in dem osteuropäische Hütchenspieler gerade ein Nickerchen machen, an der Seepromenade, wo Jugendliche in der Sonne liegen. «In diesen Park gehen Sie nachts besser nicht hin», sagt Haas nach einem tiefen Zug, «da gibt es ständig Überfälle und Schlägereien.»

Der Kulturagent ist einer von vielen Genfern, die finden, dass es langsam reicht. Es ist gerade dieses Unbehagen, das dem MCG, einer Protest- und Bürgerbewegung, bei den letzten Grossratswahlen 17 von 100 Sitzen beschert hat. Und Haas weiss, wovon er spricht: Seine Frau, eine gebürtige Brasilianerin, wurde im August 2011 von zwei jungen Latinos brutal zusam-

mengeschlagen – vor ihrer Haustür und vor den Augen ihrer 11-jährigen Tochter. Blutüberströmt und bewusstlos wurde die Frau ins Spital gebracht. Seither traut sie sich kaum noch allein aus dem Haus. Und in ihrem Heimatland wird sie gefragt, was zum Teufel in der Schweiz los sei. Da sei es in Rio ja noch sicherer.

«Aggressionen, Einbrüche, Diebstahl, es wird alles immer schlimmer», sagt Haas beim Mittagessen im *Da Gabriele*. Den Audi hat er mitten im Parkverbot abgestellt. Die Polizisten, so meint er, hätten anderes zu tun, als Bussen zu verteilen. Der Patron des Restaurants, Gabriele Branato, verwirft beim Thema Sicherheit die Hände: «Catastrophique!» Fünf Mal sei eingebrochen worden bei ihm, jetzt lasse er alles von Kameras überwachen. Dann überboten sich Branato und Haas mit Räuberpistolen: Der Juwelier an der Ecke? Am helllichten Tag überfallen! Die Bijouterie nebenan? Ausgeraubt, der Besitzer *massacré*, das ganze Gesicht kaputt! Und dann war da noch der Überfall auf die Migros-Bank in Thônex: Die Täter drangen mit Maschinenpistolen in das Wechselbüro ein, sprengten sich den Weg zum Geld frei und flüchteten nach einer Schiesserei mit der Polizei Richtung Frankreich.

Bisher ist das ein spektakulärer Einzelfall geblieben. Aber dass Genf allgemein unsicherer geworden ist, lässt sich mit Zahlen belegen. 2011 wurden in der Rhonestadt gemäss Polizeistatistik 72 821 Straftaten verübt, 18 Prozent mehr als im Vorjahr. Die Zahl der registrierten Körperverletzungen und Sexualdelikte ging zwar leicht zurück. Doch Delikte wie Einbruch, Diebstahl und Trickbetrug nahmen mit über 20 Prozent dramatisch zu. Mit 217 Straftaten pro tausend Einwohner verteidigte Genf zum dritten Mal hintereinander den inoffiziellen Titel «unsicherste Stadt der Schweiz», weit vor Zürich (139) oder Basel (119).

Laxer Umgang mit Ausländergesetzen

«Angefangen hat es vor etwa zehn Jahren», sagt ein Stadtpolizist, der seit über fünfundzwanzig Jahren im Dienst ist. «Die Kriminalität nimmt ständig zu, aber Polizisten gibt es immer noch gleich viele.» Als Grundübel sieht er das Schengen-Abkommen, das es Bettlerbanden und vor allem jungen Delinquenten aus Frankreich ermöglicht, nach Belieben ein- und auszureisen, ohne kontrolliert zu werden. Er schätzt, dass heute mehrere hundert Jugendliche aus Städten wie Lyon und Marseille – vornehmlich maghrebischer Herkunft – die Stadt unsicher machen. Für den Polizeibeamten ist klar: Die Grenzen müssen wieder kontrolliert werden. Und es braucht mehr Polizisten. Wenn es weitergehe wie bisher, werde man bald die ganze «*racaille française*» (zu deutsch: das französische Gesindel) am Hals haben.

Verheerend wirkt sich in Genf aus, dass Kleinkriminelle nach dem aktuellen Strafre-



«Ständig Schlägereien»: MCG-Politiker Haas.

setzbuch nur wenig zu fürchten haben. Wer jemandem die Handtasche entreisst, die Nase einschlägt oder geringe Mengen Drogen verkauft, kommt seit der Abschaffung der kurzen Gefängnisstrafen mit einer läppischen Geldstrafe davon – als Ersttäter sogar mit einer bedingten. Wer kein Geld und keine Papiere hat, kann ohnehin kaum belangt werden. Jeder Autofahrer, der ein Rotlicht überfährt, wird härter bestraft. Das spricht sich schnell herum.

Der Polizist schüttelt den Kopf: «Wo bleibt da die Logik?» Hinzu kommt, dass die Genfer traditionell einen laxen Umgang mit Ausländer- und Asylgesetzen pflegen. So werden kriminelle Ausländer nicht konsequent ausgeschafft, sondern meist wieder auf freien Fuss

gesetzt. Genf, meint der Beamte seufzend, sei eben *trop de gauche* – zu links.

Tatsächlich hat Genf in der Kriminalitätsbekämpfung nicht nur einen geografischen Nachteil – die Grenze zu Frankreich ist 103 Kilometer lang –, sondern auch einen mentalen. Die Stadt war schon immer eine Hochburg der Linken. Der Kanton wird heute zwar von den Bürgerlichen regiert. Doch im kommunalen Parlament haben SP und Grüne das Sagen. In der Exekutive halten sie vier von fünf Sitzen. Beamte, Lehrer und eine subventionierte Kulturszene sorgen dafür, dass das so bleibt. Auch die Bürgerlichen ticken in Genf anders als in Zürich oder St. Gallen. Denn die Genfer, nicht nur die Linken, sehen sich gerne als Hüter der Menschenrechte, als Hort der Toleranz und der Solidarität, wo die Verschupften dieser Welt mit offenen Armen empfangen werden. Wer wie das MCG oder die SVP nach mehr Polizei und einem härteren Vorgehen gegen kriminelle Ausländer ruft, gilt da schnell als repressiver, rassistischer Rüpel, der sich besser in die *Suisse primitive*, in die Inner-schweiz, trollen sollte.

Als der Anstieg der Kriminalität immer deutlicher wurde, reagierte das linke «*juste milieu*» erst mal so, wie es das immer tut, wenn etwas ist, was nicht sein darf: Es verharmloste und leugnete das Problem, bis es nicht mehr zu leugnen war. Die mangelnde Sicherheit sei bloss ein «Gefühl», lautete der Tenor – ein Gefühl, das von der Rechten geschürt werde, um Stimmenfang zu betreiben.

Doch die verminderte Sicherheit ist eine Tatsache. Über steigende Kriminalität wird zwar auch in anderen Städten geklagt – aber mit dem Unterschied, dass in Genf fast jeder eine Geschichte auf Lager hat, die er selber erlebt hat. «In den letzten drei Jahren bin ich dreimal angegriffen oder beklaut worden», erzählt

TOYOTA IST WAKUDOKI!

GT86

Jetzt ab Fr. 41'900.-*
Mit 1.9% Leasing ab Fr. 397.- pro Monat*

TOYOTA

NICHTS IST UNMÖGLICH

wakudoki.ch

*Empf. Netto-Verkaufspreis, inkl. MwSt. GT86 2.0D-4S Boxer, 147 kW (200PS), 6-Gang-Getriebe manuell, Fr. 41'900.-, Leasingzins Fr. 397.20, Ø Verbrauch 7,8 l/100 km, Ø CO₂-Emission 181 g/km, Energieeffizienz-Kategorie F, Ø CO₂-Emission aller in der Schweiz immatrikulierten Fahrzeugmodelle: 159 g/km. **Leasingkonditionen:** Effektiver Jahreszins 1.92%, Leasingzins pro Monat inkl. MwSt., Vollkaskoversicherung obligatorisch, Sonderzahlung 20%, Kautions vom Finanzierungsbetrag 5% (mindestens Fr. 1'000.-), Laufzeit 48 Monate und 10'000 km/Jahr. Weitere Berechnungsvarianten auf Anfrage. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung des Konsumenten führt. 1.9% Top-Leasing gültig für Vertragsabschlüsse vom 1. Juni bis 31. Juli 2012. Inserat zeigt aufpreispflichtige Optionen.



«Taten»: Generalstaatsanwalt Jornot.

etwa Charles-André Aymon, Generaldirektor des Regionalfernsehsenders TV Léman Bleu. Erst wurde ihm seine Tasche unter dem Tisch weggeklaut, dann beschmierten ihn Trickdiebe mit Senf, und schliesslich pöbelte ihn ein Jugendlicher an, weil er ihm keine Zigarette geben wollte. Dass das Problem wieder verschwindet, wie es aufgetaucht ist, glaubt Aymon nicht. Die Zeiten, in denen Genf eine Insel der Glückseligen war, seien vorbei. «Es ist besser, wenn wir uns daran gewöhnen», meint der Journalist, «und wachsamer werden.»

Angst im Rotlichtviertel

Inzwischen hat selbst die Linke eingesehen, dass es so nicht weitergehen kann. «Das Strafrecht muss verschärft werden», sagt SP-Grossrat Jean-Charles Rielle bei einem Glas Weisswein, «bedingte Geldstrafen machen keinen Sinn.» Allerdings betont der ehemalige Richter, dass Genf immer noch eine sichere Stadt sei. «Schreiben Sie doch lieber, wie schön es hier ist», meint er, und zeigt auf den See und den Mont Blanc. Dann sagt er ernst: Die steigende Gewalt auf der Strasse hänge damit zusammen, dass die Gesellschaft immer gewalttätiger werde. Weil sie Arbeitslosigkeit zulasse, immer leistungsbezogener und asozialer werde. Da sei primär Ursachenbekämpfung, nicht Repression gefragt. Rielle liefert das bewährte sozialdemokratische Mantra, wonach die Gesellschaft die Geister produziert, die sie quälen.

Über solche Erklärungen schüttelt man im traditionellen Rotlichtviertel Pâquis den Kopf. Denn hier ist der Unmut über die kriminellen *chadocs* (Franzosen), die *grises* (Graue, Maghrebiner) und *zizous* (Taschendiebe) besonders



5000 Franken Prämie: FDP-Politikerin Rochat.

gross. «Passen Sie bloss auf Ihre Tasche auf», warnt der Besitzer des Kebabstandes «Tamaris» den Besucher aus Zürich. «Hier wird einem sogar das Handy unter der Nase weggeklaut.» Dabei sieht an diesem Sonntagnachmittag alles friedlich aus: Vor dem Essstand sitzen alte Türken und schlürfen Tee. An den Häuserecken warten gelangweilte Dirnen auf Kundschaft. *Chaud*, also heiss, war das Quartier schon immer. Es gab Prostituierte, Freier und Festbrüder, aber kaum Gewalt und Kriminalität. Zumindest ausserhalb des Milieus. Jetzt werde das Quartier jedes Wochenende von gewaltbereiten Jugendlichen, Drogendealern und Taschendieben in Beschlag genommen, sagen die Anwohner.

Der «Tamaris»-Inhaber mag schon gar nicht mehr ausrechnen, wie viele Male bei ihm eingebrochen wurde. Gruppen von Jugendlichen lässt er nach leidvollen Erfahrungen nicht mehr in sein Lokal hinein. «Es ist kein schönes Leben mehr hier», sagt der Türke, und kraut nachdenklich seinen Stalin-Schnurrbart. Für Polizei und Justiz hat er nur eine verächtliche Handbewegung übrig. «Ach die, die können ja eh nichts machen.» 1980, als er in die Schweiz zog, war er von seiner neuen Heimat beeindruckt. Jetzt denkt er immer öfter ans wegziehen.

Solche Gedanken hegt auch der Inhaber der nahe gelegenen «Boléro»-Bar, ein gebürtiger Kosovare. Als wir ihn gegen ein Uhr morgens treffen, sitzt er draussen mit zwei Prostituierten bei einem Glas Whisky. «Wenn das hier so weitergeht, wird das Pâquis in zwei Jahren ein Getto sein», meint er. «Es ist eine Schande.» Inzwischen bevölkern zahlreiche Dirnen die Strasse, ein paar italienische Fussballfans ziehen grölend durch die Gassen, während dun-

kelhäutige Drogenhändler mit Geblinzel und Handzeichen auszuloten versuchen, ob uns der Sinn nach einer Linie Koks steht. Nur Touristen sieht man keine. «Die kommen schon lange nicht mehr», sagt der Barbesitzer, «zu viel Angst.» Dann klagt er darüber, dass sein Umsatz jedes Jahr zurückgehe. Dreissig Prozent seien es im letzten Jahr gewesen. Ein Taxifahrer gesellt sich zu uns an den Tisch, auch er ein Einwanderer, und auch er schimpft auf die französische *racaille*. Jugendliche fahre er nur noch zurück nach Frankreich, wenn sie allein seien. Und manche seiner Kollegen, besonders die Älteren, wagten sich nicht mehr über die Grenze. Zu viele seien ausgeraubt worden.

Fälle bleiben liegen

Gibt es Aussicht auf Besserung? Politik und Justiz scheinen das Problem zumindest erkannt zu haben. So soll eine Anti-Kriminalitäts-Brigade im Zentrum für Sicherheit sorgen. Und Sicherheitsdirektorin Isabel Rochat (FDP) will 250 neue Polizeistellen schaffen. Ihr Vorschlag, kriminelle Maghrebiner mit einer Prämie von bis zu 5000 Franken zur Ausreise zu bewegen, hat dagegen bis über das rechte Lager hinaus Zweifel ausgelöst, ob sie für das Amt geeignet ist.

Die Justiz hofft derweil auf Hilfe aus Bern: Dass Rückführungsabkommen für Asylbewerber abgeschlossen werden und dass das Strafrecht wieder verschärft wird. Ein entsprechender Vorstoss ist derzeit im Parlament hängig. «Dass die Unsicherheit bekämpft werden soll, gehört inzwischen in der Bevölkerung und in der Politik zum Konsens», sagt Olivier Jornot, «jetzt braucht es Taten.» Der Genfer Generalstaatsanwalt residiert in einem majestätischen Büro im achten Stock des Ministère public an der Route de Chancy, seit drei Monaten ist er im Amt. Mit «Taten» meint Jornot vor allem: Geld. Denn das Kernproblem seiner Stadt sieht der Jurist darin, dass alle Instanzen – Polizei, Gerichte und Gefängnisse – unterdotiert sind. Er etwa müsse mit 36 Staatsanwälten auskommen – halb so viele wie in Basel oder Zürich, gemessen an der Bevölkerungszahl. Mit der Folge, dass Fälle liegenbleiben und Angeklagte am Ende straffrei ausgehen.

Wenn die Justiz jedoch mehr Leute ins Gefängnis schickt, wird man das Problem haben, dass es dort zu wenig freie Plätze gibt. Das grösste Genfer Gefängnis, Champ-Dollon, ist bereits heute hoffnungslos überfüllt: Gebaut wurde es für 370, belegt wird es von 600 Häftlingen. Zwar sollen 150 zusätzliche Plätze gebaut werden, doch bereits jetzt ist klar, dass das nicht reichen wird. Die Stadt ist notorisch klamm. Ob sie tatsächlich 250 neue Polizisten einstellen wird, bleibt fraglich. Sicher ist: Die Kriminalität wird am Léman ein heisses Thema bleiben. Und bis ein mieser Ruf wieder aufpoliert ist, dauert es lange. Auch in China. ○

Gift fürs Geschäft

Bern will mit Italien ein neues Steuerabkommen aushandeln. Der Tessiner Finanzplatz fürchtet weitere einseitige Konzessionen. Die Lega macht mobil gegen «die sieben Ziegen von Bern».

Von Peter Keller

Der Tessiner Finanzplatz schiebt Nachschichten. Seit Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf am 12. Juni den italienischen Premier Mario Monti getroffen hat und das Finanzdepartement Verhandlungen über ein Steuerabkommen aufnahm, herrscht Alarmstimmung in Lugano.

Anlass zur Beunruhigung geben die Ergebnisse der bereits ausgehandelten Abkommen mit Deutschland, Österreich und Grossbritannien. «Die Schweiz macht weitgehende Konzessionen und spielt den Steuereintreiber für andere Staaten. Ausser etwas Ruhe auf Zeit kann ich keine Vorteile für unseren Finanzplatz ausmachen», erklärt der Direktor einer kleineren Tessiner Privatbank. Offiziell mag niemand mit seiner Kritik hinstehen. Noch mehr als die intransparenten Verhandlungen der Eidgenossenschaft scheuen die Banken einen öffentlichen Schlagabtausch mit der Politik. Dieser würde die italienische Kundschaft zusätzlich verunsichern, was Gift fürs Geschäft wäre.

Um solche Befindlichkeiten kümmert sich die Lega dei Ticinesi traditionell wenig. Die grösste Protestpartei des Kantons feuert nach Kräften auf die Verantwortlichen in Bundesbern. Mit ihrem Gratis-Sonntagsblatt *Il Mattino* kann die Partei flächendeckend Herr und Frau Tessiner erreichen – und sie tut es hemdsärmelig: Als Ziegen prangten Bundesrätin Widmer-Schlumpf und die Präsidentin der Finanzmarktaufsichtsbehörde (Finma) Anne Héritier Lachat auf der Titelseite der Ausgabe vom 17. Juni (siehe Bild). Die beiden Frauen, so die Unterzeile, würden den Finanzplatz zerstören und «den Verlust von dreissig Prozent der Arbeitsplätze im Bankensektor» in Kauf nehmen.

Die Hosen runtergelassen

Dass die Schweiz den Steuervogt für ausländische Regierungen spielt, die nicht einmal fähig seien, die Steuerschulden ihrer eigenen Bürger korrekt einzufordern, kann die Lega nicht verstehen. Zumal der Bundesrat nicht auf Gegenseitigkeit pochte und seinerseits Abgeltungen auf Schweizer Bankvermögen in Österreich oder Grossbritannien eingefordert habe. Das Resümee im Originalton: «Le sette capre di Berna [...] hanno calato le braghe davanti ad un'Unione europea FALLITA!!» Die sieben Ziegen von Bern hätten die Hosen runtergelassen vor einer gescheiterten Europäischen Union. Die Lega-Wortführer unterstützen deshalb das Referendum der Auns.

Im *Mattino* wird Widmer-Schlumpf konsequent als «ministra delle finanze del 5%» und «usurpatrice» geführt: als Vertreterin einer 5-Prozent-Partei halte sie unrechtmässig einen Bundesratssitz besetzt. In der Deutschschweiz mag diese Wort- und Bilderwahl verständnisloses Achselzucken auslösen. Es wäre allerdings falsch, die Lega als politische Klamauktruppe abzutun. Die Partei stellt zwei der fünf Tessiner Regierungsräte und hat im vergangenen Jahr für einen aufsehenerregenden Beschluss gesorgt: Sie blockierte die Hälfte der bei italienischen Grenzgängern erhobenen Quellensteuer (rund dreissig Millionen Franken). Auslöser war eine schwarze Liste, die Italien eigenmächtig führt. Dort fungiert auch die Schweiz als Steuerschlupfparadies, obschon sie die einschlägigen OECD-Richtlinien längst erfüllt.

Parallel zur schwarzen Liste begann die damalige Regierung Berlusconi, Tessiner Exportfirmen und Banken zu gängeln. Da die zuständige Finanzministerin Widmer-Schlumpf keine Anstalten machte, zu intervenieren, sperrte der Kanton in Eigenregie einen Teil der Quellensteuererträge. Mit einer solchen resoluten Reaktion hatten weder Bern noch Rom gerechnet. Nun bewegen sich die beiden Regierungen aufeinander zu. Wobei unklar ist, wie das Schweizer Mandat aussieht. «Wir

wüssten gerne, was genau Widmer-Schlumpfs Beamte aushandeln möchten und wo sie die Grenze bei den Konzessionen ziehen», sagt ein Bankkader.

Als fatal empfand der Finanzplatz die Nachverhandlungen mit Deutschland, wo die Spitzensteuersätze im Nachhinein nochmals nach oben korrigiert wurden. Das sei ein katastrophales Zeichen für künftige Verhandlungen, heisst es in Lugano. «Die anderen Staaten merken, dass sie ihre Bedingungen durchsetzen können, ohne sich selber gross bewegen zu müssen.» Damit ist auch der freie Marktzugang der Schweizer Finanzinstitute gefährdet, den die protektionistischen Italiener bislang erfolgreich verhindert haben.

«Zwei gute Freunde müssen nicht immer gleicher Meinung sein», salbaderte Widmer-Schlumpf nach ihrem Treffen mit Mario Monti, «aber sie müssen zusammen sprechen, um konkrete anstehende Probleme anzugehen und zu lösen.» Viel Weihrauch um nichts, findet die Lega und lässt die medialen Muskeln spielen. Wenn bis Ende Juni die Verhandlungen nichts Konkretes ergeben würden, seien die Quellensteuererträge von neuem zu blockieren, fordert Lega-Nationalrat Lorenzo Quadri im *Mattino*. «Aber dieses Mal zu hundert Prozent.» Die Jagd auf die «Berner Ziegen» ist eröffnet. ○



Mediale Muskeln: Lega-Sonntagsblatt *Il Mattino*.

Endkampf in der Psychi

Nachdem die rabiante Verwaltungschefin mit allen Anträgen auf Entlassung des Psychiatriedirektors Professor Werner Strik gescheitert ist, sollte dieser im Juli, rehabilitiert, in die Berner Klinik «Waldau» zurückkehren. Es droht ein übles Duell. Von Urs Paul Engeler



Grosser Zorn: SP-Regierungsrat Perrenoud, 2009.



«Pauschales Urteil»: «Waldau»-Chefin Mader.



Ahnungslos: Professor Strik.

Mittlerweile geistert bereits eine Beraterin, die mit den branchenüblichen Worthülsen «Synergien schaffen, gestalten, erkennen, suchen, Weite schaffen, wahrnehmen, Spass haben, lebendig sein» hausiert, durch die zerrüttete universitäre Psychiatrieklinik «Waldau» am Stadtrand von Bern. Die Psychologin, die auch «Entwicklung durch aussergewöhnliche Konfrontation» anbietet, unterstützt auf geheim gehaltene Staatskosten die neue «Waldau»-Chefin Regula Mader (SP), die sich mit ihrer rücksichtslosen Personalpolitik verrannt hat. Der linken Juristin ohne Führungserfahrung und Sachkenntnis ist es innert Jahresfrist gelungen, Kader um Kader zu schassen und die renommierten Universitären Psychiatrischen Dienste (UPD), wie die geschichtsträchtige Institution heute heisst, in ein Tollhaus mit nachhaltig ramponiertem Ruf zu verwandeln.

Der finale Kampf, der jetzt noch tobt, ist die ohne sachlichen Grund eingeleitete Entlassung des international anerkannten Professors Dr. Dr. Werner Strik, der seit über dreizehn Jahren unbescholten als Direktor Psychiatrie amtiert, zugleich für Lehre und Forschung zuständig ist und zwischenzeitlich als Nummer eins der Crew die Klinik sogar administrativ geleitet hat. Es geht um Rache und Macht und keinesfalls um Wissenschaft oder die Qualität der Pflege. Der einzigartige Fall empört universitäre Instanzen

und (internationale) akademische Kreise; er bringt mittlerweile die Regierung des Kantons Bern in Verlegenheit, dürfte bald die parlamentarischen Aufseher auf den Plan rufen und schliesslich wohl auch die Gerichte beschäftigen.

Durch eine gezielte Indiskretion – wohl aus dem kommunikativ eng verbundenen Hause Mader – konnte der feine rot-grüne Berner *Bund* exklusiv berichten, dass die Berner Regierung sich bereits zweimal mit dem Dossier Strik befasst habe. Was als Anschwärzung Strikis gedacht war, lenkte den Blick exakt auf das Epizentrum des Konflikts: auf den gekränkten SP-Regierungsrat Philippe Perrenoud. 2004 hatte Strik im Auftrag der Regierung eine kantonale Psychiatrieplanung verfasst und dabei die Klinik Bellelay im Jura aufgrund ihrer peripheren Lage zur Schliessung empfohlen. Geleitet wurde Bellelay damals von Perrenoud, der seinen grossen Zorn über den Vorschlag öffentlich äusserte.

2006 rutschte der jurassische Politpsychiater als linker Quoten-Welscher in die Regierung. Dort nahm er als Gesundheitsdirektor seinen Rachefeldzug auf. 2008 gelangte Perrenoud erstmals an den gesamten Regierungsrat mit dem Ansinnen, Strik (der vom ganzen Manöver nichts ahnte und zu den konstruierten Vorhalten auch nicht angehört wurde) sei per Dekret zu entlassen. Das Gremium stieg auf den unbegründeten Antrag nicht ein.

2010 drängte Perrenoud abermals, wiederum hinter dem Rücken des ahnungslosen Strik. Nachdem er in der Verwaltung mit verschiedenen vertraulichen Mails vorsondiert hatte, wollte er im Oktober vom Regierungsrat eine «Überprüfung des Arbeitsverhältnisses» mit Professor Strik erwirken, wurde von seinen Kollegen jedoch mit scharfen Antworten in die Schranken gewiesen. Perrenoud präsentiere überhaupt keine «stichhaltigen Gründe» für ein derartiges Vorgehen, schüttelte zum Beispiel der grüne Erziehungsdirektor Bernhard Pulver den Kopf. Zudem, meinte er, bewerteten sowohl der Rektor der Universität wie der Dekan der medizinischen Fakultät Strikis Leistungen durchwegs positiv. Schliesslich wies Pulver den Gesundheitsdirektor auf die klare Überschreitung seiner Kompetenzen hin, wenn dieser die Entlassung eines Universitätsprofessors anstrebe. Die Federführung obliege, wenn schon, seiner Erziehungsdirektion.

Auch Finanzdirektorin Beatrice Simon (BDP) gab zu bedenken, dass die kruden Vorwürfe, die Perrenoud da aufliste, «nicht ausreichend untermauert sind». Indem sie zudem feststellte, dass er in seinem Antrag die Namen sämtlicher Personen voll ausschreibe, Strik jedoch durchgehend nur mit dem despektierlichen Kürzel «SW» bezeichne, warf sie dem Kollegen Menschenverachtung vor. Es könnte,

tadelte sie, der «Eindruck entstehen, dass der Betroffene herabgewürdigt wird».

Den dritten Anlauf, seinen Intimfeind doch noch zu vernichten, delegierte der gescheiterte Perrenoud an Genossin Mader, die er trotz deren mangelnden Vorkenntnissen im Februar 2011 zur allgemeinen Verblüffung auf dem administrativen Chefposten der «Waldau» platzieren konnte – ein «Glücksfall», wie er sich damals öffentlich vorfreute. Mader handelte tatsächlich wie seine rote Feldweibelin: rasch und unerbittlich. Am Abend des 26. Januar 2012 dinierte die Exekutorin mit Professor Martin Täuber, dem Rektor der Universität Bern, im gediegenen Restaurant «Veranda». Das Meeting ist darum von Bedeutung, weil die Uni-Leitung in wichtige personalrechtliche Veränderungen und in die Suche nach Alternativen zwingend einbezogen werden muss.

«Hauptinhalt dieses Treffens», so Maders nachträgliche Interpretation, sei die Information «über die untragbare Situation mit Prof. Werner Strik» gewesen. Sie habe damit die Universität vorinformiert. Rektor Täuber, ein frommer Christ und lavierender Mann, der sein Augenmerk auf die Pflege seiner allseitigen Reputation richtet, wollte sich anfänglich gar nicht mehr an dieses Beisammensein erinnern können, schreibt dann aber, «konkrete Punkte» seien damals nicht weiter besprochen worden; er habe zum Ausdruck gebracht, er «würde Konkretes schriftlich erwarten».

«Angedorder Urlaub»

Das Schriftliche war dann der Antrag auf Entlassung und «sofortige Freistellung», den Mader am 22. Februar stellte. Zwei Wochen später, am 5. März, hatte sie die übrigen Mitglieder der Geschäftsleitung (ausser Strik) darauf verpflichtet, die Absetzung des wichtigsten Wissenschaftlers der Klinik zu unterstützen. (Gegenüber seinen Mitarbeitern präziserte Urs Mosimann, Chef Alterspsychiatrie, die Geschäftsleitung habe diesen Antrag nicht etwa selbst gestellt, sondern angesichts der Sachlage nur eingewilligt, ihn mitzutragen.) Seither ist Strik nicht etwa «freigestellt» oder suspendiert oder sonst wie von seinen Ämtern entfernt, wie Mader regelmässig schreibt, sondern krankgeschrieben, respektive im «angedordneten Urlaub», und zwar bis Ende dieser Woche.

Maders Vorstoss erging es gleich schlecht wie den untauglichen Versuchen Perrenouds. Anfang Juni schmetterte die Uni-Leitung das Begehren in einem akribischen, 33-seitigen Beschluss ab. Jeder einzelne der Vorwürfe, die Mader mit ihren «Helfershelferinnen» in einem 109-seitigen Geheimdossier zusammengeschustert hatten, wurde mit Bemerkungen wie «nicht nachvollziehbar», «nicht erstellt», «keine konkrete Anhaltspunkte», «unbegründet», «nicht erhärtet» und so fort abgewiesen. Mehr noch: Maders Passagen über Striks angeblich umstrittene Achtung in der Fachwelt

weist die sechsköpfige Universitätsleitung sogar äusserst scharf zurück. Sie betrachtet «dieses pauschale Urteil als unzulässig und an der Grenze zur Anmassung».

Abschliessend macht die Universität die selbstherrliche «Waldau»-Leiterin persönlich verantwortlich für das Debakel, das noch nicht ausgestanden ist, und für das Verbauen von Alternativen: «Durch das resolute Vorgehen der Vorstehenden der Geschäftsleitung, den sich daraus ergebenden zeitlichen Druck und die verhärteten Fronten rückte eine solche Lösung aber auch aus dem Bereich des Machbaren.» Politisch bleibt der Fall in der Schwebe: Der Regierungsrat soll noch prüfen, ob eine Kündigung Striks im übergeordneten «öffentlichen Interesse», also ohne jeden triftigen Grund, möglich sei.

Achtzig Professoren der medizinischen Fakultät haben darum «in grosser Sorge» einen Brief an den Regierungsrat unterschrieben. Die Universität habe bereits «erheblichen Schaden» genommen. Wenn sich im In- und Ausland herumspreche, wie «mit einem verdienten Hochschullehrer und Klinikdirektor umgesprungen wird», dann müsse sich jeder Bewerber gut überlegen, «ob er sich dahin begeben will».

Juristisch kann das Fazit eindeutiger nicht sein: Strik, der mehr als nur rehabilitiert ist, muss seine Funktionen als Professor, als Leiter der Psychiatrie und als Mitglied der «Waldau»-Geschäftsleitung wieder aufnehmen können. Gleichwohl schaltet Verliererin Mader auf trotzig-stur: Sie verkündet nicht nur, eine Rückkehr des unbescholtenen Strik komme gar nicht Frage. Intern erklärte sie den Ärzten, dass sie die Absetzung Striks weiter betreiben werde, auch wenn ihr Antrag abgelehnt sei! Sie belästigt darum die Instanzen

mit immer neuen Anträgen. Per Velokurier (!) liess sie am 13. Juni der Universität eine eilige Depesche zukommen mit dem Begehren, «Professor Werner Strik sei [...] in seinen Funktionen in Versorgung, Lehre und Forschung vorläufig einzustellen». Und dies sei «superprovisorisch zu verfügen».

Auch dieser verzweifelte Versuch, Strik, der sich noch im angeordneten Urlaub befindet, das künftige Betreten der Klinik zu verbieten, wurde abgewiesen. Das ist allerdings noch nicht der letzte Akt in dieser Staatsaffäre, die nicht nur den Ruf der Universität und der Klinik, sondern den der politischen Instanzen insgesamt arg beschädigt. Auf den Donnerstag, den 28. Juni, hat Mader die Geschäftsleitung zur ausserordentlichen Krisensitzung aufgeboten. Traktanden wurden nicht bekanntgegeben. Das Thema kann nur lauten: Mit welchem letzten Manöver können wir jetzt doch noch verhindern, dass Strik am Montag, den 2. Juli, seine Arbeit aufnimmt?

Denn wenn der Professor, dessen Ehre wieder restlos hergestellt ist und dessen Rückkehr von den im Berufsverband VSAO zusammengeschlossenen Assistenz- und Oberärzten offiziell und seit langem gefordert wird, wieder in der «Waldau» erscheint und wirkt wie eh, dann ist die unglückselige Zeit Maders nach wenigen Monaten abgelaufen. Ein Nebenoder gar Miteinander gibt es nicht mehr. Mader selbst denkt nicht daran, das Feld zu räumen. Sogar die Drohung zahlreicher Ärzte, bei einem Ausschluss Striks zu kündigen, nimmt sie ungerührt bis schnippisch zur Kenntnis. «Dann würden als Folge eben neue Ärzte eingestellt werden», antwortete die Sozialdemokratin gemäss einem von über zwanzig Ärzten unterzeichneten Protokoll. ○



Nachhaltig ramponierter Ruf: Psychiatrieklinik «Waldau».



Royals im Kleinstformat: Sozialdemokratin Corine Mauch.

Warum so verkrampt, Frau Mauch?

Die Zürcher Stadtpräsidentin Corine Mauch gilt als fleissig, gescheit und etwas farblos. Der Eindruck kommt nicht von ungefähr, doch er täuscht. Die SP-Frau verkörpert den Zeitgeist in der Wirtschaftsmetropole, aber auch deren Widersprüche. Ein Annäherungsversuch. *Von Alex Baur und Tom Haller (Bild)*

Corine Mauch (SP) ist eine vielbeschäftigte Frau. Neun Monate und drei Tage nach dem ersten Anlauf und nach mehreren Telefonaten mit Pressesprecher Nat Bächtold – «Nein, sorry, wir können Ihnen keinen Fragenkatalog schicken, nein, ein Interview interessiert uns wirklich nicht, wir möchten bloss ein ganz persönliches Gespräch!» – haben wir es gleichwohl geschafft. Eine Stunde ihrer kostbaren Zeit hat sie uns gewährt.

Pressesprecher Bächtold, der bereits nach einer halben Stunde auf die Uhr schaute, notierte jeden Satz mit. Am Ende waren es dann doch 75 Minuten. Es war ein sehr angenehmes

Gespräch, es wurde viel gelächelt, bisweilen etwas krampfhaft. Eigentlich wollten wir ja nur wissen, was für ein Mensch sich unter dieser aschblonden Wuschelmähne hinter einem mitunter etwas schrill geschminkten Gesicht versteckt. Doch auf der Direttissima kommt man bei Corine Mauch nicht zum Ziel. Sie wurde nie wirklich fassbar, zeigte keine Blösse, hatte keinen genialen Einfall, leider gibt es nicht einmal ein träfes Zitat, das sich an dieser Stelle verwenden liesse. Jeder Satz, den sie von sich gab, war ausgewogen und kontrolliert. Wer etwas über den Menschen Mauch erfahren will, muss sich wohl oder übel an dessen Geschichte halten.

Es ist wahr, die Stadtpräsidentin ist eine vielbeschäftigte Frau. Ein halbes Dutzend repräsentative Termine an einem Wochenende oder mehr, heisst es, seien nicht aussergewöhnlich. Sie gibt sich sichtlich Mühe, Präsenz zu markieren. Das war nicht immer so. Kaum gewählt, fehlte Mauch im Frühling 2009 am traditionellen Sechseläuten. Sie sei in die Ferien verreist, hiess es. Nicht nur bürgerliche Kreise nahmen ihr diesen Fauxpas übel. Doch Mauch erwies sich als lernfähig. Heute sei sie, so spötteln selbst politische Gegner, «an jeder Hundsverlochete anzutreffen». Und am Sechseläuten marschiert sie, immer schön lächelnd, ganz vorne mit.



te es doch Mut, ihn in einem ihrer seltenen TV-Auftritte öffentlich zu verteidigen.

Gleichwohl bleibt der Spitzname «die graue Mauch» nach drei Amtsjahren immer noch an ihr haften wie ein lästiger Kaugummi, auf den man irgendwo getreten ist und den man allen Verrenkungen zum Trotz nicht loswird. Zum Teil hat es wohl damit zu tun, dass Mauch bis zu ihrer Kandidatur praktisch unbekannt war. Die Stadtzürcher Sozialdemokraten verfügten damals schlicht und ergreifend über keine herausragende Figur. Die notorisch zerstrittenen Bürgerlichen waren nicht besser dran. Umso mehr wurde Mauch an ihrem Vorgänger gemessen, dem wortgewandten Elmar Ledergerber (SP), der mit seinen lauten Ein- und Ausfällen weit über die Stadtgrenzen hinaus immer wieder für Aufmerksamkeit sorgte.

Die Aargauerin aus dem Hintergrund

Nüchtern betrachtet, hatte die Saftwurzel Ledergerber am Ende ihrer siebenjährigen Amtsdauer wenig vorzuweisen. Das Fussballstadion im Hardturm, sein grösstes Unterfangen, war kläglich gescheitert; wo und wann und ob überhaupt das neue Kongresshaus gebaut wird, steht nach wie vor in den Sternen, und die Rolle des Stadtpräsidenten im Debakel ums Sozialamt wäre wiederum eine Geschichte für sich. Ledergerbers Vorstösse zum Streit um den Flughafen oder zur Asylpolitik fanden zwar viel Beachtung, doch waren sie vor allem für die Galerie gedacht, hat die Stadt in diesen Fragen doch wenig bis nichts mitzureden.

Tatsächlich ist die Kultur der einzige Bereich im Zürcher Präsidialdepartement, wo wirklich Pflöcke eingeschlagen werden. Nur ist das halt so eine Sache mit der Kultur: Alle finden sie zwar *schampar* wichtig, doch nur die allerwenigsten kümmern sich um sie. Sodann wären da noch Zivilstands- und Bestattungswesen – für den Bürger wohl die wichtigste Adresse bei der Verwaltung, aber kein Ort, wo man Politik machen könnte. Und selbst bei der Stadtentwicklung, die ebenfalls Mauchs Departement angegliedert ist, sind grosse Würfe bestenfalls auf dem Papier möglich.

Zürcher Stadtpräsidenten sind Symbolfiguren ohne echte Macht, Royals im Kleinstformat, sozusagen. Ledergerber, ein Klosterschüler aus dem stockkatholischen Engelberg, überspielte die Kluft zwischen Anspruch und Realität mit Klamauk. Mauch, eine in der Wolle gefärbte Protestantin aus der aargauischen Provinz, tut sich in dieser Hinsicht etwas schwerer. Schlagfertigkeit war noch nie die Stärke der Aargauer. Wenn sie nichts zu sagen haben, sagen sie lieber nichts, und wenn man sie dazu nötigt, geben sie bestenfalls Gemeinplätze von sich. Peach Weber lässt grüssen.

Diese Nüchternheit mag etwas Sympathisches an sich haben, aber sie ist fatal in Bezug auf Journalisten, die spannende Geschichten schreiben wollen. Also suchte man mit der Lupe nach

einem verwertbaren Aufreger. Bei einer ihrer ersten Reden holte Mauch das falsche Manuskript aus der Tasche, es dauerte eine Weile, bis sie es merkte, danach verhaspelte sie sich laufend. Kaktus! In irgendeiner unbedeutenden Talkrunde gestand die Stadtpräsidentin, auch sie müsse sich manchmal überwinden, um am Morgen an die Arbeit zu gehen. Also doch. Das banale Statement – geht es etwa nicht den meisten Menschen so? – musste herhalten für eine Grundsatzdebatte. Ist Mauch überfordert? Darf eine Stadtpräsidentin so etwas sagen? Oder sollte man sie für ihre Ehrlichkeit bewundern?

Als Stadtpräsidentin hat Mauch noch nie etwas angerissen, was gross zu reden gegeben hätte. Und auch vorher nicht. Fragt man nach herausragenden Vorstössen oder Initiativen im Parlament, geraten selbst langjährige Weggefährten in Verlegenheit. «So aus dem Stand heraus», lautet die Antwort jeweils fast wortgleich, «kommt mir jetzt nichts in den Sinn.» Corine Mauch selber reagiert auf die gleiche Frage mit einem leicht irritierten Lächeln: «Ach, da gibt es sehr vieles – das finden Sie alles in den Ratsprotokollen.» Schliesslich kommt ihr spontan doch noch etwas in den Sinn: Die Tarifordnung für den Ökostrom. Na ja.

Die im Verbund mit den Grünen übermächtigen Zürcher Sozialdemokraten können sich eine Corine Mauch leisten. Bei deren Wiederwahl im März 2010 traten die Bürgerlichen gar nicht erst mit einer ernstzunehmenden Gegenkandidatur an. FDP und CVP waren voll auf damit beschäftigt, ihre drei Sitze im rotgrün-dominierten Neunergremium zu verteidigen. Mauch musste das Format ihrer Leistungen noch nie in einem echten Wahlkampf unter Beweis stellen. Sie sei eben eine Sachpolitikerin, lautete ihre Allerweltsbotschaft, eine aussergewöhnlich fleissige obendrein, die lieber im Hintergrund arbeite. Man konnte ihr das abnehmen oder auch nicht – welcher Politiker würde schon etwas anderes von sich behaupten. Die Hälfte der wenigen Zürcher, die 2010 überhaupt wählen gingen, legte einen leeren Zettel ein oder schrieb einen anderen Namen drauf. Zur Wahl reichte es.

Allerdings haben Mauch und Ledergerber mehr miteinander gemein, als es auf den ersten Blick den Anschein macht. Er ist zwar nicht ihr Götti, wie immer wieder kolportiert (und an dieser Stelle abschliessend dementiert) wird. Doch die Spur führt in die richtige Richtung. Ledergerber war mit ihren Eltern, der Chemikerin Ursula Mauch und dem Ingenieur Samuel Mauch, sein halbes Leben lang geschäftlich und freundschaftlich verbunden. Das Trio hatte 1971 das Beratungs- und Planungsbüro Infrac gegründet. Es lohnt sich, diese Geschichte etwas näher anzuschauen. Denn sie hat viel mit Mauchs Werdegang zu tun.

Corine Mauch wurde im Mai 1960 in Iowa City geboren, 200 Meilen westlich von Chicago. Bis zum vierten Lebensjahr wuchs sie in

Das Misstrauen ist geblieben. Corine Mauch selber hat zwar immer wieder versichert, dass sie nicht eine Partei vertrete, sondern eine Stadt. Doch ist diese Politikerin, die im Gemeinderat (1999–2009) als stramme Parteisoldatin galt, überhaupt in der Lage, über die ideologischen Gräben hinweg als Integrationsfigur zu wirken? Kann sie auch jener Mehrheit von Bürgern, die sie nicht gewählt hat, das Gefühl vermitteln, dass sie ihre Anliegen ernst nimmt und ihre Interessen genauso vertritt?

Es gibt durchaus Momente, in denen sie dieses liberale Rollenverständnis durchblitzen lässt. So etwa im Vorfeld der Abstimmung zur Minarett-Initiative, als die Stadt Basel die Plakate der Befürworter kurzerhand verbot. Die Zürcher Stadtpräsidentin trat damals in der TV-«Arena» auf, um zu erklären, warum sie zwar gegen die Initiative sei, aber ebenso gegen die Zensur. Dieses Verständnis von Demokratie ist im rot-grünen Zürich alles andere als selbstverständlich. Auch wenn Mauch den Entscheid wohl nicht im Alleingang gefällt hatte, brauch-

Boston auf, wo ihr Vater am renommierten Massachusetts Institute of Technology doktoreierte. Als Corine zehn Jahre alt war, verbrachte sie mit ihrer Familie ein weiteres Jahr in den USA. Der wirtschaftliche Boom der Nachkriegszeit stand im Zenit. Es waren aber auch Zeiten, in denen, gerade in Amerika, die Grenzen des Wachstums zum Thema wurden. Die 68er suchten nach neuen Werten und Modellen. An den Universitäten wurden Szenarien entwickelt, mit denen man die Verteilung von Ressourcen und Reichtum steuern wollte. Samuel Mauch, bis dahin auf den Bau von Brücken spezialisiert, war begeistert.

Zurück in der Schweiz, versuchte er mit dem Büro Infrass umzusetzen, was er in den USA gelernt hatte. Das war nicht nur eine Pionierleistung, sondern auch ein Wagnis. Im selben Jahr führte die Schweiz das Frauenstimmrecht ein. Mauchs Mutter zog als erste Aargauerin in den Nationalrat ein, für die Sozialdemokraten. Ursula Mauch, die an der Gewerbeschule Chemie und Physik unterrichtete, war allerdings keine typische Vertreterin der damals noch stark gewerkschaftlich orientierten SP.

Ihre politischen Wurzeln lagen vielmehr im «Team 67», einer schwer einzuordnenden progressiven Bewegung, die schon damals auf ökologische Themen setzte, indes nie weit über die Stadt Baden hinausgewachsen war und bald wieder verschwand. Die Familie Mauch, so erzählen Freunde, sei von einem naturwissenschaftlichen und liberalen Geist durchdrungen gewesen. So hatte Ursula Mauch stets ein herzliches Verhältnis zu ihrem Bruder, dem Topmanager Hans Widmer, selbst als dieser für Oerlikon-Bührle Waffenexporte tätigte, die sie politisch aufs schärfste bekämpfte.

Verkörperung eines Lebensgefühls

In der Schweiz liessen sich die Mauchs in Oberlunkhofen nieder: ein bäuerlich geprägtes Dorf am Rande des katholischen Freiamts mit damals knapp 500 Einwohnern, in dem es nur zwei Lehrer gab, einen für die Unter- und einen für die Oberstufe. Corine und ihre beiden jüngeren Brüder wurden im gleichen Schulzimmer unterrichtet. Sie waren die einzigen Protestanten. Zum Konfirmandenunterricht und zur Sonntagsschule mussten sie jeweils über die Kantonsgrenze ins zürcherische Ottenbach fahren. Die Mauchs seien stets Fremde im Dorf geblieben, sagen Ortsansässige. Den lokalen Dialekt hat Corine Mauch jedenfalls nie angenommen, sie blieb dem etwas schwerfälligen Aargauer*tütsch* ihrer Eltern treu.

Aarau lag damals, so man auf den öffentlichen Verkehr angewiesen war, eine halbe Tagesreise von Oberlunkhofen entfernt. So kam es, dass Corine bereits als Kantonsschülerin von zu Hause auszog und in einer Mädchenpension untergebracht wurde. Sie sei ein richtiger Wildfang gewesen, erinnern sich Gspänli aus jenen Jahren, politisch hochaktiv. Es waren die Zeiten der gro-

ssen Demos beim Kernkraftwerk Gösgen. In der Anti-AKW-Bewegung fand Corine Mauch denn auch ihre politische Heimat. Sie gehörte zu den Gründungsmitgliedern des aargauischen VCS.

Die Parteipolitik war lange nicht ihre Sache. Sie hätte auch bei den Grünen landen können, wie sie selber einräumt. Der universitäre Campus und der Groove der Studenten-WG – das war die Welt, in der sich Corine Mauch wohl fühlte. An der ETH Zürich absolvierte sie ein Studium der Agronomie, in Lausanne ein Nachdiplomstudium in Politik- und Verwaltungswissenschaften, zwischendurch legte sie ein paar Semester Chinesisch ein. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie im elterlichen Planungsbüro Infrass, als Oberassistentin am Geographischen Institut der ETH Zürich, als Abfall- und Umweltbeauftragte in der Stadt Uster und zuletzt als administrative Mitarbeiterin bei der Bundesversammlung.

Als Corine Mauch im Mai 2009 zum «Stapi» gewählt wurde, war sie 49 Jahre alt, und sie hatte nicht die geringste Führungs-, geschweige denn Exekutiverfahrung. Im Gemeinderat hatte sie sich wohl den Ruf einer ehrgeizigen und gewissenhaften *Chrampferin* erarbeitet,

Markige Worte gegen Boni-Banker und dergleichen sucht man bei ihr vergeblich.

die sich durch meterdicke Aktenberge kämpfte, wo andere längst kapituliert hatten. Doch ging es stets um graue Theorie. Noch nie hatte Mauch eine sprichwörtliche Schraube verkauft. Ihren Lohn hatte sie, direkt oder indirekt, praktisch immer vom Staat bezogen.

Bis zu ihrer Wahl hatte sich Mauchs Leben zwischen Aula und Ratssaal, Bibliotheken und Büros, Wohngemeinschaften und Gay-Partys zugetragen. In ihrer Freizeit spielte sie in einer Frauenband, nicht etwa als Rampensau, sondern als Bassistin, immer schön im Hintergrund den Ton angehend. Das Bild passt zu ihrem Charakter – aber nicht unbedingt zu dem, was man von einer Stadtpräsidentin erwarten würde. Allerdings verkörpert Mauch fast idealtypisch das Lebensgefühl einer breiten Bevölkerungsschicht, die heute in Zürich den Ton angibt: zugewandert, kinderlos, akademisch, urban, politisch rot-grün.

Im letzten Februar hielt Corine Mauch in der reformierten Kirche Oberstrass während des Gottesdienstes eine Rede, die insofern aussergewöhnlich war, als man das Gefühl hatte, dass sie mit Herzblut geschrieben war, gleichsam als Bekenntnis. Es ging um das Thema «Solidarität». Im Zentrum der Rede stand die «Erklärung von Bern» (EvB), die mächtige Lobby der Hilfswerke mit starkem kirchlichem Einschlag, in deren Vorstand sie selber seit zwei Jahrzehnten sitzt. Nach Mauchs Meinung geht es nicht darum, den Menschen in der Dritten

Welt mehr zu geben, sondern «weniger zu nehmen» und «zurückzugeben». Dahinter steckt das sozialistische Credo in Reinkultur: Umverteilung statt Wachstum, Planwirtschaft statt freier Wettbewerb und Markt.

Die Gegner in den eigenen Reihen

Planwirtschaftliche Züge trägt auch das andere Anliegen, für das sich Corine Mauch mit Vehemenz engagiert: die 2000-Watt-Gesellschaft. In Zürich rannte sie damit offene Türen ein. Seit 2008 steht in der Gemeindeordnung festgeschrieben, dass der Energieverbrauch der Stadtbürger bis 2050 um fantastische zwei Drittel gesenkt werden soll. Die Vorlage wurde praktisch diskussionslos mit 76,4 Prozent Ja-Stimmen angenommen – allerdings unter der Prämisse, dass man dafür «nicht auf wesentliche Annehmlichkeiten verzichten» müsse, wie im Abstimmungstext zu lesen war. Gerade hier liegt indes die Crux.

Die 2000-Watt-Gesellschaft bringt das unlösbare Dilemma dieser Stadt auf den Punkt. Ob Ökostrom, Fair Trade oder Mobility – für den zeitgemässen Städter sind das in erster Linie modische Labels wie Freitag-Taschen, Turbinen-Bräu oder iPad. Die Slums von Jakarta, die Ruinen von Fukushima oder Biokühe auf der Alp sind ihm fremd, sie berühren ihn nicht ernsthaft. Man ist gerne bereit, für etwas Mode einen Aufpreis zu bezahlen – man kann es sich ja leisten. Solange es nicht richtig weh tut.

Einen Hortplatz für jedes Kind, Wind- und Solarstrom aus Norwegen und Spanien (in Form von Zertifikaten; aus der Steckdose fliesst nach wie vor Atomstrom aus Beznau), staatlich subventionierte Wohnungen, Schikanen gegen Autos aller Art – solchen Luxus leistet man sich, solange die Wirtschaft brummt. Doch wehe, wenn die bösen Banken und Versicherungen abwandern, weil der bürokratische Leerlauf zu gross, der Verkehrsstau zu lästig, der Steueraufwand zu hoch oder der Strom zu teuer geworden sind. Kapitalisten brauchen die Sozialisten nicht – doch ohne Kapitalismus lässt sich kein Sozialismus finanzieren.

Das hat Corine Mauch begriffen. Markige Worte gegen Boni-Banker und dergleichen sucht man heute vergeblich in ihrem Repertoire. Allen Protesten ihrer Genossen zum Trotz schickt auch Stapi Mauch den besten Steuerzahlern der Stadt Jahr für Jahr ein nettes Dankesbrieflein und trifft sich regelmässig mit den Grössen der Wirtschaft.

Die härtesten Gegner der rot-grünen Stadtregerung finden sich heute in deren eigenen Reihen. Gerade in jüngerer Zeit hat die Exekutive immer wieder erzlinkte Anliegen bekämpft – den übereilten Atomausstieg ebenso wie die radikale Beschränkung des Autoverkehrs oder eine massive staatliche Intervention beim Wohnungsbau. Derweil ist die vermeintlich graue Mauch in ihrer unaufgeregten Art langsam, aber sicher in ihr Amt hineingewachsen. ○

Man lese in der Bibel

Zehn Stunden lang debattierte der Nationalrat letzte Woche über das Asylwesen und fällte unzählige Entscheide. In der Berichterstattung blieben davon zwei Begriffe übrig. Kirchenmänner, Flüchtlingshelfer oder Schriftsteller, die sich jetzt empören, hätten halt der Debatte folgen müssen. *Von Gerhard Pfister*

Die Berichterstattung über die Asyldebatte war Mainstream pur. Von einer zehnstündigen Diskussion mit unzähligen Entscheidungen interessierten am Ende nur die Stichworte «Familienasyl» und «Nothilfe». Beide wurden zum archimedischen Fixpunkt christlich-europäischer Humanität hinaufstilisiert. Anderes, Wesentlicheres, die Sorgen der Bevölkerung über zunehmenden Missbrauch und Kriminalität, vierjährige Verfahren mit unzähligen Verzögerungsmöglichkeiten, das Chaos in Empfangszentren und überforderte Bundesbeamte, waren kein Thema.

Zum «Familienasyl»: Niemand schrieb, dass es nicht um die Frage ging, ob Familien bei uns Schutz finden – das war unbestritten –, sondern darum, dass wir zweierlei Recht haben für ausländische Jugendliche, die Delikte begehen. Die einen kann man wegweisen, die andern nicht. Das wollten die Bürgerlichen ändern.

Zur «Nothilfe»: Kein Journalist schrieb, dass es hier nicht um die bisherige Nothilfe geht, sondern um eine Grundhilfe, die mindestens so hoch ausfällt wie das, was in allen Nachbarländern bereits jetzt der Fall ist. Vom Modell Niederlande gar nicht zu reden, dem Bundesrätin Sommaruga ja gerne nachträumt, ohne es je realisieren zu können, weil ihr dazu die SP fehlt, die verbal gegen Missbräuche ist, aber nie etwas dagegen tun will. Der Chefredaktor des *Sonntags* wirft FDP und CVP vor, mit der SVP zu paktieren und keine Verfahrensverkürzungen vorzuschlagen, die das zentrale Problem seien. Zehn Stunden lang beschloss der Nationalrat (auch) viele Massnahmen, die die Verfahren verkürzen – gegen den Widerstand der SP (die sogar Vorschläge der eigenen Bundesrätin Sommaruga ablehnt) und deshalb halt mit der SVP zusammen.

«Unliberal» und «unchristlich» seien wir, tönt es laut auch aus den kirchlichen Kreisen, die im Lauf der Geschichte Nettigkeiten wie Kreuzzüge und Inquisition erfunden haben, ohne damals die C-Frage zu stellen. Oder ist der Ausschluss von Frauen vom Priesteramt menschenrechtskonform?

Votum für die Galerie

Alle Beschlüsse des Nationalrats hingegen sind verfassungskonform, halten die Flüchtlingskonvention ein, ermöglichen weiterhin, dass alle Asylsuchenden in der Schweiz Schutz, Verpflegung, Unterkunft, ärztliche Versorgung erhalten und die Krankenkassenprämien und

Beschäftigungsprogramme bezahlt bekommen. Das alles erhält auch ein Asylbewerber, der in den Unterkünften randaliert, der mit Drogen dealt, der sich dem Verfahren entzieht. Aber mehr sollten Personen, die das Asylrecht missbrauchen, nicht erhalten, auch keine Sozialhilfe mehr. Das halte ich für zumutbar. Die Linken und die Kreise, die ihr gutes Geld im Asylwesen verdienen, halten das für unmenschlich. Diese Leute verantworten auch, dass die Ausschaffungsinitiative angenom-

Die Linken und die Kreise, die ihr gutes Geld im Asylwesen verdienen, halten das für unmenschlich.

men wurde, dass die einmalige Chance verpasst wurde, Integrationsbestimmungen in die Verfassung zu schreiben, wie es CVP und FDP mit dem Gegenvorschlag wollten. Aber jetzt lautstark zu jammern, dass CVP und FDP fremdenfeindlich seien, geht problemlos.

Ein Schriftsteller empört sich, dass der Nationalrat Internierungslager beschlossen habe. Hätte er auch nur fünf Minuten zugehört, hätte er erfahren, dass der Nationalrat Internierungslager abgelehnt hat. Der oberste Flüchtlingshelfer im Lande wirft CVP und FDP in der einen Woche Inkompetenz vor. In

der folgenden Woche findet er es eine gute Idee (von CVP und FDP notabene), dass mit Drogen dealende Asylbewerber nur noch Nothilfe erhalten und dass Sonderzentren geschaffen werden sollen für randalierende Asylbewerber. Das eine Votum ist für die Galerie, das andere das ehrliche. Beides zusammen heisst Opportunismus.

Auf die Frage an Kirchen und Klöster, ob sie leerstehende Gebäude für Asylsuchende zur Verfügung stellen könnten, lautete die Antwort mehrheitlich christlich grosszügig: «Nein!» Ein Kirchenvertreter begründete die Absage, das sei «mit ihrer ruhigen Lebensweise nicht vereinbar». Aber dem Rest der Schweizer Bevölkerung, die in aller Regel auch relativ ruhig dahinlebt, muss man's zumuten, zu Recht. Mitarbeiterinnen in einem meiner Unternehmen leben und arbeiten schon seit drei Jahren praktisch Tür an Tür mit Asylbewerbern. Man lese in der Bibel: Lukas 6,41 oder Matthäus 7,3. Wer keine Bibel mehr hat, kann googeln.



Gerhard Pfister

Nationalrat (CVP/ZG), Präsident der Subkommission Asylwesen



Träume von den Niederlanden: Bundesrätin Sommaruga, BfM-Direktor Gattiker.



Verboten: Anti-Atomkrieg-Plakat, 1954.



Empörungsreflexe: Minarett-Initiative, 2009.



Als unzüchtig bewertet: Dalí-Plakat, 1982.

Meinung unerwünscht

Die Zensur ist gemäss Bundesverfassung untersagt. Trotzdem wird die Meinungsäusserung bis heute eingeschränkt. Ein unzensurierter Streifzug durch eine nicht ganz freie Schweiz. *Von Rico Bandle*

Es war zweifellos deplatziert, wenn nicht gar rassistisch, was via das Twitter-Konto des SVP-Lokalpolitikers Alexander Müller wiedergegeben wurde: «Vielleicht brauchen wir wieder eine Kristallnacht... diesmal für Moscheen.» Wie unangebracht dieser historische Vergleich ist, merkte offenbar bald auch Müller selbst: Er löschte den Eintrag umgehend. Zu spät. Eifrige Twitter-Benutzer hatten ihn bereits durch einen Screenshot festgehalten, die Staatsanwaltschaft prüft die Eröffnung eines Strafverfahrens, der *Tages-Anzeiger* liess am Dienstag vier (!) Redaktoren zu dem Fall schreiben und setzte das Thema auf die Titelseite, gemäss *Neuer Zürcher Zeitung* wurde Müller mittlerweile von seinem Arbeitgeber entlassen.

Nebst der Verhältnismässigkeit stellen sich in diesem Fall zwei grundsätzliche Fragen: Gibt es in einer offenen Gesellschaft kein Recht darauf, Schwachsinn zu verbreiten? Und verhilft man einer solchen Botschaft nicht erst recht zu grosser Publizität, wenn man sie zu verbieten versucht?

Die Schweiz rühmt sich für ihre freiheitlichen Werte, die Meinungsfreiheit ist dabei ein zentrales Element. Ein Lehrstück darüber, wie rasch in gewissen Situationen trotzdem nach Zensur gerufen wird, also nach Kontrolle und Sanktionierung von Gesagtem und Publiziertem, ist die Minarett-Initiative. In der angespannten Stimmung versuchten die Behörden

sowohl die Befürworter wie die Gegner an der freien Meinungsäusserung zu hindern. Erst untersagten mehrere Städte, zum Beispiel Basel, Lausanne oder Yverdon, den Aushang der Plakate der Initianten. Das Motiv mit der verschleierten Frau vor einer Schweiz voller Minarette sei «rassistisch und diskriminierend». Kaum hatte das Volk klar ja gesagt zur Initiative, richteten die Zensoren ihren Fokus auf die Gegenseite: Aktivisten des alternativen Kulturzentrums Rote Fabrik in Zürich taten ihr Missbehagen über die Abstimmung kund, indem sie den alten Kamin der Fabrik zu einem Minarett umfunktionierten. Die Stadt Zürich intervenierte umgehend: An Heiligabend fuhr ein riesiger Hebekran in das Gelände, eine private Firma entfernte in stundenlangem, kostspieliger Arbeit die harmlose Minarettverkleidung und den Halbmond an der Spitze. Die Stadt rechtfertigte die Ordnungsaktion mit «Sicherheitsbedenken», in Wahrheit fürchtete sie negative Reaktionen aus der Bevölkerung.

Die Verbote im Umfeld der Minarett-Initiative sind in vielerlei Hinsicht exemplarisch für Zensurmassnahmen in der heutigen Schweiz: Mit dem Hinweis auf Moral und Stil werden unangenehme Diskussionen unterbunden, die Zensurforderungen werden in der Regel reflexartig, aus einer gewissen Empörung heraus gestellt, und im Nachhinein erscheinen die Zensuraktionen als übertrieben oder gar absurd.

Die Schweiz hat eine lange Tradition von subtiler Zensur und Selbstzensur, sei es in Presse, Kunst, Kabarett oder Politik. Wir beginnen unseren Streifzug durch die Zensurgeschichte am 29. August 1939, zwei Tage vor dem Angriff Deutschlands auf Polen, dem offiziellen Beginn des Zweiten Weltkriegs. Ein vertraulicher Brief von Bundesrat Rudolf Minger erreichte an jenem Tag die Schweizer Zeitungsredaktionen: Alle militärischen Nachrichten müssten von nun an vor der Publikation zur Prüfung vorgelegt werden, hiess es darin. Minger appellierte an die Eigenverantwortung der Journalisten, sich in dieser schwierigen Lage im Dienste des Landes zu verhalten: «Vor allem ist die Presse ersucht, die ruhig entschlossene Einstellung unseres Volkes weiterhin wahren zu helfen und jederlei unkontrollierbaren Gerüchten die Aufnahme strikte zu versagen.» Fortan wachte die eidgenössische Zensurbehörde Abteilung Presse und Funkspruch (APF) über die Schweizer Zeitungen, Plakate, Bücher und Filme; als rechtliche Grundlage diente das Pressenotrecht.

Kein Schäferstündchen mit dem Neger

Der Historiker Georg Kreis, der später als Vorkämpfer der Rassismus-Strafnorm massgeblich an der Einführung eines Zensurartikels beteiligt war, verfasste seine Dissertation zum Thema «Zensur und Selbstzensur» in der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs.



«Propaganda aus dem Ausland»: Plakat, 1952.



«Sittenwidrig»: Sloggi-Plakat, 2003.



«Unsachliche Art und Weise»: AJZ-Plakat, 1981.

«Allgemeines Ziel der pressenotrechtlichen Bestimmungen war es, die schweizerische Presse als Stimme eines neutralen Landes aus dem internationalen Propagandakrieg herauszuhalten», schreibt Kreis. Die Redaktionen wurden angehalten, zurückhaltend zu kommentieren: Weder sollte eine Kriegspartei verärgert werden, noch sollten Kommentare aus der Schweiz vom Ausland für Propagandazwecke missbraucht werden können. Am häufigsten traf die Zensur sozialdemokratische Blätter. Kreis führt dies darauf zurück, dass die Pressekontrolle «fast ausschliesslich in den Händen der Bürgerlichen» gewesen sei.

Bei den literarischen Werken hatten die Kriegs-Zensoren in erster Linie ausländische Autoren im Visier. Ein übereifriger Gutachter beanstandete zum Beispiel Stefan Zweigs «Die Welt von Gestern». Ihn störte der Satz: «Die hübschesten Mädchen schämten sich nicht, mit einem pechschwarzen Neger oder einem schlitzäugigen Chinesen Arm in Arm ins

nächste *petit hôtel* zu gehen ...» Nicht das Wort «Neger» war für den Zensor ein Problem, sondern dass sie mit weissen Mädchen ein Schäferstündchen abhielten. Ein solches Verhalten sei Ausdruck einer «moralischen Anarchie», die vom Schriftsteller «ebenso wenig wie von vielen andern als Mitherbeiruf des Kriegs erkannt» werde. Von einem Verbot des Buches wurde jedoch abgesehen.

Allgemein war die Zensur in der Schweiz während des Kriegs uneinheitlich, löchrig und abhängig vom Gutdünken der freiwilligen Zensoren. Landesweit untersagt wurde zum Beispiel 1940 die Aufführung von Oskar Wälterlins Film «De achi Schwyzer», der ausländerfeindliche Tendenzen an der Landi 1939 zum Thema hatte. Der Film beschwöre «eine fremdenfeindliche Bewegung» herauf, die mit «den aussenpolitischen Interessen der Schweiz nicht zu vereinbaren» sei.

Mit dem Ende des Kriegs verschwand das Pressenotrecht, nicht aber die Zensur. Der Kalte

Krieg, aber auch die aus heutiger Sicht strengen Vorstellungen von Sitte und Moral begünstigten Eingriffe in die Meinungsfreiheit. Die Verbotspolitik in der Nachkriegszeit widerspiegelt die damalige Angst vor dem Kommunismus. So untersagte der Bundesrat 1951 die Werbung für die 3. Weltfestspiele der Jugend in Ostberlin, und selbst die Plakate der Schweizerischen Friedensbewegung mit einem Aufruf des Weltfriedensrates taxierte der Bundesrat als «staatsgefährliches Propagandamaterial». 1952 liessen die Bundesbehörden Aushänge mit der Aufschrift «Lesen Sie und abonnieren Sie sowjetische Zeitschriften» entfernen, da es sich dabei um «Propaganda für eindeutig parteipolitische Bestrebungen aus dem Ausland» handle.

Die Linke im Visier

Zensur ist ein Machtinstrument und Ausdruck der Herrschaftsverhältnisse in einer Gesellschaft. Bis in die 1990er Jahre betrafen sämtliche politischen Plakatverbote in der Schweiz linke

ARVI SA · Via Pedemonte 1
CH-6818 Melano

T +41 (0)91 649 32 88
F +41 (0)91 648 33 75
info@arvi.ch · www.arvi.ch

WWW.ARVI.CH

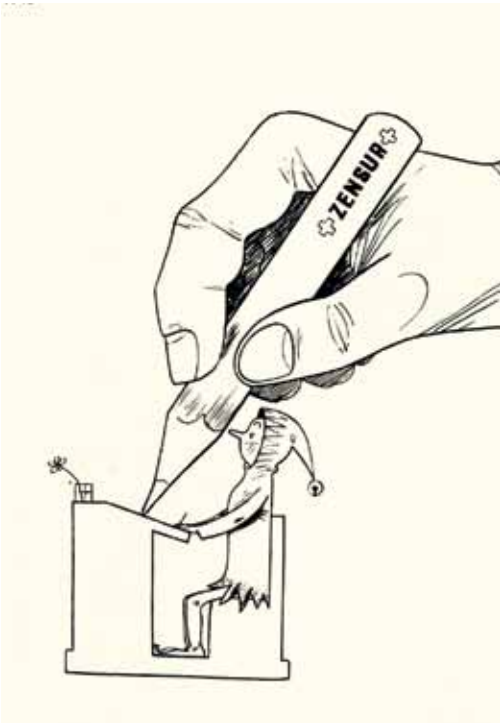
ÜBER 500'000 FLASCHEN DER ERLESENSTEN WEINE AUF LAGER – JAHRGÄNGE VON 1811 BIS EN PRIMEUR.

HAUT BATAILLEY 2009
CHF 37.80
Ab 36 Flaschen CHF 34.55

ARVI-HIGHLIGHTS DER WOCHE

Tignanello 2009 CHF 61.55 Ab 36 Flaschen CHF 59.40	Ornellaia le Serre Nuove 2009 CHF 47.50 Ab 36 Flaschen CHF 45.35
Guidalberto 2009 CHF 29.15 Ab 36 Flaschen CHF 28.10	Ornellaia 2009 CHF 156.60 Ab 36 Flaschen CHF 145.80
Il Carbonaione 2009 CHF 37.80 Ab 36 Flaschen CHF 34.55	Alion 2007 CHF 49.70 Ab 36 Flaschen CHF 48.60
Insoglio del Cinghiale 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45	Aalto 2009 CHF 36.70 Ab 36 Flaschen CHF 34.55
Saffredi 2008 CHF 48.60 Ab 36 Flaschen CHF 45.35	Unico 2000 CHF 264.60 Ab 36 Flaschen CHF 253.80
Le Volte 2010 CHF 20.50 Ab 36 Flaschen CHF 19.45	Astrales 2009 CHF 27.00 Ab 36 Flaschen CHF 25.90

Preis pro Flasche inkl. MwSt. / 75cl, Zwischenverkauf vorbehalten. Transport nicht im Preis enthalten.



«Pressenotrecht»: Nebelspalter-Karikatur, 1940.

Parteien oder Gruppierungen, wie die Autoren des Buches «So nicht! Umstrittene Plakate in der Schweiz 1883–2009» feststellen. 1954 wurde zum Beispiel ein Anti-Atomkrieg-Plakat von Hans Erni, auf dem ein Totenschädel abgebildet war, während des Besuchs von US-Aussenminister Dulles in Genf verboten, 1981 ein Plakat für eine Veranstaltung im Autonomen Jugendzentrum in Zürich (AJZ), da dadurch «die Besucher [des Jugendzentrums] in unsachlicher Art und Weise emotional aufgeladen» würden, wie es in der Begründung hiess.

Auch linke Künstler standen regelmässig im Visier. 1968 untersagte zum Beispiel die Zürcher Justizdirektion die Aufführung von Markus Imhoofs Dokumentarfilm «Rondo» über angebliche Missstände im Strafvollzug. 1989 strichen die Behörden nach Protesten bürgerlicher Politiker dem Zürcher Schauspielhaus die Zuschüsse für verbilligte Schülerkarten zu Max Frischs Anti-Armee-Stück «Jonas und der Veteran».

In den neunziger Jahren wendete sich das Blatt, genauer: 1994. In jenem Jahr sagte das Schweizer Stimmvolk ja zur Antirassismus-Strafnorm, dem mittlerweile stärksten Instrument gegen missliebige Meinungsäusserung, das nun auch im «Kristallnacht»-Fall zur Anwendung kommen soll. Zugleich veröffentlichte die SVP erstmals ein Sujet der Werbeagentur Abächerli (heute Goal), die bis heute die oft umstrittene Werbung der Partei gestaltet. Die SVP merkte: Mit der drohenden Zensur lässt sich auch spielen. Das Minarett-Plakat, das in mehreren Städten verboten wurde, blieb aber eine Ausnahme: Zwar gab es immer wieder Klagen und Proteste, auch vom Uno-Berichterstatter für Rassismus oder vom Europarat; behördlich eingeschritten wurde aber selten.



«Anstössig»: Oswald-Kolle-Plakat, 1969.

Sosehr die Zensur den Grundlagen einer freien und demokratischen Gesellschaft widerspricht, heimlich sind die Zensierten manchmal sogar froh darum. «Zensur ist Werbung auf Staatskosten», sagte zum Beispiel der italienische Meisterregisseur Federico Fellini. Im Kulturbereich gilt eine Zensurandrohung schon fast als Ritterschlag: Die Zeitungen berichten darüber, man kann sich als besonders subversiv aufspielen, und die Neugier der Zuschauer ist erst recht geweckt. Der Komiker Andreas Thiel kokettiert sogar damit, «der meistzensurierte Kabarettist» des Landes zu sein: Das Schweizer Fernsehen hat bei Aufzeichnungen wiederholt seine satirischen Abhandlungen über Juden und Muslime rausgeschnitten. Franz Hohler war in den achtziger Jahren mindestens ebenso stark von Fernsehzensur betroffen wie Thiel: 1983 wurde eine militärkritische Ausgabe seiner Satiresendung «Denkpause» gar nicht erst ausgestrahlt.

Gegen Frauen im Tanga

Die Zensur ist immer auch Ausdruck des Zeitgeistes. In Kunst und Werbung betreffen die Mehrzahl der Zensurfälle Verstösse gegen die Sittlichkeit oder Blasphemie. Noch 1982 wurde ein Ausstellungsplakat mit drei gezeichneten nackten Frauen von Salvador Dalí in Lausanne und Luzern als unzüchtig bewertet und verboten, 2003 untersagte der Kanton Basel-Stadt den Aushang eines Werbeplakats des Unterwäscheherstellers Sloggi mit drei Frauen im Tanga. In den sechziger und siebziger Jahren war die Aufführung der Aufklärungsfilm von Oswald Kolle in vielen Kantonen verboten – zum Teil konnten sie nach der Entfernung einiger anstössiger Szenen doch noch gezeigt werden.

Die meisten Kantone schafften die Filmzensur in den siebziger Jahren ab (das Wallis offiziell erst 1996), eine Zensur per Strafgesetz ist aber trotzdem noch möglich: 1993 vernichteten die Zürcher Behörden sämtliche Kopien des Amateur-Brutalofilms «Blutgeil» aus der linken Szene – die Original-Filmrolle konnten die Verantwortlichen allerdings retten. Das harte Einschreiten von Polizei und Justiz machte den Film erst recht bekannt.

Moderne Wächterräte

Auch «unzüchtige» Bücher und Kunstwerke waren lange Zeit verboten: Den Import des buddhistischen Romans «Jou Pu Tuan» erlaubte das Bundesgericht in einem wegweisenden Entscheid erst 1974. Dasselbe Gericht qualifizierte 1994 einige Werke des weltbekannten Schweizer Künstlers H.R. Giger als «pornographische Erzeugnisse» – der Pächter des St. Galler Restaurants «Haus zur letzten Latern» musste sie aus dem öffentlich zugänglichen Bereich entfernen.

Neuere Fälle von (versuchter) Einschränkung der Presse- und Meinungsfreiheit betreffen die *Weltwoche*, gegen die wegen des Titelblatts mit dem Roma-Kind (Nr.14/12) ein Verfahren läuft, und den Zürcher Pressefotografen Klaus Rozsa, der 2008 bei der Räumungsaktion des besetzten Zürcher Hardturmstadions die Polizei aus nächster Nähe fotografiert hatte. Rozsa, der den Hausbesetzern nahesteht, war damals festgenommen und angeklagt worden. Das Bezirksgericht Zürich sprach ihn vor drei Wochen schuldig wegen «Gewalt und Drohung gegen Beamte» sowie «Hinderung einer Amtshandlung». Auch wenn der Fotograf mehr gemacht hat, als bloss zu fotografieren – einen langjährigen Presseemann bei der Arbeit festzunehmen und zu verurteilen, kollidiert mit der verfassungsmässig garantierten Pressefreiheit.

Die effizienteste Form der Zensur ist und bleibt jedoch die Selbstzensur, in den letzten Jahren angetrieben durch die fortschreitende Political Correctness und überwacht durch Gremien wie die Antirassismuskommission und Gleichstellungsbüros. Die Auswirkungen sind allgegenwärtig: Jörg Schneider entfernt nachträglich aus seinen Kasperli-Hörspielen die «Negerli», das Casino Baden zieht ein Plakat mit einer aufreizenden Frau auf dem Roulette-Tisch zurück, schwierige Schüler werden nicht mehr als solche bezeichnet, sondern sind «verhaltensoriginell». Nicht für jede Religion und Bevölkerungsgruppe gelten dabei dieselben Regeln: Satire über das Christentum und seine Institutionen ist breit akzeptiert; kommen Muslime ins Spiel, hört der Spass auf.

Der Gruppendruck, der Zwang zur Konformität, ist in einem demokratischen Land wie der Schweiz der stärkste Gegner der Meinungsäusserungsfreiheit. Dagegen kommt auch das Zensurverbot der Bundesverfassung nicht an.

Neue Chance dank altem Tunnel

Politiker streiten heftig darüber, ob am Gotthard ein zweiter Strassentunnel nötig ist. Doch es gibt eine kostengünstige Alternative. Der Ausbau des alten Bahn-Scheiteltunnels zu einer Ersatzröhre für Autos und Lastwagen könnte die Verkehrsprobleme lösen. *Von Alex Reichmuth*

Nachdem eine zusätzliche Röhre für den Strassenverkehr am Gotthard jahrelang politisch chancenlos gewesen ist, bröckelt die Front der Gegner derzeit immer mehr. Viele Politiker befürchten ein Verkehrschaos, wenn die Sanierung des bestehenden Strassentunnels der-einst ohne Ersatzröhre in Angriff genommen werden muss. Denn nötig ist eine jahrelange Vollsperrung, die spätestens ab 2025 ansteht. Bisher bevorzugte der Bund den Bahnverlad von Autos und Lastwagen während der Sanierung. Doch der Kostenvorteil des Verladeregimes gegenüber einer zweiten Röhre schmilzt dahin – etwa weil mit mehr Verkehr gerechnet werden muss als ursprünglich angenommen (*Weltwoche* Nr. 18/12). Wirtschaftsminister Johann Schneider-Ammann hat bereits Sympathien für eine zweite Strassenröhre bekundet. Auch Verkehrsministerin Doris Leuthard soll laut Berichten einen Neubau bevorzugen. Für diese Woche ist ein Entscheid des Bundesrats zur Gotthard-Frage angekündigt (Ergebnis bei Redaktionsschluss noch ausstehend).

Doch es gibt eine Alternative zu Neubau und Verladeregime, um die Sanierung des bestehenden Strassentunnels verkehrstechnisch zu bewältigen. Der Vorschlag stammt von Rodolphe Weibel, einem pensionierten Ingenieur aus Lausanne. Ihm ist aufgefallen, dass nach der Eröffnung des Neat-Basistunnels kaum mehr Bedarf bestehen wird am alten Bahn-Scheiteltunnel zwischen Göschenen und Airolo. Dieser könnte, so Weibel, zu einem Strassentunnel ausgebaut werden und während der Sperrung der sanierungsbedürftigen Röhre den Verkehr aufnehmen.

Beim Bund winkt man ab

Rodolphe Weibel führt seinen Vorschlag in einer Studie aus. Nach Eröffnung des Neat-Basistunnels (etwa 2017) wird der alte Bahn-Scheiteltunnel geschlossen. Für den öffentlichen Verkehr wird als Ersatz ein Bustransport angeboten, der Göschenen und Airolo verbindet oder sogar den Bahnbetrieb im Urner Reusstal und in der Leventina ganz ersetzt. Während etwa dreier Jahre wird der Bahn-Scheiteltunnel nun zu einer zweiten Strassenröhre umfunktioniert. Dazu muss der Tunnel in Höhe und Breite erweitert werden. Der nötige Gesteins-Aushub beträgt aber nur etwa vierzig Prozent der Aushub-Menge, die beim Bau einer neuen Röhre anfallen würde. Zusätzlich zum ausgebauten Tunnel muss ein Sicherheitsstollen erstellt werden. Ist der Um-

bau abgeschlossen, fliesst der Verkehr durch den neueröffneten Tunnel. Die Sanierung des alten Strassentunnels kann beginnen.

Weibel schätzt, dass seine Variante etwa 1,5 Milliarden Franken billiger ist als eine neue Röhre. Was nach Ende der Sanierung mit der erweiterten Tunnelröhre geschieht, ist offen. Sie kann wieder in einen Bahntunnel verwandelt werden. Oder sie steht dem Strassenverkehr weiter zur Verfügung, um Autos und Lastwagen in eine Fahrtrichtung aufzunehmen. Auch eine Stilllegung ist denkbar. Klar ist, dass es ein Verlustgeschäft wäre, wenn man den Bahnbetrieb auf der alten Gotthardstrecke wiederaufnähme, da dieser nur noch für den lokalen Verkehr und für touristische Fahrten benötigt würde.

Was meint man beim Bund zur Idee des Westschweizer Ingenieurs? Nicht viel. Der Umbau des Bahn-Scheiteltunnels sei verwaltungsmässig längst abgeklärt worden, schreibt das Bundesamt für Strassen (Astra). Diese Variante sei aber technisch kompliziert und darum gar nicht kostengünstiger als ein Neubau. Insbesondere seien für die Anbindung der Autobahn beim Nord- und Südportal aufwendige Zusatzbauten nötig, so das Astra. In Airolo brauche es einen 1,8 Kilometer langen «Anbindungstunnel», um die geltenden Nationalstrassen-Normen (Kurvenradien, Steigung etc.) einzuhalten. In Göschenen lägen das Portal des bestehenden

Strassentunnels und dasjenige des Bahntunnels auf unterschiedlicher Höhe, was den Bau einer Rampe bedinge, um den Niveau-Unterschied auszugleichen. Zudem überkreuzten sich der Strassentunnel und der Bahntunnel im Berg. Die «verdrehten» Fahrspuren müssten darum bei Göschenen wieder übereinander geführt werden, was nochmals einen zwei Kilometer langen Zusatztunnel nötig mache. Der Umbau sei auch nicht in drei Jahren zu schaffen, sondern nur in sieben Jahren.

Rodolphe Weibel schüttelt über die Absage der Bundesverwaltung an sein Projekt den Kopf: «Diese Leute haben meine Dokumente gar nicht gelesen», ist sein Fazit. Tatsächlich ist es schwer nachzuvollziehen, warum Zusatz-tunnels mit einer totalen Länge von 3,8 Kilometern nötig sein sollen, um den alten Bahntunnel ans Strassennetz anzubinden. Die Strassenführung beim Südportal in Airolo scheint problemlos möglich, unter Einhaltung aller Normen. Die Probleme der verdrehten Fahrbahnen und des Höhenunterschieds beim Nordportal stellen sich gar nicht, da Weibel die beiden Tunnel bereits bei der Überkreuzung im Berg (etwa einen Kilometer südlich von Göschenen) zusammenführen will. Der Umbau dürfte darum auch viel schneller zu schaffen sein als vom Astra behauptet. Der Vorschlag von Weibel bleibt eine prüfungswerte Option. ○



Sympathien für eine zweite Strassenröhre: Wirtschaftsminister Schneider-Ammann.

Im Auge des Taifuns

Patrick Odier ist Genfer Privatbankier aus Berufung und derzeit Präsident der Bankiervereinigung. Der Fall der UBS, der Untergang der Wegelin, der Steuerstreit mit dem Ausland, Zwietracht im Inland – der Mann ist gefordert an allen Fronten. Von René Lüchinger und Fabian Unternährer (Bild)

Lombard Odier. Diskret, in Grossbuchstaben vor goldenem Hintergrund, prangt das Firmensignet an der Rue de la Corraterie, Nummer 11, in Genf. Drinnen schwere Stoffe und Lüster, die leicht schummrige Licht absondern. «Die Gotthard-Festung des Schweizer Private Banking», schrieb einmal das *Magazin* über den Bankenplatz Genf, «die Zitadelle des helvetischen Geschäftsmodells» – und hier bei Lombard Odier ist alles unter einem Dach, was das Private Banking an der Rhonestadt ausmacht, seit sich vor zehn Jahren die Lombards und Odiers mit den Bankiersfamilien Darier und Hentsch zusammengetan und damit eine Bankengeschichte verheiratet haben, die bis in die Zeiten vor der Französischen Revolution zurückreicht.

Der Herr des Hauses, Patrick Odier, grossgewachsen, volle Haarpracht, kräftiger Händedruck, ist so etwas wie der Prototyp des Schweizer Privatbankiers aus dem calvinistischen Genf, ein Kosmopolit, der mit Diskretion sein Geschäft betreibt, und einer von acht Partnern des Hauses. Vor allem aber ist Patrick Odier seit September 2009 Präsident der Schweizerischen Bankiervereinigung, deren Wortmarke neuerdings Swiss Banking heisst und die heuer ihr Hundert-Jahr-Jubiläum feiert.

Damit ist er so etwas wie der oberste Bankenvertreter im Land der Banken, Präsident der Dachorganisation, die in früheren Zeiten von Sarasins oder Partnern von Pictet, stets jedenfalls von einem klassischen Privatbankier aus einer Privatbank präsiert worden ist. Dass nun, im angehenden 21. Jahrhundert, der unbeschränkt haftende Teilhaber Patrick Odier dieses Amt bekleidet, ist in dieser Tradition zumindest konsequent. Möglicherweise hat das aber auch damit zu tun, dass der Schweiz die klassischen Private Banker langsam ausgehen oder abhandenkommen, seit die Sarasin verkauft und die Wegelin untergegangen ist. Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts zählte die Swiss Private Bankers Association – dort ist diese Zunft traditionell organisiert – jedenfalls noch über zwei Dutzend Mitglieder, jetzt sind es gerade noch zwölf.

Ein alter Zopf?

Die Frage drängt sich auf: Ist der unbeschränkt haftende Privatbankier ein alter Zopf aus längst vergangenen Zeiten, ein Vexierbild einer längst säkularisierten und damit entzauberten Branche? Patrick Odier ist



«Der Schutz der Privatsphäre liegt gewissermassen in unseren Genen»: Bankier Odier.

auf diese Frage vorbereitet, er weiss auch um die Untiefen dieses Modells. Spricht vom haftenden Bankier, der Eigentümer, Manager und Kontrolleur in einem ist, von der Verantwortung gegenüber den Kunden, um die sich in diesem Geschäft alles dreht. Aber auch davon, dass die Haftung mit dem eigenen Vermögen eben auch dazu führt, dass nicht jedes Geschäft getätigt und nicht jedes Risiko eingegangen werden kann. «Als Partner müssen wir die gesamte Wertschöpfungskette im Private Banking im Auge behalten», sagt er, und dies klingt nach einer Kritik am herrschenden Zeitgeist. Patrick Odier ahnt wohl, dass nach dem Fall UBS, dem Fall Wegelin solche Worte schnell einmal als hohle Phrasen in Zeiten allgemeiner Verunsicherung abgetan werden könnten. Doch Defaitismus lässt dieser Mann nicht gelten, und ebenso wenig umschiffert er die heiklen Themen.

Privathaftung ist kein Auslaufmodell

Es ist klar, dass ihm als Privatbankier in sechster Generation und als oberstem Bankenvertreter der Fall Wegelin keine Freude bereitet hat. Dass dieser dem heimischen Finanzplatz geschadet hat und wohl auch der Verhandlungsposition gegenüber den USA nicht gerade förderlich gewesen ist. Schliesslich hat das Land gerade harte Verhandlungen über Steuerabkommen hinter sich, die auch in der Bankiervereinigung heftig debattiert worden sind. Dass da von einzelnen Mitgliedern der Dachorganisation heikle US-Kunden aus dem Portfolio der UBS übernommen worden sind, wie beurteilt er dies?

Patrick Odier ist kein Mann der lauten Worte. Nüchtern hält er fest, dass innerhalb des Dachverbands um die zukünftige Strategie des Finanzplatzes und die Abgeltungssteuer hart gerungen worden, «die Geschäftsstrategie einzelner Mitglieder jedoch nicht Gegenstand der Diskussionen gewesen ist». Immerhin lässt er sich entlocken, dass seine Bank nie geschäftliche Prioritäten in den USA verfolgt und infolgedessen auch keine US-Kunden von der UBS übernommen habe. «Persönlich», meint Patrick Odier, «hätte ich nie geglaubt, dass andere Schweizer Banken das Risiko eingehen würden, indem sie von der UBS US-Kunden übernehmen könnten.»

Entscheidend ist für ihn aber ein anderer Punkt: Die haftenden Privatbankiers von Wegelin hätten rasch Kunden und Angestellte geschützt, indem sie das verbliebene Bankgeschäft in einer neuen Konfiguration auslagerten haben, um die problematischen US-Kunden separat abwickeln zu können. Der Schutz der unbescholtenen Bürger ist für einen wie Patrick Odier wohl die Haltung, die er von einem Schweizer Private Banker erwartet – und deshalb ist für ihn die Privathaftung auch keineswegs ein Auslaufmodell.

Die Wegelin-Verantwortlichen hätten durch ihr Verhalten in der Krisenbewältigung auch vor aller Welt klargemacht, dass in diesem Land die Privatsphäre noch etwas gilt. «Wir in der Schweiz leben und arbeiten mit dem Konzept des Schutzes der Privatsphäre», meint Patrick Odier nun leicht pathetisch, «das ist gewissermassen in unseren Genen.»

Als Präsident der Bankiervereinigung sieht er die Privatsphäre freilich von allen Seiten unter Druck. Wohl noch kein Präsident vor ihm fand sich bei Amtsantritt derart unverhofft im Auge des Taifuns. Kaum im Amt, potenzierte sich die Finanzkrise und im Gleichschritt auch der Druck des Auslands auf den Schweizer Finanzplatz.

Hatte sich Patrick Odier kurz zuvor während eines Sabbaticals an der University of Cambridge noch in Fragen der Nachhaltigkeit weitergebildet, war im neuen Amt zwar nicht kurzfristiges, aber beherztes Handeln gefragt. Denn wohl noch nie zuvor in der Geschichte ist auf dem Schweizer Finanzplatz der Zusammenhalt stärker strapaziert worden als gerade jetzt. Zu allem Überfluss kam dem Land in der grössten Krise der Nachkriegszeit auch noch ein Nationalbank-Präsident abhanden, und dessen Nachfolger rügte die angeblich zu tiefe Eigenkapitalquote einer Grossbank öffentlich derart ungeschminkt, dass der Aktienkurs innert einem Tag um 10 Prozent einbrach und sich 2,5 Milliarden Franken Börsenwert verflüchtigten. Dass dieser Vorfall nicht gerade von Eintracht

Das Volumen der vergebenen Kredite liegt heute um 6 Prozent höher als noch vor vier Jahren.

im Inland gegen die Begehrlichkeiten aus dem Ausland zeugt, weiss auch der oberste Bankenvertreter. Davon erfuhr er erst, als erste Medien darüber berichtet hatten – also noch nach den Journalisten. Er lacht, als er dies sagt. In ernsterem Ton schiebt er aber nach: «Es liegt nicht an mir, dies zu beurteilen. Das liegt in der Verantwortung der Nationalbank. Die Kommunikation war sicherlich nicht optimal. Zu diesem Schluss ist mittlerweile auch die Nationalbank gelangt.»

Bitte kein zweites Mal

Anzufügen wäre: Dass die obersten Notenhüter einen Stabilitätsbericht dazu genutzt haben, um Instabilität in den Markt zu tragen, mutet einigermaßen kurios an. Das lässt Patrick Odier unkommentiert, meint aber auch: «Die Notenbank agiert in völliger Unabhängigkeit, und das ist gut so. Ich verstehe aber auch die Reaktion der Aktionäre und der betroffenen Bank.» Einmal könne so etwas geschehen, ein zweites Mal sollte es nicht.

Und er selber? Wie hat Patrick Odier selber reagiert? «Ich war frustriert darüber, dass dadurch einmal mehr der Eindruck entstand, in der Schweiz herrsche ein tiefgreifender Dissens in der Frage des von Grossbanken benötigten Eigenkapitals.» Was er nicht explizit sagt, aber anklingen lässt, ist die daraus sprechende diffuse Verantwortung verschiedener involvierter Behörden. Die Nationalbank hat neben geldpolitischen durchaus auch stabilitätspolitische Aufgaben im Dienste des Schweizer Finanzplatzes zu erfüllen. Die Aufsicht über die Banken liegt jedoch nicht bei den Währungshütern, sondern klar bei der Eidgenössischen Finanzmarktaufsicht (Finma). Das ist, was in Zeiten der Krise dem obersten Bankenvertreter Sorge bereiten muss: der Eindruck der Zwietracht im Innern, welche die Positionen nach aussen schwächt.

Erste zarte Erfolge

Es geht hier um viel, um sehr viel. Der Schweizer Finanzplatz ist so etwas wie die Aorta für den Wohlstand in diesem Land. 17,5 Prozent der Wertschöpfung stammten von dort, rechnet Patrick Odier vor, und das summierte sich auf rund 88 Milliarden Franken im Jahr. Es sind die Banken, welche die Unternehmen in der Schweiz finanzieren, und es spricht für sie, dass es trotz Finanz- und Schuldenkrise nie zu einer Kreditklemme gekommen ist. Im Gegenteil: Das Volumen der vergebenen Kredite liegt heute um rund 6 Prozent höher als noch vor vier Jahren, während in europäischen Ländern wie Deutschland, England und Frankreich ein Minus von 7 Prozent zu verzeichnen war. Die Differenz beträgt demnach gut einen Siebtel.

Niemand, nicht einmal der kompromissloseste Bankenkritiker kann also ein Interesse daran haben, diese Basis mutwillig zu zerstören. Und dies, ist Patrick Odier überzeugt, gelingt nur mit einem Konsens bei den wichtigsten Themen und einem Bewusstsein dafür, was die Stärke des Finanzplatzes ausmacht.

Daran arbeitet er. Und nach den Worten des obersten Bankiers im Land zu urteilen, sind immerhin erste zarte Erfolge zu verzeichnen. Konsens besteht inzwischen etwa darüber, dass sich der Schweizer Finanzplatz in Richtung versteuerte Kundengelder bewegt. Und durch die jetzt abgeschlossenen und hoffentlich bald ratifizierten Steuerabkommen mit Deutschland, Grossbritannien oder auch Österreich ist die Privatsphäre der Kundschaft auch in Zukunft geschützt. Für einen Privatbankier wie Patrick Odier muss das eine grosse Genugtuung darstellen.

«Bin ich stolz?», fragt der Angesprochene rhetorisch. «Nein», schiebt er nach, «nur zufrieden, dass hier etwas entsteht, was für unsere Branche zum Standard werden könnte.» Ein Genfer Bankier bleibt immer calvinistisch zurückhaltend. ○

Outsourcing

Wettbewerbsfähig bleiben

JUNI 2012

Human Resources

Führungskräfte gesucht

Cloud Computing

Noch nicht ganz auf Wolke sieben

Factoring

Mittel gegen Liquiditätsengpass

smartmedia



Prof. Dr. Walter Brenner

«Das Auslagern hat nichts mit der Unternehmensgrösse zu tun»

Kulturunterschiede

Ja kann Nein bedeuten

IT-Infrastruktur

Schweiz als Cloud-Zentrum

Financial Outsourcing

Formen der Finanzauslagerung

Anzeige

Zuverlässige IT beginnt bei der Wahl des Partners.

Abraxas bietet Informatikkompetenz aus einer Hand: IT-Outsourcing und -Services, Fachapplikationen, Geschäftsprozessintegration und ECM. Die kombinierte Technologie- und Branchenkompetenz überzeugt Verwaltungen und Unternehmen.

www.abraxas.ch

abraxas

Alter Wein in neuen Schläuchen?

Sourcing-Konzepte und die Klarheit über ihre Ausgestaltung können die Qualität, den Innovationsgrad und die Produktivität von Unternehmen in hohem Masse prägen. Viele Firmen nutzen das Potenzial jedoch noch nicht vollumfänglich, das ihnen Outsourcing-Methoden und -Lösungen bieten.



Dr. Clemente Minonne
Schweizer Council,
Outsourcing-Verband.org
Head Research Group
Knowledge and Information
Management, School of
Management and Law ZHAW

Die Schwierigkeit bei der Entscheidungsfindung vieler Unternehmen scheint geblieben zu sein: Die einfache Frage, ob zum Beispiel selbst durchgeführte IT-Dienste als kostengünstiger wahrgenommen werden als es in den Angeboten potenzieller Dienstleister schwarz auf weiss geschrieben steht, bereitet vielerorts Kopfzerbrechen. Zudem herrscht nach wie vor grosse Angst, dass man durch die Auslagerung bestimmter Prozesse oder einzelner IT-Dienste an externe Provider einen Know-how-Verlust erleiden könnte und sich somit einen Wettbewerbsnachteil verschafft.

Eine aktuelle Studie des Zentrums für Wirtschaftsinformatik der ZHAW zu IT-Sourcing-Management hat insbesondere die Indikatoren untersucht, welche die Umsetzung von Auslagerungskonzepten bei Unternehmen im deutschsprachigen Europa fördern beziehungsweise behindern. In der weitergehenden Befragung wurde das Trendthema Cloud-Computing besonders intensiv behandelt, da

heute gerade dem Kontext der cloudbasierten Realisierungsmöglichkeiten ein besonderes Augenmerk gewidmet wird.

» Generell scheint Cloud-Sourcing in den Köpfen vieler Führungskräfte und Spezialisten Unterschiedliches zu implizieren.

Generell scheint Cloud-Sourcing in den Köpfen vieler Führungskräfte und Spezialisten Unterschiedliches zu implizieren: zum Beispiel eine revolutionäre Technologie, die nächste Generation des Web, eine fundamentale Veränderung der gesamten IT-Umwelt oder eine viel versprechende Opportunität für die Operationalisierung neuartiger Geschäftsmodelle.

Dank der daraus ermöglichten dynamischen Allokation notwendiger Ressourcen werden Kundenanforderungen wie zum Beispiel kürzere Lieferfristen, kürzere Wartezeiten, vereinfachter Zugriff oder die erhöhte Verfügbarkeit bestimmter Dienste erfüllt. Auch wenn das Thema Cloud-Computing heute nicht sehr scharf umrissen scheint und der häufig zitierte Nebel, der die Wolke umgibt, in der Umsetzung geplanter Massnahmen aktiver Organisationen die Sichtbarkeit des erhofften Nutzens vielfach erschwert, scheint die Wolke (Cloud) allmählich Gestalt anzunehmen. Der Weg wird jedoch kaum oder nur selten an einer zielorientierten Prozess(kosten)analyse vorbeiführen. Man könnte demnach fast behaupten, dass das Neue schon da ist und das Alte noch gemacht werden sollte.

Die Beiträge in dieser Sonderbeilage liefern uns – aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet – bestimmt einige wertvolle Anregungen.

LeSen S le Me HR...



- 04 In Asien kann Ja auch Nein bedeuten
- 05 Schweizer kennen Mentalität und Gesetze
- 06 Führungskräfte gesucht!
- 08 Interview mit Prof. Dr. Walter Brenner
- 10 Moderne IT-Infrastruktur dank Cloud Tech
- 11 Die Cloud - noch nicht ganz auf Wolke sieben
- 12 Financial Outsourcing
- 13 Factoring gegen Liquiditätengpass
- 14 Software als Exportschlager

Outsourcing

Projektleiter: edin Hot, edin.hot@smartmediapublishing.com
Produktionsleiterin: Sarah Brandenberger, sarah.brandenberger@smartmediapublishing.com
Text: Andrea Söldi, Ute Schnier, Charly Suter, nicolai Blasic
Produktion: Smart Media Publishing Schweiz GmbH
Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG
 Veröffentlicht mit der Weltwoche im Juni 2012.
 Für mehr Informationen, Fragen oder Inserate, Salar Roshandel, salar.roshandel@smartmediapublishing.com, Smart Media Publishing Schweiz GmbH, Tel. 044 258 86 00

Über smart media

Smart Media entwickelt, produziert und veröffentlicht themenspezifische Zeitungen, die gemeinsam mit führenden Medien auf dem jeweiligen Markt vertrieben werden. Dank unseren kreativen Medienlösungen helfen wir unseren Kunden, Aufmerksamkeit zu erzeugen, Marken zu stärken und Interesse sowie Wissensstand über die Unternehmen in ihrem jeweiligen Geschäftsbereich zu erhöhen. Unsere Veröffentlichungen zeichnen sich durch hohe Qualität und inspirierende redaktionelle Inhalte aus.

Follow us:



smartmedia

Anzeige

DEVOTEAM
 Consulting • Solutions • Expertise

CONNECTING BUSINESS & TECHNOLOGY

Devoteam Genesis AG – Bernstrasse 34 – CH-3072 Ostermundigen
 Phone +41 31 560 35 35 – Fax +41 31 560 35 45
 info@devoteam.ch – www.devoteam.ch

Enterprise Service Management

- SaaS Solutions und Cloud Service Management
- Service Assurance, Service Automation und Service Management
- Incident-, Problem-, Change und Configuration Management
- E2E und Application Performance Management

DNS, DHCP & IP Management (DDI)

- IPv4/IPv6, DNS & DHCP Management Lösungen
- IPv6 Beratungen & Schulungen

IT Security Management

- Security-, Compliance-, Log- und Vulnerability Management, NAC

Performance Care Service

- Analysieren der IT- und Application Performance
- Performance Mess-Unterstützung, Troubleshooting Taskforce

Devoteam Group gegründet 1996, > 5000 Mitarbeiter in 23 Ländern
 Umsatz 2011: Euro 528 Millionen

IT-Outsourcing für KMU

Chance in Krisenzeiten nutzen

In wirtschaftlich schwierigen Zeiten geschehen in den meisten Unternehmen zwei Dinge: Die Budgets werden gekürzt und der Einsatz der Ressourcen wird optimiert. Was kann IT-Outsourcing dazu beitragen?

Oft ist es erst eine Krise, die uns zwingt, bessere Lösungen zu suchen. In wirtschaftlich unsicheren Zeiten kommt es bei vielen Unternehmen mitunter zwangsläufig zu einer Überprüfung der eigenen Strukturen. Dabei stehen aber nicht nur der operative Nutzen und die Senkung der Kosten im Vordergrund, sondern auch das Erzielen von Wettbewerbsvorteilen im Markt. Outsourcing bietet für viele Bereiche eines Unternehmens die Möglichkeit zur Optimierung. Nachfolgend ein Auszug aus möglichen Outsourcing-Zielen:

Kostenkontrolle

Einer der Hauptgründe für das Outsourcing von IT-Leistungen liegt in der Kostenkontrolle. Bei Verlagerung eigener IT-Leistungen an einen externen Dienstleister können die Kosten über mehrere Jahre besser geplant werden. Auf der Basis von vertraglich festgelegten Service Level Agreements wissen Sie genau, welche Leistungen Sie zu welchem Preis beziehen. Ungeplante Investitionen reduzieren sich somit auf ein Minimum.

Zugriff auf Fachpersonal

Es ist für mittelständische Unternehmen nicht immer einfach, eigenes IT-Personal so aus- und

fortzubilden, dass es auf dem aktuellen Stand ist, den der Markt hergibt und auch verlangt. Von einem externen Dienstleister, der Leistungen auf dem neusten Stand der Technik anbietet, darf man das erwarten – man bezahlt ja schliesslich auch dafür. Outsourcing bietet Ihnen die Chance, die besten Wissensressourcen zu nutzen und davon zu profitieren.

Optimierung der IT-Strukturen

Was für das Fachpersonal gilt, ist natürlich auch für die Strukturen relevant, innerhalb derer IT-Leistungen im Unternehmen abgefragt werden. Sind diese eingefahren und entsprechen nicht mehr dem Stand des Möglichen, ist ein Rückgriff auf externe Dienstleister sinnvoll. Sie können dabei helfen, interne Strukturen neu zu überdenken oder überhaupt erst aufzubauen.

Verbesserung des eigenen Services

Durch Outsourcing kann Ihr Unternehmen auch dem Risiko entgehen, in IT-Fragen eines Tages zum «alten Eisen» zu gehören. Zugriffe auf die aktuellen Hardware- und Softwarestandards ermöglichen Ihren Mitarbeitern optimale Arbeitsbedingungen, von denen schlussendlich auch Ihre Kunden profitieren.



Kosten einsparen

Nicht zuletzt ist auch Kosten einzusparen ein legitimes Ziel, wenn man über IT-Outsourcing nachdenkt. Es sollte eben nur nicht das vorrangige Ziel darstellen. Vielmehr ergibt sich die Kosteneinsparung im Zeitablauf zwangsläufig bei der Realisierung der vorgenannten Ziele.

Die Würth ITensis AG ist spezialisiert auf IT-Outsourcing für KMU und berät Sie gerne hinsichtlich Ihres Outsourcing-Potentials. Mit Standorten in Chur, Davos, Küsnacht und Rorschach garantiert der IT-Dienstleister kürzeste Reaktionszeiten vor Ort und kundennahen Service.



Würth ITensis AG
Aspermontstrasse 1
CH-7000 Chur
081 558 30 00
info-ch@wuerth-itensis.com
www.wuerth-itensis.com

GUS-Group

GUS Schweiz AG - Spezialisierung und eine professionelle Umsetzung stellen das Unternehmen bestens auf die Herausforderungen des neuen IT-Zeitalters ein.

«GUS steht für Gesellschaft für Unternehmensberatung und Softwareentwicklung», so die klare Ansage von Peter Imthurn, Geschäftsführer der GUS Schweiz AG. «Wir bieten branchenspezifische Beratung für Pharma, Food, Chemie und Logistik.»

Eine Branche – eine Lösung

Branchenspezifische Herausforderungen erfordern branchenspezifische Lösungen. Und zwar exakt auf die unterschiedlichen Anforderungen der Prozessindustrie zugeschnittene Lösungen. GUS führt Unternehmen von den Anfängen der Theorie, über die Prozesslernen und deren Anpassung, zum Endprodukt, das dank optimierter Prozesse äusserste Effizienz an den Tag legt. Um jedem Unternehmen gerecht zu werden, analysiert die GUS zusammen mit den Be-



teiligten anhand konkreter Berechnungen die interne Struktur. Dank der über 30-jährigen Erfahrung in Software und Services der Prozessindustrie schafft es die GUS, zusammen mit ihren Kunden klare Ziele definieren.

Gutachten untermauert Effizienz

Prof. Dr. Jakob Rehof, Leiter des Fraunhofer-Instituts für Software- und Systemtechnik (ISST) und zuständig für die Qualitätsentwicklung von Windows 7, anerkennt in einem von August 2011 erstellten Gutachten die optimale Vorbereitung der GUS-Gruppe auf die Zu-

kunft. Das Gutachten basiert auf zwei Audits; das erste Audit aus dem Jahre 2010 hatte die Software und Prozesse der GUS bis zum Release der OS ERP 5.0 zum Inhalt. Das darauffolgende Audit aus dem Jahre 2011 hingegen dokumentierte die Entwicklungen, die mit dem Release 5.1 erfolgt sind. Letzteres konnte die verschiedenen Empfehlungen nach dem ersten Audit unter anderem in den Bereichen Organisation, Prozesse, Standardisierung und Internationalisierung bestens umsetzen. «Die technische Umsetzung der Architektur ist State of the Art und durch

einen hohen softwaretechnischen Professionalismus gekennzeichnet».

Mit GUS-OS ERP Suite kalkuliert

Oft sorgen ERP-Systeme in vielen Unternehmen bereits im Vorfeld für Bauchschmerzen. Die umfangreichen Einführungskosten sind schwer zu berechnen und können leicht ausarten. Um dem zu entgehen, ermöglicht der von der GUS angebotene Einführungsprozess des GUS-OS ERP-Systems die Software zusammen mit dem Einführungsprozess in ein kalkulierbares Paket zu schnüren, und dem Kunden eine optimale Kosten-Vorstellung zu geben. In einem weiteren Schritt berechnet GUS anhand Echtzeit-Modellierungen und der daraus resultierenden Visualisierung erforderliche Geschäftsprozessoptimierungen. Unter Einbezug des Kunden können hieraus schliesslich Standardisierungen und Systematisierungen definiert werden. Ziel dieser Massnahmen sind die Eruiierung von Defiziten und Stärken unterschiedlicher Unternehmensbereiche.



andere Länder, andere sitten: Herausforderung outsourcen im Ausland

In Asien kann Ja auch Nein bedeuten

Ausserhalb der Landesgrenze arbeiten gut ausgebildete Fachkräfte für wenig Geld. Doch manche Firmen machen schwierige Erfahrungen, wenn sie ins Ausland outsourcen.

TEXT ANDREA SÖLDI

Dass Asiaten andere Umgangsformen pflegen, war Reto Meneghini bekannt. Der Geschäftsführer des auf Microsoft-Technologien spezialisierten Informatikunternehmens Mondaycoffee betrieb lange Zeit asiatischen Kampfsport und kam dabei mit anderen Kulturen in Kontakt. Vor vier Jahren suchte Meneghini spezialisierte Softwareentwickler und fand eine entsprechende Firma in Vietnam. Der Grund für die Auslagerung nach Fernost sei nicht die Kosteneinsparung gewesen, sagt der Unternehmensgründer, sondern

der Fachkräftemangel in der Schweiz.

Doch die Erfahrungen der Adliswiler Firma waren schwierig. «Asiaten wollen das Gesicht nicht verlieren. Deshalb sagen sie nicht, wenn Schwierigkeiten auftreten, selbst wenn man sie explizit dazu ermuntert», weiss Meneghini. Die vietnamesischen Partner hätten ihm stets versichert, dass alles bestens laufe. Erst am Liefertermin habe er jeweils gemerkt, dass die Software Mängel aufweist oder nicht fertig gestellt ist. Damit hätte der Unternehmer noch umgehen können. «Mit viel Erfahrung lernt man, die Signale zu erkennen.»

NICHT GEWOHNT MITZUDENKEN

Noch schwieriger war es, dass sich die asiatischen Mitarbeitenden stets buchstabengetreu an die Anweisungen der Projekte-Spezifikationen hielten, jedoch nicht mitdachten. «Ein Europäer fragt nach,

»Asiaten führen Aufträge buchstabengetreu aus, ohne mitzudenken.

Reto Meneghini

wenn ihm etwas auffällt beim Arbeiten, ein Asiat ist das nicht gewohnt.» Eine dritte Hürde war, der unterschiedliche Schriftverlauf: In Europa laufen animierte Schriften von links nach rechts über den Bildschirm, in Asien oft umgekehrt. Das habe die Zusammenarbeit erschwert, sagt Meneghini.

Nach drei Jahren aufwendiger Koordination gab die Firma das Outsourcing-Projekt auf. Es gelang ihr, einige Leute in der Schweiz einzustellen. Zudem sei der Entwicklungsaufwand zurückgegangen, sagt der Geschäftsführer.

Ähnlich geht es vielen Firmen, die Geschäftsbereiche ins Ausland verlagern. Meist spielen die tieferen Lohnkosten dabei eine grosse Rolle. Klassisch sei die Auslagerung der Informatik nach Indien, sagt Stefan Wyrer vom international tätigen Beratungsunternehmen BDO. Dies funktioniere meist gut.

Häufig ausgelagert werden auch die Bereiche Marketing und Callcenter. Dass Anrufe aus dem Ausland getätigt werden, erkenne man manchmal an schlechten Verbindungen; zudem sind nicht alle Mitarbeitenden gleichermassen vertraut mit schweizerischen Umgangsformen. Die Telecom-Firma Sunrise ist jedoch zufrieden mit ihren über hundert Callagents in der Schweiz und im Ausland. Zur Qualitätssicherung würden diese fast permanent von internen Mitarbeitern beraten, teilt Sunrise mit.

Publireportage

Ruhig schlafen dank Unterstützung von IT und Customer Care Experten der PIDAS

Nur eine optimal abgestimmte Informationstechnik kann das Kerngeschäft effektiv unterstützen. Dafür braucht es ausgewiesene Fachleute, die die Kundenanforderungen verstehen und sich mit den IT-Systemen sowie mit Betriebsprozessen auskennen.

Herr Heller, welche Art von Dienstleistungen bietet die Firma PIDAS an?

Wir bieten Serviceleistungen und Softwarelösungen sowohl für den Businessbereich als auch für die IT an. Einerseits unterstützen wir unsere Kunden bei der Optimierung ihrer eigenen Kunden-Service-Organisation und andererseits bieten wir ein breites Portfolio an Service-Leistungen im IT-Infrastrukturbereich. Wir bauen für unsere Kunden die IT-Infrastruktur auf, überwachen diese mit intelligenten Werkzeugen und bieten im Störfall rasch zuverlässigen Support.

Sie sind für kleinere, aber auch sehr grosse Firmen tätig.



Daniel Heller ist Leiter Managed Services und Mitglied der Geschäftsleitung

Welches sind die Vorteile für ein grosses Unternehmen, wenn es seine Informationstechnologie Ihnen anvertraut, statt selber Spezialisten einzustellen?

Selbst für grosse IT-Abteilungen ist es eine Herausforderung, alle IT

Themen effizient, kompetent und professionell abwickeln zu können. Oft führen teure IT-Spezialistenarbeiten aus, welche auch von günstigeren Personen erbracht werden könnten. Wir als Service Spezialist sind im Bereich Fieldsupport und HW-Break-Fix, sowie mit unserem „rund um die Uhr“ IT-Service Desk auf die Bewältigung von grossen Volumina ausgerichtet und können kundenspezifische Schwankungen besser auffangen. Wir sind in der Schweiz mit über 100 Personen an über 50 Standorten für unsere Kunden im Einsatz.

Viele Firmen lagern ihre IT ins Ausland aus, häufig nach Fernost. Worin sind Sie diesen günstigen Anbietern überlegen?

Unsere Kunden attestieren uns eine massiv bessere Kundenorientierung und Flexibilität. Im Weiteren hilft uns die kulturelle Nähe, auch Botschaften zwischen den Zeilen zu erkennen und professionell zu reagieren. Egal, ob es sich um die Abwicklung einer Bestellung von IT-Equipment, eine Beratung oder um die Lösung eines IT-Problems handelt - wir nehmen die Anliegen der Kunden sehr ernst und bieten unkomplizierte Hilfe an. Wir erzielen z.B. in unserem IT-Service Desk weit bessere Lösungsraten, was sich natürlich günstig auf die Gesamtkosten beim Kunden auswirkt. Dagegen müssen die Zentren im Ostblock oft nur im Rahmen von auf Effizienz ausgerichteten Prozessen

arbeiten und können daher schon bei minimalen Abweichungen nicht mehr helfen. Dadurch ergeben sich grosse Schattenkosten, Eskalationen und frustrierte Kunden. Die Einsparungen werden durch Mehraufwendungen an anderer Stelle zunichte gemacht.

Kontakt

PIDAS Aktiengesellschaft
St. Jakob-Turm
Birsstrasse 320
4052 Basel
Telefon: +41 61 278 00 00
E-Mail: info@pidas.com
Web: www.pidas.com


THE CUSTOMER CARE COMPANY

Schweizer kennen Mentalität und Gesetze

Manche Firmen brechen ihr Ausland-Experiment ab, weil Kommunikation und kulturelle Unterschiede Probleme bieten. Alternativen sind Schweizer im Ausland oder Treuhanddienste über Internet.

TEXT ANDREA SÖLDI

Die tiefen Lohnkosten und die grosse zeitliche Verfügbarkeit sind verlockend: Gerade mit dem aktuell starken Franken versuchen Unternehmen ihre Arbeitskosten zu senken. Viele Firmen schauen sich im Ausland nach Partnern um, die ihre Informatik betreiben, ihre Buchhaltung führen oder ihre Kommunikation übernehmen. «Bei der Informatik funktioniert das meist gut», sagt Stefan Wyer, Mediensprecher des Wirtschaftsprüfungs-, Treuhand- und Beratungsunternehmens BDO. Eine häufige Auslagerungsdestination für Informatik ist Indien mit seinen gut ausgebildeten Spezialisten. Schwieriger werde es bei Kommunikation und bei Treuhandleistungen, wo Kenntnisse der spezifischen schweizerischen Verhältnisse erforderlich sind. So etwa beim Steuerrecht, bei den Buchhaltungsvorschriften oder beim Salärwesen: «Die Gesetzgebung im Ausland ist anders als in der Schweiz», gibt Wyer zu bedenken.

AUSLANDSCHWEIZER KENNEN GESETZE

Wenn man diese Bereiche ins Ausland delegieren will, müsse man die Partner sehr gut instruieren, damit die Zusammenarbeit funktioniert, weiss Markus Helbling, Geschäftsleitungsmitglied und Leiter des Treuhandbereichs von BDO. Doch solch heikle Aufgaben könnten manchmal von Auslandschweizern ausgeführt werden oder von Personen, die für einen Sprachaufenthalt für einige Zeit in einem anderen Land weilen. Diese sind mit den hiesigen Gesetzen besser vertraut. Helbling kennt Unternehmen, die gewisse Treuhanddienste in Irland

von entsprechenden Personen ausführen lassen.

Denn mit dem Outsourcing in Billiglohnländer machen nicht alle Firmen durchwegs gute Erfahrungen. Die kulturellen Unterschiede und der Aufwand mit der Kommunikation über Tausende von Kilometern haben etliche Unternehmen dazu bewogen, ihr

»Für Inhaber kleiner Firmen ist ein Treuhänder auch eine Art Sparring-Partner.

Markus Helbling



Bei Kommunikation und Treuhanddienstleistungen sind landesspezifische Kenntnisse nötig

Offshore-Auslagerungsprojekt abzubrechen. Nun erledigen sie die Arbeiten wieder im eigenen Unternehmen oder geben sie in der Schweiz in Auftrag.

DAMIT NICHT ALLES AM CHEF HÄNGT

Eine gute Möglichkeit, administrative Aufgaben auszulagern, seien Treuhanddienste über Internet, sagt Helbling. In den letzten zwei bis drei Jahren sei die Technologie so gut entwickelt worden, dass sich viele Firmen dafür entschieden hätten: «Der Geschäftsbereich ist stark gewachsen.» Der Kunde bucht seine Daten mit Passwort auf einer Plattform. Damit entfällt der unsichere Mailverkehr. Sowohl Finanz- und Lohnbuchhaltung als auch Debitoren und Kreditoren könnten so schlank bewirtschaftet werden, sagt Helbling.

Besonders wertvoll seien entsprechende Dienste für kleine Unternehmungen jeglicher Branche. «Da hängt die ganze Administration häufig an einer einzigen Person», gibt Helbling zu bedenken. Wenn diese einmal ausfalle, sei niemand da, der einspringen könne. Für Inhaber kleiner Firmen sei ein Treuhänder auch eine Art Sparring-Partner: «Mit ihm kann der Chef Entscheide diskutieren. Sonst steht er häufig ziemlich alleine da.»



ACHTUNG VOR SCHNELL-SCHÜSSEN

Ein Outsourcing-Projekt sollte stets gut überlegt sein. Aufträge überstürzt an Drittfirmen zu vergeben, um Kosten zu reduzieren, kann in Enttäuschung münden. Häufig werden Faktoren in der Kostenkalkulation zu tief angesetzt oder gar vergessen. Probleme ergeben sich auch durch Unterschiede in der Unternehmenskultur. Wer einen Unternehmensbereich auslagert, begibt sich zudem in Abhängigkeit von Dritunternehmen, die unter Umständen auch für die Konkurrenz arbeiten. Deshalb sollte der Schutz des Know-hows sichergestellt werden. Lagert eine Firma einen Bereich aus, gibt sie damit einen Fachbereich auf. Diesen nach einem allfälligen Scheitern wieder aufzubauen, ist mit grossem Aufwand verbunden.

Publireportage

InterVenture – mit dedizierten Entwicklerteams zum Erfolg

Eine innovative Nearshoring-Lösung stellt das erfolgreiche Geschäftsmodell des Schweizer Unternehmens InterVenture dar: kundeneigene Entwicklerteams, die Individualität, Flexibilität und Kosteneffizienz garantieren.

Dedizierte Entwicklerteams

Mit dem Aufbau kundeneigener Entwicklerteams in Serbien beschreitet InterVenture einen effizienten und zukunftsweisenden Weg des IT-Outsourcings. Gemäss Vorgabe stellt InterVenture ein auf den Kunden zugeschnittenes Team aus Entwicklern zusammen. Dieses steht dem Kunden exklusiv zur Verfügung und integriert sich nahtlos in dessen vorhandene Projekt- und Teamorganisation. Die Nearshore-Entwickler stellen sozusagen eine "verlängerte Werkbank" dar und werden wie eigene Mitarbeiter geführt. Dadurch behält der Kunde die volle Kontrolle über die Arbeitsabläufe und stellt gleichzeitig einen nachhaltigen Wissensaufbau sowie eine hohe Effizienz sicher.



SCRUM-Meeting im InterVenture Development Center in Belgrad

Die All-Inclusive-Lösung

Beginnend mit der Bedarfsanalyse und der Beratung hinsichtlich der geeigneten Nearshoring-Strategie, über die Rekrutierung der geeigneten Mitarbeiter, den Teamaufbau, die Bereitstellung der gesamten Infrastruktur,

bis hin zur operativen und administrativen Betreuung der Mitarbeiter bietet InterVenture die Komplett-Lösung aus einer Hand. So erhalten die Kunden praktisch ihr eigenes Nearshore-Center und überlassen die Administration und Infrastruktur InterVenture.

Entwicklungsstandort Serbien

Serbien ist uns geografisch und kulturell sehr nahe. Es verfügt dank seiner traditionell stark verankerten Naturwissenschaften über einen grossen Pool an qualifizierten Hochschul-Absolventen - weshalb in Serbien kein War-of-Talent herrscht - und bietet damit eine Top-Verfügbarkeit an IT-Fachkräften. Ein gut verflochtenes Netz aus

qualifizierten IT-Spezialisten und Software-Entwicklern in Serbien garantiert InterVenture den Zugang zu sämtlichen Programmiersprachen und Technologien in den Bereichen Java, .NET, C++, Web und Mobile.

Kontakt

InterVenture GmbH
Luegislandstrasse 105
CH-8051 Zürich

Tel. +41 (0)43 299 69 70
info@inter-venture.ch
www.inter-venture.ch

INTERVENTURE



Personalberater verfügen auch über Marktkenntnisse und sind international vernetzt

Führungskräfte gesucht!

Im Wettstreit um die besten Köpfe erbringen Executive-Search-Firmen zentrale Services. Vernetzung und Spezialwissen spielen dabei eine wichtige Rolle.

TEXT UTE SCHNIER

Executive Search, die Dienstleistung im Rahmen der Besetzung von vakanten Fach- und Führungspositionen gilt trotz zahlreicher Konjunkturabschwünge, globaler Wirtschafts- und Finanzkrise als äusserst stabil, ja sogar ziemlich erfolgreich. Der weltweit erhöhte Bedarf an hochqualifizierten Spezialisten und Top-Führungskräften, die Auswirkungen des demografischen Wandels in den Industrienationen sowie die Globalisierung von Geschäften, Arbeit und Aufgaben sind gewichtige Gründe dafür, die Besetzung von Schlüsselpositionen in die Hände von externen Profis zu legen. So bieten Personalberater ihren Klienten nicht nur eine professionelle Durchführung des Rekrutierungsprozesses, sondern sie verfügen auch über die notwendigen Marktkenntnisse und die heute so zentrale internationale Vernetzung. Im «War for Talents», dem Wettstreit um die besten Köpfe, sind Executive-Search-Firmen daher ein wertvoller Partner für Unternehmen.

NEUE HERAUSFORDERUNGEN

Konnten Personalberater früher auf langjährige Kundenbeziehungen setzen, bei denen vor allem der persönliche Kontakt, Diskretion und Vertrauen zählte, sehen sie sich heute mit einer Reihe von veränderten Rahmenbedingungen konfrontiert. In Zeiten von wechselnden Ansprechpartnern, Kostendruck, Internet und professionalisierten HR-Abteilungen, oft mit eigenen Rekrutierungs-Abteilungen,

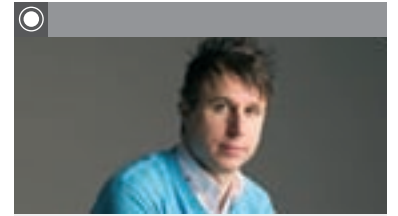
» Im «War for Talents» sind Executive-Search-Firmen ein wertvoller Partner für Unternehmen.

müssen Executive-Search-Firmen ihren «Added Value» klar kommunizieren. Gut informierte und erfolgsorientierte Auftraggeber wünschen sich nicht nur eine hochstehende, rund um die Uhr Beratung und Begleitung, sondern auch eine verstärkte Transparenz hinsichtlich des Such-, Auswahl- und Bewertungsvorgangs. Social Media und Networks wie LinkedIn und Xing, die Informationen über Ausbildung, Beruf, Vorstellungen und Ziele von Kandidaten leicht zugänglich machen, ver-

grössern das unternehmensinterne Wissen zusätzlich und erhöhen den Druck auf externe Anbieter, mit ihren Dienstleistungen einen echten Mehrwert zu schaffen.

SPEZIALISIERUNG IM TREND

Die meisten Executive-Search-Firmen haben längst auf die veränderten Rahmenbedingungen reagiert, indem sie sich bewusst auf komplexe Rekrutierungsvorgänge fokussieren und ihr Leistungsangebot durch ausgewählte Beratungsdienstleistungen ergänzen. Darüber hinaus ist ein Trend zur Internationalisierung sowie zur Spezialisierung zu beobachten: Während die grossen, börsenkotierten Personalberatungs-Unternehmen mit zahlreichen Niederlassungen in den Schlüsseländern präsent sind, treten andere als Teil eines globalen Netzwerks unter einem gemeinsamen Markennamen auf, um ihren Kunden den Zugang zu den wichtigen Märkten zu eröffnen. Gleichzeitig sind Anbieter gefragt, die sich in bestimmten Industrien ein spezifisches Know-how angeeignet haben und die geeigneten Spezialisten rund um den Globus kennen. Der Weltverband der Executive-Search-Unternehmen AESC (Association of Executive Search Consultants) bietet auf Aesc.org einen guten Überblick über die Branche und die wichtigsten Player.



3 FRAGEN AN PHILIPP HOLLERER

■ Warum lohnt sich das IT-Outsourcing?

Unternehmen können sich auf ihr Kerngeschäft konzentrieren und auf die Erfahrungen von spezialisierten IT-Dienstleistern zählen. Dadurch lassen sich die IT-Kosten erheblich senken, da keine eigene IT-Abteilung mehr betrieben werden muss und somit zum Beispiel Investitionen in Weiterbildungen der eigenen IT-Mitarbeiter entfallen.

■ Ist es für jedes Unternehmen geeignet?

Absolut. Sowohl KMU als auch Grossunternehmen profitieren vom IT-Outsourcing. Sei es durch das Outsourcen der gesamten IT-Infrastruktur beziehungsweise deren Betreuung oder einzelner Projekte, die spezialisiertes Know-how erfordern.

■ Gibt es Alternativen zum Outsourcing?

Die Alternative wäre, die Infrastruktur selbst zu betreiben. Was jedoch, vor allem bei KMU, wirtschaftlich wenig Sinn macht.

Philipp Hollerer, Inhaber, Care4it.ch GmbH

E-COMMERCE

Als Teilbereich des E-Business kann man E-Commerce bezeichnen; es ist für den Verkauf von Waren und Dienstleistungen zuständig. E-Business stellt die Prozesse sicher, ist also der Sammelbegriff aller Geschäftsmodelle, die über das Internet betrieben werden. Weitere Informationen zum Thema E-Commerce findet man in der Broschüre «E-Commerce - Erfolg im Online-Vertriebskanal» des BPXVerlags. Bestellung von Gratisexemplaren: www.post.ch/logistikpunkt

Anzeige



ICT-Karrieren mit Pfiff: Informatiker & Mediamatiker mit eidg. Diplom!

www.ict-berufsbildung.ch



ICT Berufsbildung
Formation professionnelle
Formazione professionale



Schweizer Präzision im IT-Recruitment – seit 1995

Rasche Veränderungen im Markt verlangen flexible Projektteams. Wir beschaffen die kompetenten Spezialisten und entlasten Sie von administrativen Prozessen.

Human Capital ist verlässlicher Partner führender internationaler und schweizerischer Unternehmen.

Human Capital AG

Bellariastrasse 7
8002 Zürich

Route de Frontenex 46
1207 Genève

Impasse du Verger 16
CH-1720 Corminboeuf

+41 43 344 30 50 www.humancapital.ch info@humancapital.ch



Sie haben das Projekt, wir die Mitarbeiter

- mit den richtigen Skills
- hoch qualifiziert und motiviert
- zur richtigen Zeit
- für eine bestimmte Zeit

Publireportage

Erfolgsfaktoren für das Outsourcing strategischer E-Business, E-Commerce Lösungen

Herr Graf, was ist das Profil von Firmen, die Software Entwicklung zur XIAG AG outsourcen?

Unsere Kunden sind Firmen oder Organisationen, für die das Internet als Verkaufs- und Marketingkanal sowohl im B2B wie auch im B2C bereits heute von hoher Bedeutung ist. Oder Unternehmen, die erkannt haben, dass es für Ihr Geschäft überlebenswichtig ist, die Möglichkeiten des Internet auf hohem Niveau zu nutzen. Das heisst, sie haben erkannt, dass eine Standardlösung „Out of the Box“ ihren Anforderungen nicht genügt. Dazu gehören auch Startup-Firmen, deren Businessmodell zu 100 Prozent im Internet stattfindet. Für diese gibt es meist gar keine Standardlösungen. Allen gemeinsam ist, dass Sie Lösungen auf hohem Niveau, Verfügbarkeit rund um die Uhr und eine langfristige stabile Betreuung und Partnerschaft suchen.

Ist es nicht ein Risiko, die Entwicklung und Betreuung solcher strategischer Software inklusive dem dazu nötigen Know-how ausser Haus zu geben?

Da solche Vorhaben in der Regel komplex und langfristig angelegt sind und sich nicht wie Investitionsgüter relativ schmerzlos ersetzen lassen, löst die Abhängigkeit zum Partner – die man beim Outsourcing eingeht – die grössten Ängste aus. Ich bezweifle allerdings sehr, dass die Abhängigkeit grösser ist, als bei internen Mitarbeitern. Im Gegenteil – als Outsourcing-Anbieter sind wir an einer langen Partnerschaft interessiert und können nur überleben, wenn es unseren Kunden gut geht und wenn sie mit den Leistungen zu-



frieden sind. Interne Mitarbeiter sind unter Umständen weniger loyal, zumal gute IT-Fachkräfte sehr gesucht sind.

Wie sieht es bei den Kosten aus? Sind interne Mitarbeiter nicht wesentlich günstiger?

Bei kleineren Vorhaben kommt es günstiger, wenn man eine „eierlegende Wollmilchsaue“ findet, die von der Spezifikation über Entwicklung bis hin zu Design und Wartung alles in hoher Qualität beherrscht und auch noch im Herz ein Unternehmer ist. Diese sind sehr selten und in der Regel gründen sie eigene Unternehmen. Sehr viele Internet Startups werden daher von Personen initiiert, die programmieren können und diesem Profil entsprechen. Bei grösseren Vorhaben, bei denen ganze Teams im Einsatz sind, ist es dann günstiger, wenn das Team bereits besteht und harmonisiert. Muss das Team aber aufgebaut werden, sind die Kosten schwer abschätzbar und die Risiken gross. Weiter ist die Vorlaufzeit lange und die Mitarbeiter sind weniger gut aufeinander eingespielt. Ferner benötigt man

für den Aufbau meist mehr Ressourcen als später im laufenden Betrieb und Weiterbildung – mit einem internen Team ist dies schwerer organisierbar.

Was halten Sie von Outsourcen aus Kostengründen in ein Billiglohndland?

Softwareentwickler sind auf der ganzen Welt hochqualifizierte Wissensarbeiter. Man kann sie nicht als einfach zu ersetzende Ressource betrachten, die man einfach dort einkauft wo es am günstigsten ist. Die vermeintlichen Kostenersparnisse entpuppen sich meist als Bumerang. Der Erfolg bei der Softwareentwicklung hängt sehr stark davon ab, dass die Fluktuationsrate tief ist. Softwareentwicklungsvorhaben, sind komplex und erfordern viel Erfahrung. Falls man als Firma in der Lage ist ein entferntes Entwicklerteam zu führen, dann kann das eine Chance haben. Man darf aber nicht vergessen das noch die Faktoren wie Distanz, Sprache, Kultur, Zeitverschiebung hinzukommen. Die Entwicklung und Betreuung von solchen komplexen Lösungen ist das Kernbusiness der XIAG AG. Wir haben mittlerweile über zehn Jahre Erfahrung, wie man solche Teams aufbaut und führt.

Was sind also ihrer Meinung nach die wichtigsten 3 Erfolgsfaktoren?

Der Outsourcing-Partner muss so aufgestellt sein, dass er die Dienstleistung langfristig sicherstellen kann. E-Business und E-Commerce Lösungen die man outsourced, sollten daher nicht als Projekt mit Start und Ende geplant und budgetiert werden sondern analog

zu internen Teams. Die Mitarbeiter beim Outsourcingpartner müssen sich mit dem Kunden identifizieren können und dessen Geschäftsmodell kennen. Das erfordert ein hoher Grad an Kommunikation und Nähe zum Kunden.

Was bietet die XIAG AG als Outsourcing-Partner Ihren Kunden?

Wir verfügen über zwei Standorte. Einer in Zürich, der andere in Novosibirsk (Russland). Die Mitarbeiter der zwei Büros arbeiten seit über zehn Jahren zusammen und sind aufeinander eingespielt. Wir können daher die Qualität eines Schweizer Outsourcing-Anbieters mit der Kosteneinsparungen durch unser Entwicklungszentrum in Russland zu einem attraktiven Paket schnüren.

Kontakt

Die XIAG AG bietet Ihren Kunden branchenübergreifend massgeschneiderte E-Commerce- und E-Business-Lösungen. Wir betreuen die Kunden dabei von der Analyse über die Umsetzung bis hin zum laufenden Betrieb inklusive Support rund um die Uhr.

Die XIAG AG wurde im Jahr 2000 gegründet und verfügt über Niederlassungen in Zürich und Novosibirsk (Russland) mit insgesamt 30 Mitarbeitenden.

www.xiag.ch

XIAG AG
Internet Solutions Zürich

Outsourcen? Start-ups müssen andere Prioritäten setzen

Professor Doktor Walter Brenner ist geschäftsführender Direktor des Instituts für Wirtschaftsinformatik der Universität St. Gallen. Mit einer 30-jährigen Erfahrung im Bereich des Einsatzes von Informations- und Kommunikationstechnik auf Geschäftsleitungsebene beriet er schon etliche IT-Unternehmen zu den Themen IT-Strategie und Organisation.

TEXT NICOLAI BLASIC

Viele Jungunternehmer träumen von einer Konferenzsitzung vor Bildschirmen mit internationalen Partnern. In drei verschiedenen Sprachen werden Anweisungen erteilt und stundenlang Probleme zerredet. Ein Knopfdruck beendet die Übertragung und schliesst die Sitzung. Pure Illusion? Für ein Start-up schon. Der Traum zerbricht nämlich schon bei der ersten technischen Frage eines Programmierers. Denn der wichtigste Bestandteil ist dem Star-Unternehmer abhandengekommen: das Wissen und das Beherrschen der Kernelemente und Kernaufgaben. Was ein Start-up beachten muss und warum Outsourcen auch Ressourcenverschwendung sein kann, erklärt Professor Brenner im Gespräch.

Ich gründe ein Start-up. Muss ich mir über Outsourcing Gedanken machen?

Als Start-up sollten Sie erst einmal über eine originelle Vision, eine Idee oder eine konkrete Vorstellung verfügen. Dabei müssen Sie sich bereits Gedanken über die Marktsituation gemacht haben. Da Sie nun im ersten Schritt ein Produkt aufbauen möchten, ist es von essentieller Bedeutung, dass Sie über das entsprechende Schlüssel-Know-how verfügen. Diese Kernkompetenz müssen Sie sich erarbeiten und später auch pflegen. Deshalb können Sie zu

Beginn nicht einfach outsourcen. Ich zähle Ihnen drei wichtige Kernelemente bei einem Start-up auf; erstens: Die Entwickler müssen sich intensiv mit dem Produkt befassen. Zweitens: Sie müssen ihre Produkte und die Märkte von Grund auf verstehen und begreifen können. Drittens: Das Wissen über die Kernelemente sollte möglichst im eigenen Unternehmen bleiben.

» Das Wissen über die Kernelemente sollte möglichst im eigenen Unternehmen bleiben

Prof. Dr. Walter Brenner

Lohnt sich das Auslagern vielleicht erst ab einer gewissen Unternehmensgrösse?

Nicht unbedingt. Wir haben zum Beispiel eine Beratungsfirma gegründet: Itmp-sg.com. Aufgrund der aufwendigen Administration haben wir uns gleich entschlossen, das Rechnungswesen auszulagern. Ausserdem war dies kostengünstiger. Das Auslagern hat also nichts mit der Unternehmensgrösse zu tun, sondern mit dem Wissen, über welches

ein Unternehmen verfügt und auf welche Bereiche es seine Energie fokussieren will.

Aber ich entschliesse mich dennoch auszulagern. Wo liegen die Herausforderungen?

Schlussfolgernd aus Ihrer ersten Frage, werden Sie die Kernaufgaben, beziehungsweise die Kernkompetenzen nicht outsourcen. Somit stellt sich die Problematik des Ideendiebstahls nicht. Wenn Sie nun aber Bereiche, wie die Buchhaltung, in fremde Hände geben und die entsprechenden Personen Zugang zu den Geschäftsräumen erhalten, müssen Sie dennoch einen Punkt beachten; befolgen Sie die «Clean Desk, Clean-Conference-Room-Policy». Lassen Sie also keine heiklen Daten oder Papiere offen herumliegen. Sie sollten nur die nötigsten Informationen weiterreichen.

Und wenn ich ins Ausland auslagere?

Das Auslagern eines Start-ups mit einem bis einhundert Angestellten ins Ausland lohnt sich kaum. Der Aufwand ist schlicht und einfach zu gross. Sinnvoller ist es einen ersten Schritt in Richtung Outsourcing zu machen, gewissermassen ein «halbes» Outsourcing. So erlebe ich es immer wieder, dass Start-ups beispielsweise mit Universitäten in Polen oder in Russland kooperieren. Lassen Sie mich



Prof. Dr. walter Brenner: «Der Markt für die Data»

Anzeige

METAGON

IT-Outsourcing! Aber wie?

IT-Outsourcing heisst das Zauberwort der Stunde. Doch wer Dienstleistungen oder gar Probleme auslagern will, handelt sich zu oft noch mehr Ärger ein.

Nicht mit uns. Denn Metagon weiss, welche Anforderungen die Wahl und die Steuerung der externen Dienstleister stellt. Unsere Mitarbeiter beraten seit über zwanzig Jahren mittlere und grössere Unternehmen beim IT-Outsourcing.

Mit Metagon sicher zum Ziel.

Wir nehmen Ihre Geschäftsprozesse auf, evaluieren geeignete Partner und schneiden passende Lösungen. Wir führen Sie durch den gesamten Prozess, von der Vertrags- und SLA-Gestaltung bis zur Dienstleistungseinführung. Wir optimieren nach Ihren Bedürfnissen, und wir stellen sicher, dass Sie auch langfristig die Dienstleistungen erhalten, die Sie brauchen. Aber keinen Ärger. Gibt es nicht. Mit uns nicht.



Metagon AG

Daniel Würsch, Michael Ackermann
Luegislandstrasse 105, 8051 Zürich
Tel: 044 299 70 10

info@metagon.ch, www.metagon.ch



das an einen konkreten Beispiel verdeutlichen: Ein befreundeter Softwareunternehmer hat vor einigen Jahren den Kontakte zu einer technischen Universität in St. Petersburg gesucht und hat in diesem Umfeld Zugang zu hervorragenden Softwareentwicklern aus Russland bekommen.

» Das Sammeln innovativer Ideen können Sie nicht auslagern.

Prof. Dr. Walter Brenner

Einer Ihrer Themenschwerpunkte stellt das Design-Thinking dar. Ist dies ein neues Wirtschaftsmodell?

Beim Design-Thinking kommen drei wichtige Elemente zum Zug; Kundenorientierung, der Bau von Prototypen und ein koordiniertes Brainstorming. Da der Bau der Prototypen aufwendig und teuer ist, wird vor allem dieser Bereich ausgelagert. Solche Modelle werden heute teilweise als 3D-Modelle, bestehend aus Holz oder Kunststoff, gefertigt. Dafür benötigen Sie erst einmal die Infrastruktur. Und über diese verfügen nur wenige Unternehmen. Bei der Software hingegen sieht es anders aus. Wir selbst verwenden hierfür oft die Plattform Rent-acoder.com, die verschiedene Fachkräfte im Software-Bereich vermittelt. Als wir für die Deutsche Bank einen unserer erfolgreichsten Prototypen entwickelten, übernahm eine Firma in der Ukraine die Programmierung. So konnten wir einen teuren und technisch anspruchsvollen Vorgang auslagern. Und um auf

das Design-Thinking zurückzukommen: Dabei handelt es sich um eine richtige Ideenfabrik. Das Sammeln innovativer Ideen können Sie nicht auslagern.

Kümmern die IT-Branche nationale Grenzen?

Da kann ich Ihnen das Buch von Thomas Friedman empfehlen: «The World is flat». Es hat genau dieses Thema zum Inhalt und beschreibt, wie die global verfügbaren elektronischen Netzwerke Barrieren überwinden, als existierten sie gar nicht. Dies hat eine enorme Begünstigung des Daten- und Dokumentenaustauschs zur Folge. Dennoch können Start-ups davon nur bedingt profitieren.

Wer dann?

Grosse Unternehmen. Diese können die daraus entstehenden Kosten besser verkraften und die Vorteile eines globalen Outsourcings, beispielsweise von Softwareentwicklungsarbeiten nach Indien, wirklich nutzen. Denken Sie nur schon einmal daran, was es bedeutet, sich in Begleitung Ihrer Team-Kollegen mit einem indischen Partner in Neu-Delhi zu treffen. Und das müssen Sie von Zeit zu Zeit, da sich nicht alles digital erledigen lässt. Dazu kommen die kulturellen Differenzen, die weitere Hürden mit sich bringen.

Wer unterstützt mich beim meinem Vorhaben auszulagern?

Hier kann ich Ihnen nicht weiterhelfen. In meiner persönlichen Erfahrung habe ich mich meist auf mich selbst verlassen, meine Informationen selbst beschafft und auch auf die Unterstützung meiner Kollegen zählen können.

Sourct die Schweiz auch ein?

Sicher. Denken Sie an Walt Disney oder Google, welche in der Schweiz

Laboratorien betreiben. Diese profitieren hier vor allem von der High-End-Bildverarbeitungstechnik. Oder sehen Sie sich die Gegend rund um die ETH in Zürich an. Viele Unternehmen haben sich dort angesiedelt, um ihr Wissen und Know-how aus nächster Nähe beziehen zu können. Und fast wöchentlich eröffnet in der Schweiz ein neues Rechenzentrum, welches Daten von internationalen Unternehmen lagert, so wie es zum Beispiel Green.ch schon länger anbietet. Sicherheit, Verlässlichkeit, eine stabile Stromversorgung und eine relative Erdbbensicherheit machen die Schweiz hierfür attraktiv.

Sie sprechen vom Lagern von Daten. Wandelt sich der Schweizer Bankenplatz zum Datenplatz?

Schon möglich. Es kann gut sein, dass das Speichern von Daten ein zukünftiges Geschäft ist. Die vorhin schon erwähnten Schweizer Eigenschaften, ergänzt mit Professionalität und Qualität, können dies sicher begünstigen. Ausserdem könnten die niedrigen Strompreise noch eine Rolle spielen. So fände sich die Schweiz in einer relativ komfortablen Rolle wieder. Sie müssen sich dann aber vorstellen, dass solche Datenzentren zwar irgendwo in den Schweizer Bergen oder in verschollenen Tälern stehen, aber von Leuten aus Indien oder Südafrika betrieben werden.

Und somit kaum Arbeitsplätze schaffen?

Einige schon. Aber die werden nicht ausreichen, um den zu befürchtenden Verlust von Arbeitsstellen in der Bankenbranche wirksam abfedern zu können. Der Markt für die Datenlagerung ist aber noch sehr schwer abschätzbar, da er sich zurzeit völlig im Umbruch befindet. Solche Entwicklungen sind nicht wirklich prognostizierbar.

enlagerung ist noch sehr schwer einschätzbar.»

Anzeige



**Sie möchten IT-Services outsourcen und Ihre IT-Kosten deutlich reduzieren?
Sie benötigen kurz- oder langfristig spezielles Know-how?
Kommen Sie zu uns! Wir sind jung. Wir sind dynamisch. Wir sind Ihre IT-Spezialisten!**

Wir betreiben ein hochskalierbares Rechenzentrum. Die eingesetzte neue Generation der Technik wurde gemeinsam mit der IBM Schweiz in Wabern aufgebaut. Sie als Kunde sind unabhängig von uns, denn das Rechenzentrum wurde finanziert durch den Gemeindeverband Anzeiger Bern und die Stadt Bern.

Wir bieten Ihnen gleichmässige Service- und Know-how-Verfügbarkeit. Sie profitieren von planbaren Kosten, ohne Investitionen tätigen zu müssen.

Unser Portfolio: Neben Outsourcing bieten wir Ihnen ICT-Services, Rechenzentrum & Hosting, Software- & Webentwicklung sowie IT-Security & Intelligence. Wir sind unter anderem Swyx Gold Partner und damit auch Ihr perfekter Partner für Telefonie und IP-PBX Telefonzentralen.



Roberto Bortoli, CEO



Viele Unternehmen setzen auf das flexible «Public Cloud Model»

Moderne IT-Infrastruktur dank Cloud Tech

Viele Unternehmen stehen vor einem gewagten Wendepunkt: Cloud Computing – das Auslagern von IT-Services. Die Schweiz leistet dabei Pionierarbeit rund um Technologie und Sicherheit.

TEXT NICOLAI BLASIC

WARUM ZUR CLOUD?

Einer der Hauptgründe liegt im Kostendruck. Aufgrund der grassierenden Wirtschaftskrise wird die unternehmensinterne Suche nach Einsparmöglichkeiten stark beschleunigt. Und genau hier bietet die Cloud ein enormes Potenzial. Teure IT-Services können künftig über die Cloud bezogen werden...

SCHWEIZ ALS CLOUD-ZENTRUM

Politische Stabilität, die geografische Lage und eine diskrete und zuverlässige

Datensicherheit machen die Schweiz zu einem der attraktivsten Plätze für Cloud-Unternehmen. Dazu kommt – vom Ausland neidisch beäugt – die stabile und durchaus günstige Stromversorgung.

CLOUD-ANBIETER HABEN SICH ETABLIERT

Das klassische Outsourcen hat sich stark gewandelt. Heute geht es viel mehr um die Möglichkeiten, sich optimal auf Kundenwünsche einzurichten. Persönliche Kommunikation ist dabei wichtig. Auf diese Weise gewinnt der Kunde Vertrauen und der Anbieter das Verständnis, wie die Informatik im Unternehmen des Kunden eingesetzt wird. Nur so kann gewährleistet werden, dass die Lösung den Anforderungen stets gerecht wird. «Public Cloud» heisst das Stichwort. Viele Unternehmen setzen auf dieses flexible

» Unternehmen suchen zuverlässige Partner auf Augenhöhe für das Auslagern der IT.

Modell. Die Public-Cloud-Lösung führt zu einem hohen Standardisierungsgrad, der sehr oft auch seine Berechtigung hat. Unternehmen suchen zuverlässige Partner auf Augenhöhe für das Auslagern der IT. Dabei spielen Flexibilität und der direkte Kontakt eine wichtige Rolle. Nur so können individuelle Kundenlösungen erarbeitet werden. Ein entscheidendes Merkmal des Private-Cloud-Computing ist die Automatisierung von Leistungsbezügen. Per Dashboard hat der Kunde beispielsweise direkten Zugriff auf seine Userdaten. Mit «Software on Demand» kann der Kunde

dabei Anwendungen für einen bestimmten Zeitraum mieten. Wichtig ist auch, dass zwischen Private-Cloud und Public-Cloud nicht einfach zwischen schwarz und weiss unterschieden werden kann. Der Cloud-Integrator ist gefordert, dem Kunden einen seinen Anforderungen entsprechenden «Desktop» mit optimaler Benutzerfreundlichkeit zur Verfügung zu stellen.

+ Smart Facts

Clouds teilen sich in Public Cloud (öffentlich, von beliebigen Personen nutzbar) und Private Cloud (vorwiegend interne Clouds mit beschränktem Zugriff). Die beiden Formen sind aber auch nicht völlig klar definiert.

Anzeige

**YOUR
IT HEART
BEAT**

www.isource.ch

OUTSOURCING SERVICES CONSULTING ENGINEERING IT SERVICE CENTER

Zahlreiche Kunden aus den unterschiedlichsten Branchen verlassen sich täglich auf die langjährige Erfahrung und die ausgewiesenen Spezialisten von iSource. Ein Höchstmass an Sicherheit und Verfügbarkeit ist für iSource deshalb eine Selbstverständlichkeit. Einige wichtige Leistungen im Überblick:

- ICT Outsourcing für KMU mit über 40 Services nach Mass
- Integration von Cloud-Angeboten – Desktop as a Service / DaaS
- Infrastructure and Platform as a Service / IaaS und PaaS
- Transparente Abrechnung der effektiv bezogenen Leistungen
- Betrieb von drei Hochverfügbarkeits-Rechenzentren
- Konzeption, Realisierung und Betrieb von hochverfügbaren und Disaster-Recovery-fähigen Lösungen
- Professionelle Beratung in den Bereichen Business-Impact-Analyse (BIA), Business-Continuity-Planung und -Management
- IT-Koordination – der perfekte VIP-Service und kompetentes Bindeglied zwischen Ihrem Business und der ICT

iSource AG | Sägereistr. 24 | 8152 Glattbrugg | Tel. 044 809 97 00

IT Outsourcing für erfolgreiche KMU



Die Cloud – noch nicht ganz auf Wolke sieben

Das Interesse von Unternehmen, ihre Softwarebereiche auszulagern und Daten an einem fremden Ort zu speichern, ist enorm. Risiken gehen allmählich zurück: Hier eine Liste mit den fünf grössten Gefahren.

TEXT NICOLAI BLASIC

1. UNTERSCHIEDLICHE RECHTSLAGE

Die Speichercenter stehen in verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Rechtslagen. Firmen müssen sich bewusst sein, dass in anderen Ländern, allenfalls staatliche Behörden unkontrollierten Zugriff auf die Daten nehmen können. Der Dienstleister muss somit über seine Strukturen informieren. Was oft vergessen wird; Sie geben zwar technisch Ihre Daten aus der Hand, bleiben jedoch juristisch dafür verantwortlich.

2. HACKER-ANGRIFFE

Banküberfälle gehören nach Hollywood. Die Kriminellen sind spezialisiert und aufs Internet umgestiegen. Nicht jedes Unternehmen ist gleichermassen davon betroffen. Hacker suchen dabei nach Geschäftsideen (Ideen-diebstahl durch Konkurrenz), Geschäftszahlen (Insider-

Trading) oder auch nach Hinweisen über Finanzen und Bankverbindungen. Und nicht zuletzt haben sie es auf Kundeninformationen abgesehen.

3. MIETERHÖHUNG

Ja, richtig gelesen. Mieterhöhung. Die Dienstleistung der Datensicherung und des Auslagerns von IT-Lösungen ist noch relativ jung. Da der Markt sich noch stark entwickelt, ist auch die Kosten/Nachfrage-Struktur schwer abzuschätzen. So kann es sich ähnlich, wie beim Verhältnis des Kaufs

zur Miete eines Hauses, bei einer Cloud verhalten. Denn der Speicherplatz wird nur gemietet. Die Anbieter könnten bei steigender Nachfrage und aufgrund von technischen Anpassungen auch die Mietpreise anheben.

» Mieterhöhungen sind möglich, denn der Speicherplatz wird nur gemietet.



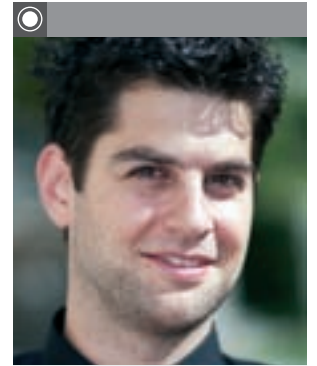
Auch wenn man technisch die Daten aus der Hand gibt, bleibt man juristisch dafür verantwortlich

4. SUPER-GAU - ZUGANG GESPERRT

Die wahre Horrorgeschichte jedes Unternehmens, das auf Daten oder Software für den Betrieb angewiesen ist, und plötzlich die Anzeige «Zugang gesperrt» vor sich sieht. Dies kann durchaus geschehen, wenn ein ausländischer Cloud-Anbieter gebucht wird. Sollten zum Beispiel einmal einige Rechnungen überfällig sein, können die Cloud-Betreiber, anders als in der Schweiz, ohne jegliche Vorwarnung sämtliche Konten sperren lassen. Die verdutzten Kunden sehen sich dann einer gesichtslosen Firma gegenüber und wissen teils noch nicht einmal, an wen sie sich dann wenden müssen.

5. STREICHUNG VON IT-STELLEN

Cloud-Anbieter können sicherlich Stellen schaffen. Die Kräfte dazu müssen aber hochspezialisiert sein. Wenn ein Unternehmen nun IT-Strukturen auslagert, tut es dies aus Kostengründen. Somit wird im selben Zug die eigene Software-Abteilung, inklusive Mitarbeiter, überflüssig. So sind es auch genau diese, die sich zu Beginn noch skeptisch gegenüber Cloud-Lösungen verhalten.



2 FRAGEN AN JOEL BONGARD

■ Gibt es eine hundertprozentige Sicherheit in der Cloud?

Nein. Software ist nie völlig fehlerfrei. Ausserdem können beim Betrieb auch menschliche Fehler unterlaufen. Im Endeffekt ist es ein Abwägen zwischen dem gewünschten Mass an Sicherheit und den Kosten.

■ Sensible Daten in fremden Händen. Horrorgeschichte oder simple Realität?

Für viele mag es eine Horrorgeschichte sein. Aber es ist bereits Realität. Um Daten in fremde Hände zu geben, müssen sie noch nicht mal in einer Cloud abgelegt werden. Man denke an externe Rechencenter, Online-Shops oder auch Behörden. Heikle Daten sollten auf einem Server im Inland gelagert werden.

Joel Bongard, Application Manager, HP Schweiz

Publireportage

vonRollitec

IHR VERLÄSSLICHER IT-PARTNER



IT Outsourcing aus der Schweiz für die Welt – mit eigenen Rechenzentren in der Schweiz und weltweiter Kundenbasis. Kunden wie Mammut Sports Group, SCHILD, Swissspower und andere vertrauen den IT Outsourcing Leistungen der vonRoll itec. Der Schweizer Outsourcing Marktführer im Umfeld von Microsoft Dynamics ERP und zertifizierter SAP Hosting Partner. **Vertrauen schafft Sicherheit. Gerne auch für Sie.**

IT OUTSOURCING

www.vonroll-itec.ch

Le cloud by Bull
<http://www.bull.ch>

**Auch über den Wolken hält sich unsere IT an die Grenzen...
Le cloud by Bull mit garantierter Datenhaltung in der Schweiz**



Nebst der klassischen Buchhaltung gibt es noch andere Bereiche, die ausgelagert werden können

Financial Outsourcing

Der Trend, Unternehmensbereiche auszulagern, verstärkt sich ständig. Financial Outsourcing bietet grosses Sparpotenzial und hilft, die Wirtschaftlichkeit von Betrieben zu maximieren.

TEXT STEPHAN EISLER

Das gezielte Auslagern von Unternehmensbereichen ist in der modernen Wirtschaft nicht mehr wegzudenken. Oft mangelt es den Betrieben heute an wichtigen Ressourcen wie Geld, Arbeitskraft oder schlicht Zeit, um die angestrebte Wirtschaftlichkeit zu erreichen und aufrecht zu erhalten. Durch Outsourcing lässt sich dem entgegenwirken. Zudem kann sich die Unternehmung dadurch vermehrt auf ihre Kernkompetenzen konzentrieren.

SINNVOLLE VERKNAPPUNG

Je grösser der Betrieb, desto mehr bürokratischer Aufwand fällt an. Insbesondere dann, wenn zusätzliches Personal vonnöten ist, um diesen bewältigen zu können. Wie wichtig der Finanzbereich ist, zeigt sich anhand der aktuellen Entwicklung: Financial Outsourcing ist einer der grössten Wachstumsmärkte überhaupt. Denn nebst der klassischen Buchhaltung gibt es noch andere Bereiche, die ausgelagert werden können. Dazu gehören beispielsweise die Inkassoabteilung und die Verwaltung der Lohnabrechnungen.

Längst gibt es spezialisierte Unternehmen, die diese Aufgaben für ein vertraglich abzusprechendes Honorar übernehmen. Der Vorteil ist, dass die Kosten für die ausgelagerten Funktionen stets

unter Kontrolle sind. Zudem besteht durch die Auslagerung an ein spezialisiertes Unternehmen auch eine grosse Sicherheit, wenn es beispielsweise um Rechtsfragen geht. Meist ist diese Lösung günstiger, als die Anstellung betriebsinterner Fachleute.

FORMEN DER FINANZAUSLAGERUNG

Jede Art von Treuhanddienstleistung lässt sich so extern regeln: Dazu gehören Vermögensverwaltung, Finanzierung, Inkasso, Buchführung, aber auch Abschlüsse, Revisionen, Mehrwertsteuerabrechnungen und Salärverarbeitungen. Ebenfalls interessant sind Debitoren- (Erfassung der Rechnungen und Mahnlauf) sowie Kreditorenbereich (Aufbereitung der Zahlungsläufe). Dies dient vor allem der Liquiditätssicherung.

Möglich sind auch Hilfe bei der Steuererklärung und Endkontrollen oder Beratungen.

Die Notwendigkeit und Art des Outsourcings hängt vom jeweiligen Know-how und der Grösse der Unternehmung ab. Aber nicht nur internationale Firmen und Grossunternehmen nehmen diese Dienstleistungen wahr. Laut Experten lagern vermehrt auch KMU aus. Der Vorteil: Das betroffene Unternehmen muss nicht immer auf dem neuesten rechtlichen Stand sein, zum Beispiel in Sachen Quellensteuer. Ebenfalls sind Stellvertretungen im Krankheitsfall möglich, wenn die Finanzen eines Unternehmens von lediglich einer Person bearbeitet werden. Grundsätzlich steht es den Unternehmen frei, ob sie ein Gebiet ganz auslagern oder zum Teil selbst bearbeiten wollen.



LEIHARBEIT IM 21. JAHRHUNDERT

Primär Finanz- und IT-Dienstleister zählen zu den Kunden der IT-Rekrutierungsspezialistin Human Capital AG. Sie alle profitieren vom hochwertigen Leistungsangebot, rasch und unkompliziert internationale Spezialisten der IT-Branche abrufen zu können. Der moderne Leiharbeiter ist gebildet, spezialisiert und mobil. Er kommt daher in Unternehmen, die nur teilweise über das notwendige Personal und Know-how verfügen zum Einsatz. Den ausschliesslichen Fokus auf die IT-Branche erlaubt es Human Capital AG ihren Kunden einen äquivalenten Partner zu sein und ihre Services in höchster Qualität anbieten zu können. Contractors schätzen die Möglichkeit in einer attraktiven und sicheren Schweiz arbeiten und leben zu können.

Anzeige

Factoring von KMU Factoring AG

Die KMU Factoring AG wurde von Unternehmern für Unternehmer geschaffen. Seit 2003 bieten wir unsere individuellen Finanzierungslösungen an und sind mittlerweile einer der führenden bankenunabhängigen Factoring-Anbieter in der Schweiz. Wir bevorschussen Rechnungen, übernehmen die Delkredereabsicherung und entlasten das Debitorenmanagement.

Für wen ist Factoring geeignet?

Factoring nützt Schweizer Firmen mit einem Umsatz von CHF 500'000 bis CHF 50 Mio., die Bedarf an Liquidität haben. Dies kann verschiedene Gründe haben:

- Wachstum
- Reduktion von Verbindlichkeiten gegenüber Lieferanten oder Banken
- Längere Zahlungsziele der Debitoren
- Unternehmensübernahme / Nachfolgeregelung
- Erzielung von Skontoerträgen

Was sind die Kosten?

Gesamtkosten ab 1% des Umsatzes (abhängig von Volumen, Bonität und Debitorenstruktur)

Kontakt: Stephanie Damm, KMU Factoring AG
Tel. 055 556 40 40, damm@kmufactoring.ch

KMU | PME | PMI | SME
FACTORING
Liquidity. Security. Flexibility.

www.kmufactoring.ch

Factoring gegen Liquiditätsengpass

Ausstehende Forderungen gegenüber Kunden binden oft viel Kapital, das nicht eingesetzt werden kann. Mittels Factoring lassen sich diese Forderungen rasch zu Geld machen. Ist es deshalb ein Allheilmittel für Unternehmen?

TEXT CHARLY SUTER

Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen mit dem starken Franken, den Schuldenkrisen im Mittelmeerraum und Instabilitäten durch zahlreiche Wahlen in Frankreich, Deutschland, USA und China beeinflussen das Wirtschaftsgefüge und somit auch das Zahlungsverhalten negativ. Entsprechend ist es nicht erstaunlich, dass sich die Zahlungsmoral in der Schweiz verschiebt. «42 Prozent der B2B-Rechnungen werden zu spät bezahlt», bestätigt Andreas Hungerbühler von Dun & Bradstreet, dem führenden Anbieter von Bonitätsauskünften. Er weist aber auch sogleich darauf, dass im Ausland die Zahlungsmoral noch schlechter ist, denn im internationalen Vergleich gehören schweizerische Unternehmen zu den besten Zahlern. Umso wichtiger ist es, sich bei internationalen Geschäften gut abzusichern. Je nach Zielland können Akkreditive oder Factoring eingesetzt werden.

ESSENZIELL, WIE DIE LUFT ZUM ATMEN

Nicht nur beim Markteintritt

im Ausland, sondern auch bei Schweizer Kunden, kann Factoring gut eingesetzt werden. Der Markt für den Verkauf von Forderungen wurde lange Zeit von einem Anbieter dominiert, nun wagten in den letzten fünf, sechs Jahren viele neue Anbieter den Markteintritt. Dies belebt den Markt, und die Kosten werden für Unternehmen, die Ihre Forderungen so schnell zu Geld machen wollen, immer attraktiver. «Dazu kommt», sagt Stephanie Damm, KMU Factoring AG, «dass Factoring sich bei Firmen auszahlt, die durch die zusätzliche Liquidität höhere Umsätze erzielen oder von Skontoerträgen profitieren können. Ebenfalls kann die Gewährung von längeren Zahlungszielen einen Wettbewerbsvorteil für den Factoring-Kunden darstellen.»

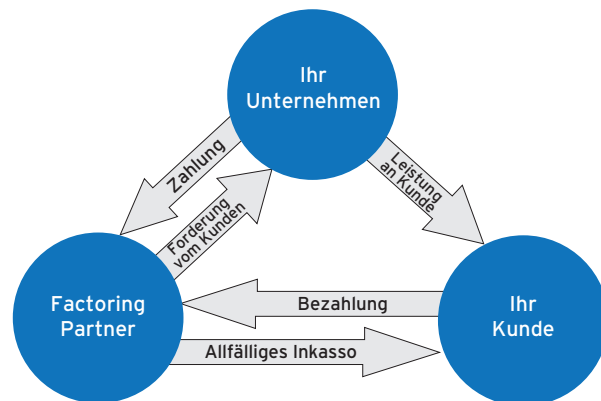
«Factoring ist eine Dienstleistung, die einen Unternehmer

von administrativen Aufgaben entlastet, ihn vor Ausfällen schützt und mit Liquidität versorgt», ist auch Benny Hofstetter von der Debitoren Service AG, einem Unternehmen der Postfinance, überzeugt. «Und mit einem stillen Factoring merken seine Kunden nicht einmal etwas davon.» Factoring kann eine optimale Ergänzung zum traditionellen Kreditportfolio darstellen, da es – analog wie das Leasing – kein Kredit ist und

daher zusätzlich genutzt werden kann, wenn die Kreditlimiten bei den Banken ausgeschöpft sind. Diese beschleunigte Liquiditätszufuhr hat aber auch seinen Preis. Dieser setzt sich aus verschiedenen Komponenten zusammen und wird je nach Branche und Volumen festgelegt, was das Vergleichen einzelner Angebote nicht einfach macht. Factoring sorgt für rasche Liquidität und die ist ja bekanntlich die Luft zum Atmen und für Firmen unerlässlich.

» 42 Prozent der B2B-Rechnungen werden zu spät bezahlt.

Andreas Hungerbühler
Dun & Bradstreet



Factoring kann eine optimale Ergänzung zum traditionellen Kreditportfolio darstellen

WORAUF UNTERNEHMER ACHTEN SOLLTEN

- **Vertrauen** – Der Einsatz von Factoring fordert viel Vertrauen, sowohl für den verkaufenden Unternehmer als auch für den Factoring-Partner. Entsprechend empfiehlt es sich für beide Seiten, die Gegenpartei vorgängig gezielt und sorgfältig zu prüfen.
- **Kosten** – Der Einfluss der Kosten ist nicht zu unterschätzen. Auch wenn die Preistransparenz nicht hoch ist, sollte der Aspekt berücksichtigt werden.
- **Erwartungen** – Factoring ist kein Allheilmittel für Unternehmen, aber eine sinnvolle Ergänzung im Finanzierungsmix.
- **Qualitätssiegel** – Der Factoring-Partner sollte finanziell solide sein, über genügend Refinanzierungskapazität verfügen und vor Ort in der Schweiz tätig sein. Die Mitgliedschaft im Factoringverband ist ein Qualitätssiegel.



VERTRAUEN SCHAFFT SICHERHEIT

Die von Roll Itec AG mit Sitz in Gerlafingen ist für hohe technische Ansprüche und modernste Infrastruktur – mit eigenen Rechenzentren in der Schweiz – bekannt. Sie führen mit einer nachhaltigen Vertrauensstruktur zu optimalen IT-Outsourcing-Lösungen. Denn Vertrauen basiert nicht bloss auf technischen Fakten, sondern muss auch den Menschen einbeziehen. Die von Roll Itec AG bietet sich als greifbarer Partner an, der seinen Partnern auf Augenhöhe begegnet, sich als erfahren und flexibel erweist und der aktiv die Rolle des Kunden einnimmt, um eine optimale Vorstellung derer Wünsche zu erhalten. Mit verschiedenen Empfehlungen aus der Schweizer KMU-Landschaft zeigt von Roll Itec AG, dass auf Fakten und Vertrauen gestützte Entscheidungen auf den richtigen Weg führen.

Anzeige

Den IT-Bereich auslagern lohnt sich auch für kleine Firmen

Sich als Laie mit Computer-Technologie herumzuschlagen, kann Nerven kosten. Fachleute helfen weiter.

Herr Leuthold, Cloud Computing ist gross im Trend. Wie unterscheiden sich die Dienstleistungen Ihrer Firma von jenen der grossen Anbieter?

Die «Private Cloud», wie wir sie schon seit 2000 anbieten, ersetzt mehr oder minder den PC. Alle Programme, Daten und Prozesse werden im Rechenzentrum ausgeführt und gespeichert. Wir kennen unsere Kunden persönlich und bieten ihnen massgeschneiderte Lösungen an. Bei den internationalen Grossanbietern im Bereich «Public Cloud» ist das nicht immer gegeben. Je nach dem, wo die Daten lagern, können auch rechtliche Bestimmungen problematisch sein.



Bernhard Leuthold ist Geschäftsführer von Leuthold Computer Services AG

Welches ist der Vorteil für kleine Firmen, wenn sie ihre Informationstechnik auslagern?

Für kleine Unternehmen lohnt es sich meist nicht, Informatiker einzustellen. Indem sie den Bereich übergeben, können sie

sich auf ihre Kernkompetenzen konzentrieren. Wir bieten einen umfassenden Service an: Von der Installation der Geräte über die Beratung zu geeigneten Programmen bis zum Betrieb der Serverfarm. Der Kunde kann von überall her immer auf denselben Desktop zugreifen – sei es mittels Smartphone, Notebook oder Tablet. Bei Problemen können wir sehr schnell und meist proaktiv reagieren.

Wie können Sie die Sicherheit gewährleisten?

Unsere Geräte sind in einem professionellen Rechenzentrum der UPC Cablecom untergebracht. Mit einer hervor-

ragenden Internet-Anbindung, Zugangskontrollen, gesicherten Türen, Brandschutzvorrichtungen, Klimaanlage und Notstrom-Aggregaten sind sie umfassend geschützt. Unsere Systeme sind nur über verschlüsselte Verbindungen (VPN) erreichbar. Das schränkt die Angriffsfläche massiv ein. Und natürlich bieten wir Backup,

Updates, Viren- und SPAM Schutz sowie Archivierung.

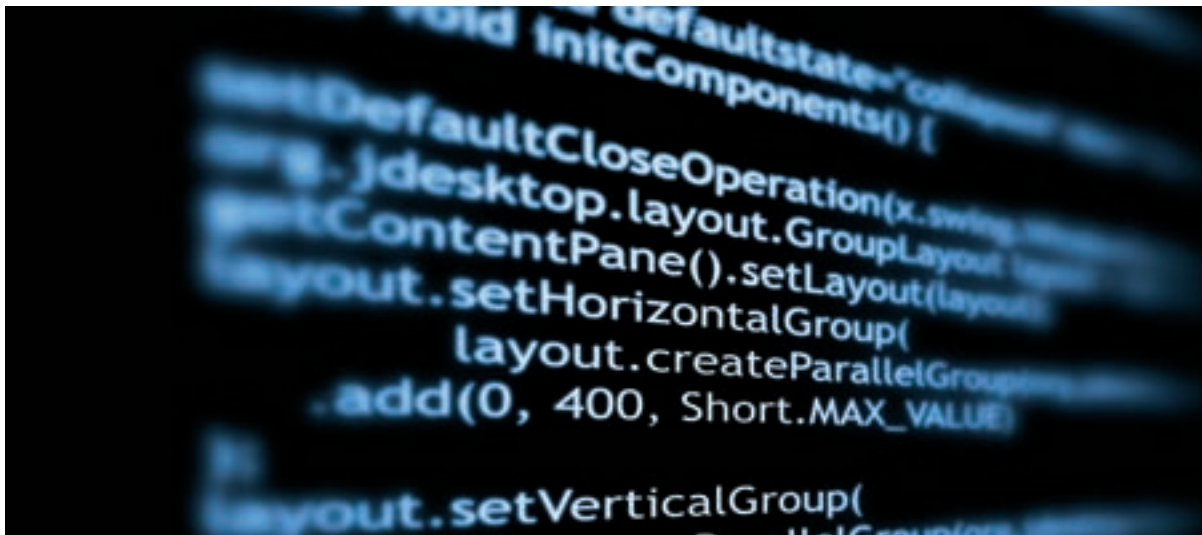
Welche Branchen können von Ihren Dienstleistungen profitieren?

So ziemlich alle. Ganz gleich ob Restaurationsbetrieb, Anwaltskanzlei oder Hotelbetrieb – wir stellen uns auf die speziellen Bedürfnisse unserer Kunden ein.

Leuthold Computer Services AG
Gustav-Maurer-Strasse 10 / 8702 Zollikon
Tel. 044 395 20 95 / Fax 044 395 20 99
www.lcsag.ch / contact@lcsag.ch



LEUTHOLD COMPUTER SERVICES



» Die Anforderungen an Software sind nicht nur komplex, sondern müssen auch den verschiedensten Ansprüchen genügen.

Massgeschneiderte Lösungen sind gefragt

Software als Exportschlager

Der komplexe Software-Bereich stellt Unternehmen vor grosse Herausforderungen. Die Schweizer Softwarebranche bietet Lösungen. KMU profitieren von SaaS - Software as a Service.

TEXT NICOLAI BLASIC

EINE SACHE DES VERTRAUENS

Die vergangenen Monate haben dem Schweizer Bankenplatz schmerzhafte Narben zugefügt. Die Integrität und das Vertrauen in die Traditionsbranche wurden in Frage gestellt. Gestohlene Bankdaten-CDs waren das Horrorszenerario aller Finanzdienstleister. Um in diesem Umfeld über das Auslagern von Software und Daten nachzudenken, müssen grundlegende Werte stark in den Vordergrund gestellt werden, um das Vertrauen der Institutionen zu gewinnen. Geld ist deren Geschäft, die Daten aber sind heilig. Meistens.

SOFTWARE AS A SERVICE- SAAS

Als Teilbereich des Cloud Computing ist SaaS für Klein- und Mittelunternehmen eine äusserst interessante Möglichkeit, an Software und die nötige Infrastruktur zu kommen. Zeitlich befristet. Da unter Umständen eine Software nur für ein Projekt benötigt wird, lohnt sich ein Kauf kaum. Ausserdem verfügen viele Unternehmen gar nicht erst über die nötige Infrastruktur. Deshalb wenden sich viele KMU bei

Bedarf an einen externen Anbieter. Per Internet kann sich das Unternehmen die Software und die Infrastruktur leihen und sie für eine bestimmte Dauer verwenden. Abgerechnet wird entweder nach Dauer oder Anzahl Benutzer.

KOSTEN - KÖNNEN - UND NOCHMALS KOSTEN

Der IT-Bereich stellt Unternehmen vor enorme Herausforderungen. Einerseits verschlingt er Unmengen an Ressourcen (Personal und Strom), auf der anderen Seite kommen vor allem KMU kaum noch mit den Veränderungen und stetigen Aktualisierungen der Software zurecht. Um in einem Unternehmen eine Software zu installieren, bedarf es erstmals des Erwerbs der Lizenz. Ausserdem muss sich ein Mitarbeiter in das neue Programm einarbeiten, und unter Umständen vom Anbieter noch geschult werden. Zudem bedarf es je nach Programm einer Anpassung im Hardwarebereich. Zusammen mit der Wartung bilden diese Punkte einen grossen Kostendruck. Deshalb lohnt sich ein Ausweichen auf einen externen Anbieter von «Software as a Service».

LANGFRISTIGE PARTNERSCHAFTEN

KMU tun sich aus Sicherheitsbedenken zwar noch schwer mit dem Gedanken eines Auslagers ihrer IT. Allerdings beruhigt die geringe Exposition bei der Beschaffung von

Software viele der Unternehmer. Schliesslich sind sie nach wie vor für die eigene IT verantwortlich, mieten sich lediglich einige erforderliche Elemente. Für Anbieter von Software entstehen hierdurch grosse Chancen; eine gelungene Zusammenarbeit schafft Vertrauen. Dieses führt in vielen Fällen zu weiteren gemeinsamen Projekten. Als schwächste Form des Auslagers kann SaaS den Unternehmern die Augen hinsichtlich des Auslagers weiterer IT-Bereiche öffnen. In den besten Fällen kann dies zu einer langfristigen Partnerschaft führen.

SPEZIALISTEN SIND GEFRAGT

Die Anforderungen an Software sind nicht nur komplex, sondern müssen auch den verschiedensten Ansprüchen genügen. Die Schweiz hat in der Spezialisierung Tradition, und deshalb reicht es auch für die Softwarebranche nicht, sich mit Standards zufriedenzugeben. Massgeschneiderte Lösungen sind gefragt. Dabei müssen die Produkte so gut wie alles von der Internet-Präsenz, über administrative Aufgaben, bis hin zur Kundenbetreuung abdecken können. Die verschiedenen SaaS-Anbieter spezialisieren sich meist nach Branche. So können sie den Fokus auf einen möglichst engen Radius legen. Kunden profitieren von einem grossen Erfahrungsschatz des Anbieters und einer raschen Lösungsfindung.

KOSTENGÜNSTIGE KOMPLETTSYSTEME

Der Kostenaufwand und eine umständliche Administration sind Gründe, warum sich viele kleinere KMU auf die Suche nach übersichtlichen Komplettlösungen begeben. Und genau hier setzen viele Softwarehersteller an. Mit ihren einfach strukturierten Programmen bieten sie den Kleinunternehmen alles, was sie bezüglich Administration benötigen. Die Unternehmer suchen genau diese Lösungen, weil sie es so einer kleinen Zahl von Mitarbeitern möglich ist, die gesamte Administration zu bewältigen. Solche Programme sind einfach erlern- und bedienbar.

RESSOURCENPLANUNG MIT ERP

Ein ERP-System (Enterprise-Resource-Planning) ist eine komplexe Anwendungssoftware, die den Unternehmen bei der Ressourcenplanung hilft. Sie hilft in erster Linie die vorhandenen Ressourcen zu steuern und optimal in die Geschäftsprozesse einzugliedern. Einer der Hauptvorteile der ERP-Systeme liegt in der Möglichkeit, externe Zugriffe auf die Benutzeroberfläche zu ermöglichen. Dies ermöglicht beispielsweise den Kunden, direkt am Geschäftsprozess teilzunehmen. So können etwa Bestellungen vorgenommen, Liefertermine gesetzt oder geändert werden. Vor allem KMU ermöglicht diese Software ein kosten- und zeitsparendes Modell.

Anzeige



ICT-Karrieren mit Pfiff:
Informatiker & Mediamatiker mit eidg. Diplom!

www.ict-berufsbildung.ch



ICT Berufsbildung
Formation professionnelle
Formazione professionale



Warenwirtschafts- und Kassensystem als SaaS (Software as a Service)

Unsere moderne, in der Schweiz entwickelte Warenwirtschafts- und Kassenslösung WWS-C wird erfolgreich **in den folgenden Branchen** eingesetzt:

- Eisenwaren- und Haushaltsgeschäfte
- Papeterien, Kopier- und Druckservices
- Bastel- und Geschenkartikel
- Textildruck und -verkauf
- Spielwaren und Hobbyartikel
- Modeschmuck und Accessoires
- Gesundheits-, Sport- u. Körperpflegeprodukte
- Handel von Baustoffen und Bauwerkzeugen
- Handel von Sanitärmaterialien und Maschinen und weitere

Einsetzbar vom Kleinbetrieb mit 2-3 bis zum Betrieb mit über 200 Arbeitsplätzen.

Über Referenzen in Ihrem Bereich geben wir Ihnen gerne Auskunft. Rufen Sie uns einfach unter unserer **Gratisnummer 0800 287 466** an.

Ihre Vorteile auf einen Blick:

- Betrieb als **SaaS (Software as a Service)** im Rechenzentrum
- Tiefe Investitionen dank **Mietmodell**
- Schweizer Entwicklungsteam
- 7 Tage Support/Woche

Curion Business Software AG | Bahnhofstrasse 3 | CH-7000 Chur

Tel: 0800 287 466 | Mail: info@curion.net | www.curion.net

Kümmern Sie sich um Ihr Kerngeschäft.
Wir kümmern uns um Ihre IT.



IT-Support • IT-Outsourcing • IT-Management

care4it.ch
Informatik-Dienstleistungen

care4it.ch GmbH
Moosstrasse 7
8803 Rüschlikon
Tel. 043 388 20 40
info@care4it.ch
www.care4it.ch

KENDRIS

THE WEALTH OF
INDEPENDENCE



Konzentrieren Sie sich auf Ihre Kernprozesse – dank Outsourcing.

KENDRIS AG ist die führende unabhängige Schweizer Anbieterin von Trust, Family Office und Treuhand-Dienstleistungen, internationaler Steuer- und Rechtsberatung sowie Buchführung und Outsourcing für Privat- und Geschäftskunden. Wir beraten Sie umfassend in sämtlichen Belangen des Finanz- und Rechnungswesens. Wir unterstützen Sie von einzelnen Teilbereichen bis hin zu integrierten Gesamtlösungen.



Promise what we deliver.

Deliver what we promise.

That's certainty

Critical situations. Ruthless competition. Unforgiving customers. Thankfully you can be absolutely sure of your IT solutions with Tata Consultancy Services (TCS). As one of the world's fastest growing technology and business solutions providers, TCS has built a reputation of delivery excellence based on world-class IT solutions that are on time, within budget and consistently deliver superior quality. So, it comes as no surprise that we pioneered the concept of the Global Network Delivery Model™. Developed Innovation Labs and Solution Accelerators. Achieving a level of delivery excellence that provides greater value to our customers and is the industry benchmark. Enabling our clients to experience certainty.

To learn how your business can experience certainty, visit www.tcs.com

TATA CONSULTANCY SERVICES
Experience certainty.

IT Services ■ Business Solutions ■ Outsourcing

TATA CONSULTANCY SERVICES SWITZERLAND LTD
Glatt Tower, CH - 8031 Glattzentrum
Contact: europe.marketing@tcs.com
Phone: +41 44 832 47 00



«Unser Obama mit Substanz»: Polit-Star Rubio, 41.

Frischlucht aus Florida

Die Antwort der Republikaner auf Obama heisst Marco Rubio. Der junge Kuba-Amerikaner hat bei den Konservativen eine fulminante Karriere gemacht und wird als Kandidat für das Amt des Vizepräsidenten gehandelt. Gleich zwei Bücher erzählen jetzt von seinem traumhaften Aufstieg. *Von Urs Gehriger*

Man will das Ruder herumreissen, unbedingt die grosse Wende schaffen. Eine Revanche soll es werden für die Schlappe bei den Präsidentenwahlen. Es ist Oktober 2010, und erstmals seit Barack Obamas Einzug ins Weisse Haus kehrt Amerika zurück an die Wahlurnen. In der Aula des «Marriott»-Hotels in Orlando, Florida, haben sich zweitausend Republikaner versammelt. Plötzlich jubeln sie wie eine Sturmbö auf, jetzt kommt einer, auf den sie lange gewartet haben. Weisses Hemd, offener Kragen, dunkler Teint, breites Grinsen: Marco Rubio federt zum Mikrophon und sagt: «Ich werde bloss fünf Minuten zu euch sprechen, denn unglücklicherweise hat die Flughafensicherheit heute Morgen unseren Teleprompter konfisziert.»

Ein Satz, und er hat das Publikum im Sack. Es ist ein Seitenhieb auf Obama, den gefeierten Orator, der in Wahrheit jede längere Rede vom Fliesstext abliest. Und Rubios Philippika ge-

gen den Präsidenten geht gleich weiter: «Werden wir die erste Generation sein, die ihre Kinder im Stich lässt?», fragt er fordernd in den Saal. «Oder werden wir ihnen ein Land hinterlassen, das besser ist als unseres heute?»

«Nachfahren von Draufgängern»

Marco Rubio hat die Aufgabe, das Parteivolk aufzuwärmen. Er soll die Stimmung auf den Siedepunkt schrauben für den Star des Tages, Sarah Palin, die gleich nach ihm sprechen wird. Doch der vermeintliche Cheerleader stiehlt ihr die Show. Anders als die Tea-Party-Queen, die ihre Rede hält wie ein pfeifender Teekessel, sitzt bei Rubio jedes Wort. Brillant baut er die Spannung auf, um seine Schlüsselsätze wie Pfeile ins Publikum zu schiessen. «Wir sind alle Nachfahren von Draufgängern. Und als Draufgänger werden wir nicht tatenlos verharren. Wir werden nicht dabei zuschauen, wie unser

Land zu einem Ort verkommt, der jenen gleicht, die wir verlassen haben, um hier, in Amerika, unseren Traum zu verwirklichen.»

Zehn Tage nach seiner Orlando-Rede kennt ihn ganz Amerika. Rubio zieht als jüngster Latino der Geschichte in den US-Senat ein. Eine Saga, die in den Zuckerrohrfeldern Kubas ihren Anfang genommen hat, findet im Capitol zu Washington ihren Höhepunkt. Vorläufig – denn wer ihn reden hört, kann sich kaum vorstellen, dass für den Jungstar im Kongress bereits Endstation sein soll.

Rubio, 41, ist Frischluft für die Republikaner. Nach Jahren der Bush-Herrschaft ist die Grand Old Party ausgezehrt, es fehlt an charismatischen Figuren, an authentischen Alphatieren. Marco Rubio, Anwalt und Nachwuchspolitiker aus Florida, gilt als grosse Hoffnung. Die Presse bezeichnet ihn als «die konservative Antwort auf Obama», die Republikaner selber

charakterisieren Rubio als «unseren Obama mit Substanz». Er ist jung, sieht blendend aus, ist zweisprachig, hat einen klingenden Namen und eine Bilderbuchfamilie (vier Kinder, junge Frau mit kolumbianischen Wurzeln). Anders als Bush junior, der von Kindsbeinen an nach Belieben das fette Familienportemonnaie anbohren konnte, kommt Rubio von unten, aus der Arbeiterklasse, und «verkörpert hervorragend den American Dream» (*Economist*).

Puppen aus Cola-Flaschen

Gleich zwei aktuelle Biografien rücken Rubio ins Rampenlicht. Eine stammt von Manuel Roig-Franzia, einem Korrespondenten der *Washington Post*: «The Rise of Marco Rubio». Die andere, «An American Son», hat Rubio selbst geschrieben. Das Timing ist kein Zufall. Es ist Wahljahr, wer Ambitionen hat, drängt auf die Bühne. Es gibt das Amt für die Kandidatur des Vizepräsidenten zu besetzen.

Die Hälfte des Buchs widmet Rubio seinen Vorfahren. Die Familiengeschichte ist Rubios Geheimwaffe. Sein Grossvater war zwischen Zuckerrohrfeldern in Kuba zur Welt gekommen und wuchs in armseligen Verhältnissen auf. Der Vater verliess mit acht Jahren die Schule, das Lesen und Schreiben brachte er sich selbst bei. Die Mutter spielte mit Puppen aus Cola-Flaschen, denen sie Kleider aus Putzlappen schneiderte. Kurz vor der Machtübernahme Castros immigrierten die Rubios in die USA, auf der Suche nach Arbeit und Glück.

Die ersehnte Freiheit haben sie gefunden, das Geld aber blieb knapp. Der Vater arbeitete zeitlebens als Barmann, die Mutter als Hausangestellte, nachts füllte sie im Wal-Mart Regale auf. «Sie konnten uns nicht alles geben, was wir wollten. Aber sie stellten sicher, dass wir alles erhielten, was wir brauchten», erinnert sich Rubio. «Sicherheit, Glück und Liebe.»

Wer Rubio je sprechen gehört hat, ist von seinem Buch enttäuscht. Um den jungen Marco kennenzulernen, quält man sich durch Dutzende Seiten. Vieles ist trivial. Die bieder anmutende Schilderung der Jugendliebe zu seiner Frau Jeanette Dousdebos etwa, einer ehemaligen Cheerleaderin der Miami Dolphins. Emotionslos liest man, wie seine Träume zerschellen, als er realisiert, dass es ihm an Statur und Talent zu einer Football-Karriere fehlt. Oder wie er auf seiner religiösen Odyssee vom Katholiken zum Mormonen via Evangelikalismus zurück zum Katholizismus findet. Anderes ist langfädig, wie die Genese seiner Kandidatur für den Senat, die ein Drittel des Buches umfasst.

Rubios Aufzeichnungen sind von einem anderen Kaliber als Obamas «Dreams from My Father», die dem heutigen Präsidenten das Lob eines «brillanten Schreibers» und «einfühlsamen Erzählers» einbrachte. Allerdings ist der Glanz Obamas als eines «Literaten» inzwischen ermattet. Etliches an seiner sorgsam

zusammengestellten «Geschichte von Rasse und Erbe» entspricht eher der Dichtung als der Wahrheit, wie eine aktuelle Biografie des Pulitzer-Preisträgers David Maraniss enthüllt. In Dutzenden von Fällen hat er Obama der «Faktenkosmetik» überführt.

Vor diesem Hintergrund gewinnen Rubios Aufzeichnungen ungewollt an Qualität. Sein zurückhaltender Ton vermittelt den Eindruck, als würde er in seiner eigenen Erfolgsstory bloss eine Nebenrolle spielen. Sein Held ist die neue Heimat. «Nur in Amerika», so Rubio, könnten Träume durch harte Arbeit und Aufopferung Wirklichkeit werden. Nur in Amerika schaffe man es innert einer Generation vom Tresen ans Rednerpult.

Professioneller Lehrling

Immer wieder lenkt Rubio die Aufmerksamkeit von der eigenen Biografie auf die Lage der Nation. Das Amerika, das seine Karriere möglich gemacht hat, sei in Gefahr. Wegen einer masslosen Regierung, welche die Ausgaben nicht im Griff habe und mit Staatsinterventionen das Unternehmertum abwürge. Die Essenz des Buches ist eine kraftvolle Mischung: Konservative Republikaner detektieren in Rubios Worten eine aufrichtige Neigung zu einem schlanken Staat. Moderate lesen aus seinen Aufzeichnungen eine berührende Sorge um das Schicksal des «kleinen Mannes».

In Rekordzeit hat sich Rubio als Grösse innerhalb der Republikanischen Partei etabliert. In Washington ist er nicht mit Getöse aufgetreten. Biograf Roig-Franzia bezeichnet ihn als «professionellen Lehrling». Er meldet sich freiwillig für unattraktive Aufgaben und sitzt in wichtigen Gremien wie der Aussenpolitischen Kommission oder dem Ausschuss für

Nachrichtendienste – ein gutes Terrain für jemanden mit höheren Ambitionen. Mit ungewöhnlichem Geschick und mittels harter Arbeit versucht er hartnäckig, bei den Mächtigen auf sich aufmerksam zu machen.

Der Erbe Reagans

Sie haben ihn bemerkt. «Man bezeichnet Sie als jemanden, den man in der nationalen Polit-szene im Auge behalten sollte», schrieb ihm Ronald Reagans Witwe Nancy, 91, letzten August in einem Brief und lud ihn ein, in der Präsidentenbibliothek ihres Mannes eine Rede zu halten. Rubio patzte nicht. Sichtlich berührt lauschte die Grand Old Lady dem Jungstar, der mit grossen, braunen Augen und einem breiten Lächeln dem Reagan-Amerika Tribut zollte – als sie plötzlich das Gleichgewicht verlor.

«Aus der Ferne sah sie aus wie eine fallende Porzellanstatue», schreibt Roig-Franzia. «Jeden Moment drohte sie in tausend Splitter über dem Podium zu zerschellen.» Minuten später berichteten die TV-Stationen über Nancys Fall. Statt einer Tragödie erzählten sie eine Heldengeschichte. In der Hauptrolle: Marco Rubio. In einer Bild-für-Bild-Aufzeichnung war zu erkennen, dass er aus den Augenwinkeln Nancys Taumeln erfasst und ihr kurz vor dem Aufprall stützend unter die Arme gegriffen hatte.

«Marco Rubio, Retter in der Not!», titelte die Online-Ausgabe der *Los Angeles Times*. Die Szene war an Symbolik nicht zu überbieten. Jeder verstand sie intuitiv. Reagan hatte die Welt vor dem Kommunismus gerettet. Mit Rubio stand einer bereit, Reagans Erbe anzutreten. Roig-Franzia nennt es den «Rubio-Reflex»: zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu stehen. >>>



«Rubio-Reflex»: Hilfe für Nancy Reagan bei einem Anlass in der Reagan-Präsidentenbibliothek.

Während seiner Blitzkarriere haben viele versucht, Rubio als Projektionsfläche zu nutzen. Als «Kronprinz der Tea Party» wurde er bezeichnet. Derweil versucht ihn das Partei-Establishment als Köder für die Latino-Stimmen zu instrumentalisieren. Ohne sie ist eine Präsidentenwahl nicht mehr zu gewinnen. Doch die Latinos tun sich schwer mit dem republikanischen Spitzenpersonal. 2008 gaben 67 Prozent der Latino-Wähler Obama die Stimme. Selbst in Florida, dessen Latinos traditionell republikanisch wählen, gewann Obama ihre Mehrheit – als erster Demokrat überhaupt.

Das Latino-Problem der Republikaner hat einen Namen: illegale Einwanderung. Auf 1,4 Millionen wird die Zahl der Kinder und Jugendlichen geschätzt, die in Amerika aufgewachsen sind, ohne über eine Aufenthaltsbewilligung oder eine US-Staatsbürgerschaft zu verfügen. Das Partei-Establishment tendiert zu repressiveren Mitteln, die viele Latinos als herzlos, gar als rassistisch empfinden.

Rubio geht mit seiner Partei hart ins Gericht: «Wenn meine Kinder jeden Abend hungrig ins Bett müssten und mein Land mir nicht die Möglichkeit gäbe, sie zu ernähren, gäbe es kein Gesetz, egal wie restriktiv, das mich davon abhalten könnte, hierherzukommen.» Das Argument, Immigranten würden das Land zerstören, mache ihn wütend. «Ich frage mich, ob einiger der Leute, die so abfällig über die Immi-

granten herziehen, auch so echauffiert wären, wenn die Einwanderer aus Kanada kämen.» Im Buch äussert er sich nicht konkret über eine Lösung des Problems. Doch in Washington wird seit Monaten gemunkelt, der Senator aus Florida arbeite an einem Gesetzesvorstoss, der eine weitgehende Amnestie vorsehen soll.

Nun ist ihm Obama just in diesem Kernthema in die Parade gefahren. Mit einer Verfügung bewirkte er vergangene Woche, dass unrechtmässig Eingewanderte, die nicht älter sind als dreissig, vorerst in den USA bleiben und Arbeitsbewilligungen erhalten können,

Das Latino-Problem der Republikaner hat einen Namen: illegale Einwanderung.

wenn sie als Kinder eingereist sind. Die Order befreit bis zu 800 000 Einwanderer vom Risiko, deportiert zu werden. Das ist verfassungsrechtlich fraglich, aber wahltaktisch clever. Mit einem Schlag hat Obama die politische Konkurrenz blossgestellt – allen voran Marco Rubio.

Am Rednerpult besser als Obama

Damit verliert der Kuba-Amerikaner an Wert als möglicher Kandidat fürs Vize-Amt. Siege in Staaten mit hohem Latino-Anteil wie Colorado, New Mexico, Nevada und sogar Florida

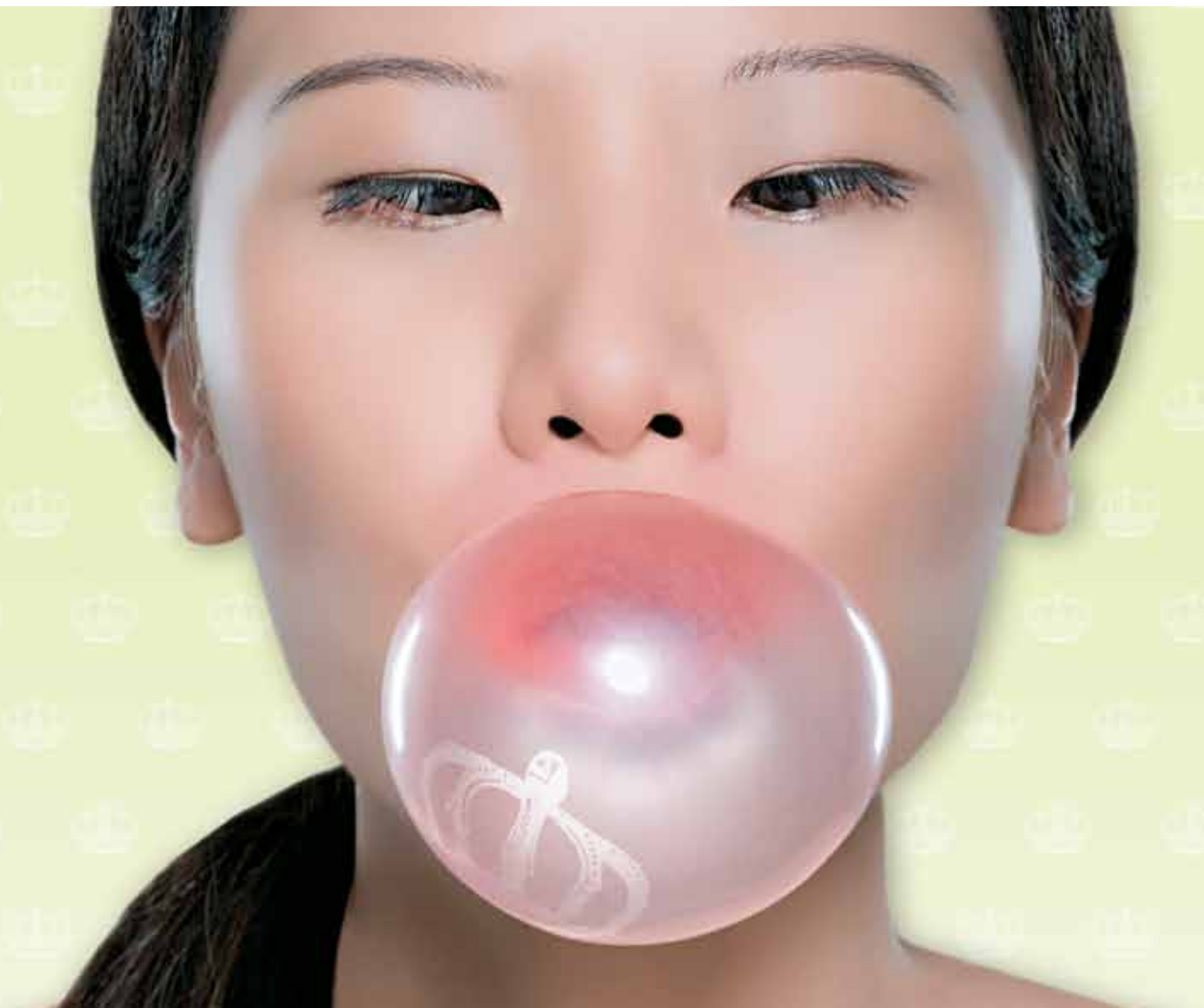
rücken für Obama-Herausforderer Mitt Romney in weite Ferne. Er muss darauf hoffen, dass Obama bei der weissen Wählerschaft weiter an Popularität einbüsst.

Rubio zeigte sich verärgert über diesen «problematischen» Solo-Entscheid des Präsidenten, der die Suche nach einem Kompromiss in der Einwanderungspolitik verunmögliche. «Warum bloss hat mich niemand angerufen?», fragte er in einem Gespräch mit dem TV-Sender ABC und wirkte dabei wie ein Klassenprimus, dem man vor der Maturaprüfung die Brille geklaut und in die Besenkammer eingesperrt hat.

Im Kontakt mit dem Publikum ist Rubio authentisch, am Rednerpult stellt er Obama in den Schatten. In Washington hingegen wirkt er oft unbedarft. Politik ist ein Drecksgeschäft, Schlachten werden durch miese Winkelzüge gewonnen, während man nach aussen ein Pokerface aufsetzt. Um in der Arena zu brillieren, fehlt es Rubio – noch – an Killerinstinkt.

Niemand zweifelt daran, dass der junge Kuba-Amerikaner ein grosses Potenzial hat. Dass er ein schneller Schüler ist, hat er oft bewiesen. «Marco Rubio wird in den nächsten Jahrzehnten ein Schlüsselspieler der amerikanischen Politik sein», ist *Newsweek* überzeugt. Fragt sich bloss, in welcher Rolle.

Marco Rubio: *An American Son. A Memoir.* Sentinel. 320 S.
Manuel Roig-Franzia: *The Rise of Marco Rubio.* Simon & Schuster. 291 S.



**RADIO
MONTE
CARLO**

C'EST CHIC

Im Kabelnetz oder auf
www.radiomontecarlo.ch

«Manchmal ist es höllisch»

Seit ich meinen Job als Korrespondent des Schweizer Fernsehens in Brüssel angetreten habe, überschlagen sich die Ereignisse. Die EU vibriert, wir werden mit Unterlagen eingedeckt. Selbst in der Krise funktioniert Brüssel professionell. Die Politiker lesen ab Blatt. *Erzählt von Jonas Projer*

Wenn um neun Uhr das Telefon klingelt und Zürich fragt: «Was ist in Brüssel die Geschichte?», habe ich meine Ideen schon im Kopf. Momentan könnte man täglich zehn Themen machen, es läuft so viel in Brüssel. Eigentlich bin ich ja Benelux-Korrespondent des Schweizer Fernsehens und könnte auch einen Bericht über die Tulpenzucht in Holland machen. Aber dazu bin ich noch nicht gekommen, seit ich vor einem Jahr hier begonnen habe.

Mit der Euro-Krise bin ich massiv im kalten Wasser gelandet. Solche Umwälzungen hat es wohl noch nie gegeben in Brüssel, das sagen auch meine erfahreneren Kollegen. Für mich ein Riesenglück: Es passiert nicht häufig, dass man als Journalist in solche Situationen hineinstrauchelt.

Manchmal ist es schon höllisch: Da finden an einem Tag unzählige Medienkonferenzen und Briefings statt, aber ich muss mich auf drei konzentrieren. Welche soll ich besuchen? Ich spreche mich dann mit den Kollegen ab und lasse mir von den anderen Anlässen eine Niederschrift geben. Mehr liegt nicht drin – ich muss ja zwischendurch meine Beiträge produzieren für die «Tagesschau» und «10 vor 10».

Jeden Mittag um zwölf Uhr findet das Briefing der EU-Kommission statt. Dann wird täglich ein Buch mit 300 Seiten verteilt, in dem Artikel des vorangegangenen Tages aus aller Welt drin sind – sogar die chinesischen, natürlich mit einer englischen Zusammenfassung. Insgesamt sind hier in Brüssel 966 Journalisten und 333 Techniker akkreditiert.

Es ist schon aussergewöhnlich, als Schweizer in Brüssel Korrespondent zu sein. Wir haben keine Delegation, die uns exklusiv über die Entwicklungen informiert. Das ist nicht schlecht, es hilft, unabhängig zu bleiben. Jede Nation hat in der EU ihre eigenen Interessen und erzählt die Geschichten zu ihren Gunsten. Wenn meine SRG-Kollegen aus der Westschweiz mit den Franzosen reden, die Tessiner mit den Italienern und ich mit den Deutschen und Österreichern, erhalten wir zusammen meist ein ausgewogenes Bild.

Ich bin immer noch daran, mein Netzwerk aufzubauen. Nur wenige Experten und Politiker in Brüssel kennen das «Swiss Radio and TV». Vieles ist auch eine Frage des Fleisses. Auf meinem Tisch liegt gerade ein beängstigend dicker, superkomplizierter OECD-Bericht, der gelesen werden will – zumindest diagonal. So ist es fast jeden Tag, aber genau das macht mir Spass: die wichtigen Informationen finden,

verstehen und vereinfachen. Journalismus in Brüssel ist oft Detektivarbeit.

Privat sind natürlich Kompromisse nötig. Meinen zweijährigen Sohn Nils sehe ich weniger, als ich es mir wünschte. Manchmal holt meine Frau um 16 Uhr Nils aus der Krippe, bringt ihn zu mir ins Büro, und wir gehen eine Stunde auf den Spielplatz. Es gefällt uns gut hier, Brüssel ist eine sehr internationale, vielsprachige Stadt – auf dem Spielplatz fällt auf, dass sich diese Sprachenvielfalt auch in viele Familien hineinzieht. Allgemein kann ich das Klischee über Belgien bestätigen: schlechtes Wetter, gutes Bier, feine Pommes frites.

Nervös bin ich jedes Mal

Um sechs Uhr bespreche ich mit Zürich die Fragen, über die wir in der Hauptausgabe reden wollen. Danach schreibe ich meine Texte, formuliere die Antworten, mache Stichworte und versuche dann in der Live-Schaltung möglichst frei zu reden. Wir haben keinen Teleprompter, auf dem wir die Texte ablesen können. Nervös bin ich jedes Mal. Ein paar Tricks helfen: mit beiden Füßen am Boden stehen, zweimal tief durchatmen und immer versuchen zu lächeln – auch wenn ich in eine Sackgasse gerate und nicht weiss, was ich im nächsten Satz sagen soll. Dann gerate ich ein wenig in Panik, irgendwie klappt's aber immer, und

im Nachhinein hat es meist niemand bemerkt. Die Nähe zu den Politikern ist spannend, wird aber oft überschätzt. Natürlich sitzen wir manchmal nur drei Meter von Angela Merkel entfernt, doch die nötige Distanz wird gehalten, es läuft alles sehr professionell ab. Die Politiker lesen ihre Statements ja meistens ab. Eine falsche Formulierung – und die Märkte spielen verrückt.

Persönliches erlebt man schon, wenn etwa Jean-Claude Juncker, der Vorsitzende der Euro-Gruppe, während der Pressekonferenz sich vor Schmerzen wegen seiner Nierensteine krümmt. Auch lustige Anekdoten gibt es: Einmal hat eine Journalistin dem finnischen EU-Währungskommissar Olli Rehn Sexismus vorgeworfen, weil er ein Briefing mit ausgewählten Journalisten in der Sauna abgehalten hat.

Wenn ich für «10 vor 10» noch eine Schaltung mache, bin ich gegen elf Uhr daheim. Von der Euro-Krise träume ich zum Glück nicht, aber hin und wieder habe ich einen Albtraum, in dem ich ohne Unterlagen und mit leerem Kopf vor der Kamera stehe, im Ohr noch das Echo der Frage, welche die Moderatorin mir gestellt hat. In solchen Fällen bin ich dann froh, wenn mich Nils morgens um halb sieben Uhr schon weckt.

Aufgezeichnet von **Andreas Kunz**



«Für mich ein Riesenglück»: Brüssel-Korrespondent Projer.



Weltenretter-Tourismus: brasilianische Aktivisten am letzten Tag des «Rio+20»-Gipfels.

Karneval von Rio

Der Bundesrat wollte an der Klimakonferenz in Brasilien mit seinem Konzept der «grünen Wirtschaft» punkten. Die Entwicklungsländer aber lehnten ab. Sie wollen mehr Marktwirtschaft. In die Kritik gerät auch die umfassende «Nachhaltigkeitsstrategie» des Bundes. *Von Florian Schwab*

«Zum Riocentro, bitte.» Der Taxifahrer stöhnt: «Sind Sie sicher? Das ist sehr kompliziert.» Das in die Jahre gekommene, quadratkilometergrosse Kongresszentrum in Rio de Janeiro ist hermetisch abgeriegelt. Ob man an den vielen Wachposten und Strassensperren vorbeikommt, hängt davon ab, ob man seinen Teilnehmerschein für «Rio+20» dabei hat. So heisst die Nachhaltigkeitskonferenz, welche die Vereinten Nationen vergangene Woche in der Karnevalmetropole abgehalten haben.

Bis zu 60000 Kongresstouristen hat das diplomatische Grossereignis in die Sieben-Millionen-Stadt an der brasilianischen Atlantikküste gespült: Diplomaten, Regierungsbeamte, Umweltaktivisten, Medienleute.

Vor zwanzig Jahren hatte in demselben hässlichen Betonkomplex die erste Nachhaltigkeitskonferenz der Uno stattgefunden. Der «Geist von Rio» sollte nun wiederbelebt wer-

den. So hatten es die Vereinten Nationen beschlossen, unzufrieden über die mangelhaften Fortschritte im weltweiten Kreuzzug für mehr Nachhaltigkeit. Dabei durchdringt der Begriff heute schon jede Sonntagsrede in Politik und Wirtschaft. Das zeigt: Unabhängig vom konkreten Ergebnis wird von den Abertausenden Teilnehmern aus der weltweiten Diplomatie- und NGO-Elite, alle wunderbar modisch gekleidet, ein sehr nachdrückliches Sendungsbewusstsein in ihre jeweiligen Länder getragen.

Schulfrei gegen das Verkehrschaos

Das aufstrebende Brasilien mobilisierte als Organisator der Konferenz sämtliche Kräfte: Die Kinder erhielten drei Tage schulfrei, ebenso die öffentlichen Angestellten. So sollte dem Verkehrschaos zumindest ein bisschen abgeholfen werden. Dafür stand an jeder zweiten Brücke und Weggabelung eine bewaffnete

Polizei- oder Armee-Einheit, um der Weltöffentlichkeit die Stärke der brasilianischen Nation vor Augen zu führen, die sie auch als Verhandlungsführerin unter Beweis stellte.

Ziel des Gipfels war es, «die Erde zugunsten unserer Kinder und Kindeskinde zu retten», wie es eine Rednerin hochtrabend an der Eröffnungszeremonie ausdrückte. Es stellte sich heraus, dass sich auf Seiten der wirtschaftlich erstarkenden Entwicklungsländer ein gewisser Überdruß eingestellt hat gegenüber den Katastrophenszenarien, mit denen immer neue globale Umweltvorschriften und ambitionierte internationale Programme für «mehr Nachhaltigkeit» gerechtfertigt werden.

Genau mit einem solchen Ziel war die offizielle Schweiz nach Rio gereist: Der «Masterplan Cleantech» des Bundesrats sollte unter dem Stichwort «grüne Wirtschaft» als Modell für die ganze Welt empfohlen werden. Anfang

Juni hatte der Bundesrat die rund dreissigköpfige Schweizer Delegation bestimmt. Verhandlungsleiter war Botschafter Franz Perrez, Chef der Abteilung Internationales im Bundesamt für Umwelt, der ein sehr strenges Regiment in der Delegation führte. Die restlichen rund zwanzig Bundesbeamten der Delegation waren zuverlässige Vertreter des bundesrätlichen Kurses in der Umweltpolitik aus dem Bundesamt für Umwelt, dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) und der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza).

Die eigenmächtige Ex-WWF-Aktivistin

Dass durchaus auch eigene politische Vorstellungen eine Rolle spielen, verdeutlicht folgende Episode: Die diplomatische Haltung der Schweiz in Sachen «geistiges Eigentum» ist seit Jahren klar: Wer etwas erfindet, hat Anspruch darauf, dass das weltweit geschützt wird. Die innovativsten Schweizer Wirtschaftszweige, wie beispielsweise die Pharmaindustrie, hängen davon ab, dass das geistige Eigentum weltweit gilt. Manche Entwicklungsländer haben damit ein Problem.

Doch auch in der Schweizer Delegation wich Deza-Frau Andrea Ries, deren Gruppe sich allerdings nur am Rande mit dem Thema befasste, eigenmächtig von dem klaren Verhandlungsmandat ab und bot Kompromisse an, die den Eigentumsschutz verwässern sollten. Die *Weltwoche* wollte sich mit Frau Ries über den Vorgang unterhalten. Kommunikationschef Adrian Aeschlimann liess ein solches Treffen aber nicht zu und betonte, dass sich die Schweizer Delegation an das Mandat des Bundesrats gehalten habe: «Im Abschlussdokument von Rio steht nichts zum Thema geistiges Eigentum, was nicht der offiziellen Position der Schweiz entspricht.» Das ist korrekt, allerdings setzte sich die Haltung von Frau Ries vor allem deshalb nicht durch, weil die Amerikaner dezidiert dagegen waren.

Industriestaaten auf dem hohen Ross

Wie repräsentativ war die Schweiz in Rio vertreten? Es ist ein klarer Überhang an Umwelt- und Entwicklungshilfeorganisationen festzustellen, die erfahrungsgemäss ihre eigenen und in der Bevölkerung und im Parlament nicht immer mehrheitsfähigen Vorstellungen von den Konferenzthemen haben und davon leben, dass die Themen «nachhaltige Entwicklung» und «Entwicklungshilfe» am Köcheln gehalten werden. Das bedeutet bares Geld in ihre Verbandskassen.

Ähnliches gilt auch im Falle des mitgereisten Swisscleantech-Gründers Nick Beglinger, dessen Teilnahme auf Initiative von Bundesrätin Leuthard zustande kam. Die übliche Ochsentour, sich die Unterstützung anderer Wirtschaftsverbände einzuholen, um in der Schweizer Delegation mitreisen zu dürfen, blieb dem Shooting Star der grünen Wirtschaft

erspart. Seine Organisation profitiert mächtig von der grossen Bühne.

Die Schweizer Delegation war für die mehrtägige Vorverhandlung zuständig. Man hört überall nur Gutes über das Schweizer Engagement. Das berichten alle von uns befragten Diplomaten. Das Land sei hoch respektiert und habe sich überdurchschnittlich eingebracht. Das mag stimmen. Allerdings ist der Schweizer Beitrag nüchtern zu sehen. Die Delegation half mit, als Resultat der Konferenz ein rund fünfzigseitiges Abschlusspapier zu verabschieden, an dem auch mehr als 100 weitere Nationen mitschrieben.

Für etwas Farbe sollte sorgen, dass die Uno die globale «Zivilgesellschaft» zu dem Treffen eingeladen hatte. Wie im Falle der Schweiz auch war die Auswahl eher willkürlich: hier eine Reisbäuerin aus Asien, dort ein paar ein-

Die selbstbewusst auftretenden Schützlinge setzten sich über das westliche Öko-Programm hinweg.

geflogene Indianer. Zwei oder drei Menschenketten, die still für oder gegen dieses oder jenes protestierten. Ein Fan-Klub des links-extremen bolivianischen Präsidenten Evo Morales. Sogar ein paar Kinder waren gekommen, um die Delegationen an ihre Verantwortung für die Zukunft des Planeten zu erinnern.

Nach den Vorverhandlungen hatte Brasilien als Verhandlungsleiter einige Tage Zeit, um aus den bisherigen Ergebnissen einen ersten Entwurf für den Abschlusstext zusammenzustellen, der beim offiziellen Gipfel der Staats- und Regierungschefs vom 20. bis zum 22. Juni beraten und verabschiedet wurde. Die Brasilianer, bedacht auf ihre Führungsrolle unter den aufstrebenden Wirtschaftsmächten, strichen kompromisslos alles zusammen, was in ihren Augen den wirtschaftlichen Interessen der Entwicklungsländer zuwiderläuft, darunter das von der Schweiz ambitioniert vertretene Projekt der grünen Wirtschaft. Der erste von den Brasilianern präsentierte Entwurf sah sogar eine Schwächung des Uno-Umweltprogramms Unep vor. «Dem hätte die Schweiz nicht zustimmen können», sagt Botschafter Perrez. Das Unep-Programm selber allerdings ist nicht unumstritten. Kritiker bezweifeln seine Wirkung.

In den folgenden Verhandlungstagen wurde der brasilianische Erstentwurf dann wieder ein Stück weit in Richtung der Schweizer Position umgebogen. Trotzdem: Für die Schweizer Delegation bleiben die unkonkreten Formulierungen zur grünen Wirtschaft die grösste Niederlage. Perrez und seine Leute sollten klare Zielvorgaben erreichen, geblieben ist nur ein vages Bekenntnis.

Beklatscht wurde der brasilianische Entwurf hingegen von vielen Entwicklungsländern. Sie

hatten das ambitionierte Projekt der grünen Wirtschaft gebodigt und damit einen wichtigen Sieg über die vom hohen Ross urteilenden Industriestaaten errungen. Als Bundesrätin Doris Leuthard am zweiten Gipfeltag mit ihrer Entourage eintraf, war der Schaden bereits angerichtet, und sie konnte nur noch verklausuliert ihre Unzufriedenheit ausdrücken. Die Umweltministerin vertrat die Ansicht,



Enttäuscht: Umweltministerin Leuthard.

dass die formellen Texte weniger wichtig seien, als die «bilateralen Gespräche», in denen man die Kollegen von der Nachhaltigkeit überzeugen könne.

Im Gegensatz zur Bundesrätin machten die in der Schweizer Delegation mitreisenden Umwelt- und Entwicklungshilfeorganisationen keine gute Miene zu dem, aus ihrer Sicht, bösen Spiel. Die Vertreterin der entwicklungspolitischen Lobbyorganisation Alliance Sud, Isolda Agazzi, sass seit der Präsentation des brasilianischen Entwurfs mehr oder weniger konsterniert im Büro der Schweizer Delegation. Auch der in der Schweizer Delegation reisende WWF monierte, die Chance sei grandios verpasst worden, «einen Plan für eine bessere Zukunft der Erde zu schmieden». Für die selbsternannten Freunde der Armen brach eine Welt zusammen, weil ihre selbstbewussten Schützlinge sich über das gut gemeinte westliche Öko-Programm hinweggesetzt hatten.

Das Misstrauen der Entwicklungsländer gegenüber der sogenannten grünen Wirtschaft ist wohl begründet und ergibt aus ihrer Warte Sinn. Nicht zu Unrecht befürchten sie, dass mit übertriebenen Umwelt- und Sozialstandards weitere Handelsbarrieren errichtet werden sollen. Im Westen hat manch eine Regierung den Eindruck, unter dem Stichwort der



Umgedeutete Niederlage: Botschafter Perrez.

Nachhaltigkeit sämtliche Lebensbereiche regulieren zu müssen.

Ein anschauliches Beispiel für dieses Anliegen ist die Nachhaltigkeitsstrategie des Bundesrats, laut eigenem Bekenntnis ein «wichtiger Schweizer Beitrag für die Uno-Konferenz». Über Monate feilte man im Hinblick auf «Rio+20» an dem Papier, das klammheimlich in die Welt gesetzt worden war, ohne irgendeine demokratische Hürde zu nehmen, und sämtliche Politikfelder nach Gesichtspunkten der «Nachhaltigkeit» neu ausrichten möchte. Treibende Kraft hinter dem Papier ist das Bundesamt für Raumentwicklung (ARE), das dem Departement von Doris Leuthard zugeordnet ist. Das medial bisher kaum ausgewertete Papier ist äusserst erhellend.

Vom Musterknaben zum Super-Streber

In der Strategie stellt das ARE (respektive der Bundesrat) fest, dass die Schweiz «in absoluter Hinsicht weit von einem nachhaltigen Zustand entfernt» sei – ganz im Gegensatz zur Wahrnehmung in Rio, wo die Schweiz allenthalben als Musterknabe galt. Doch der Musterknabe will augenscheinlich zum Super-Streber avancieren: Anhand von gegen achtzig gleichberechtigt nebeneinanderstehenden Indikatoren wird gezeigt, wo nach Ansicht des Bundesrats Handlungsbedarf besteht. Darunter fallen Dinge wie die «Lohnunterschiede zwischen Mann und Frau», der «Indikator zum Zustand des Schutzwaldes», die «Phosphorkonzentration im Seewasser» oder die «Gütertransportintensität».

Nicht weniger als vier Indikatoren behandeln das Thema CO₂, das ungeachtet aller Zweifel an den Klimamodellen des Intergovernmental Panel on Climate Change (IPCC) durchdekliniert wird, die in dem Bericht nochmals eins zu eins wiederholt werden. «Es gibt kaum etwas, was wissenschaftlich so anerkannt ist wie die Resultate des IPCC», sagte Daniel Wachter in Rio, als Leiter des Bereichs Nachhaltigkeit im ARE ein massgeblicher Autor der Strategie.

Die willkürlich ausgewählten Indikatoren haben teilweise kaum etwas mit der Lebenswirklichkeit der Schweizer Bevölkerung zu tun. In der ARE-Analyse kommt der Entwicklung des Bruttoinlandsprodukts (BIP) und damit des Wohlstands in der Schweiz das Gewicht von einem Fünzigstel zu. Die fragwürdigen CO₂-Indikatoren wiegen zusammengenommen viermal so schwer.

Doch die Autoren der «Nachhaltigkeitsstrategie» belassen es nicht bei der Analyse. Minutiös wird aufgezeigt, mit welchen bestehenden und neuen Massnahmen der Bundesrat die Nachhaltigkeit in der Schweiz durchsetzen möchte. Neben den alten Bekannten wie der vom Parlament ausgebremsten «ökologischen Steuerreform» tauchen auch neue Instrumente auf. Im Rahmen von «Mobility Pricing» soll die Mobilität verteuert werden, wobei insbesondere eine Reduktion des individualisierten Personenverkehrs beabsichtigt ist. Ferner soll ein «Abbau gesundheitlicher Ungleichheiten» zwischen Einheimischen und Migranten erreicht werden. Auch vor den staatlichen Bildungseinrichtungen macht die Strategie nicht halt. Sie verlangt die «Verankerung der nachhaltigen Entwicklung in der Schweizer Hochschullandschaft». Im Klartext: Durch den Bund werden nur noch Hochschulen anerkannt, die «ein Engagement im Bereich der Nachhaltigen Entwicklung» vorweisen.

Dabei wird der Radius der Staatstätigkeit extrem weit gefasst. In seinem eigentlichen Aufgabengebiet, der Raumplanung, ist das ARE ebenfalls zur Stelle: Der Wohnraum soll «verdichtet» werden. Ebenfalls ist die Rede von einer «Verbrauchsreduktion durch Länder wie die Schweiz». Geplant ist also offensichtlich eine staatliche Rundumplanung sämtlicher Lebensbereiche. Autor Daniel Wachter bestreitet diese Absicht: «In den Lebensbereich des Einzelnen soll nicht eingegriffen werden.» Er verortet seine Strategie des grünen «Social Engineering» gar in der «liberalen Tradition» der Schweiz.

Die Getränke werden in Kartonbechern gereicht – trotz aller Nachhaltigkeitsgelübde.

Wachters Chefin, Bundesrätin Leuthard, beklagte in Rio vor Schweizer Journalisten, dass die Schweizer Bevölkerung mit der Nachhaltigkeit noch nicht sehr warm geworden sei. Sie sprach von «un sentiment mediocre». Auf die Frage, ob es auch noch andere politische Ziele als die Nachhaltigkeit gebe, antwortete sie ähnlich unverbindlich wie das Abschlusspapier: «Die Schweiz hat die Nachhaltigkeit in die Verfassung geschrieben. Die Nachhaltigkeit umzusetzen, bedeutet im Einzelfall immer auch ein Abwägen zwischen den drei Pfeilern der Nachhaltigkeit.» Für die Bilanz des



Voller Erfolg: Brasiliens Präsidentin Rousseff.

Gipfels war ein zweites Treffen der Medien mit der Bundesrätin vorgesehen, doch dieses wurde abgesagt, «weil die Bundesrätin das Kongressgelände bereits verlassen musste». Bilanz zog das Umweltschweizer Departement somit schriftlich. Die Niederlage bei der Grünen Wirtschaft wurde in einen Erfolg umgedeutet: «Grüne Wirtschaft», hiess es, sei «neu auf der Agenda der nachhaltigen Entwicklung».

Wenigstens hat Rio profitiert

Trotz der teilweisen Enttäuschung bereut wohl niemand aus der Schweizer Delegation die Teilnahme am Nachhaltigkeitsgipfel. Von ihrer Mission beseelt, haben die Diplomaten und Beamten teilweise während einer Woche kaum geschlafen. Ob sich die gegen 150 Hotelübernachtungen im «Royal Rio Palace Hotel» (rund 400 Franken pro Nacht), die knapp 30 Interkontinental-Flugtickets und die mehreren tausend im ungemütlichen Kongresszentrum abgesehenen Stunden gelohnt haben, steht auf einem anderen Blatt.

Für Rio und seine Einwohner ist der Uno-Gipfel ein voller Erfolg. Nicht nur bekamen viele von ihnen von der Regierung ein paar Ferientage geschenkt, sie profitierten auch wirtschaftlich. Die Hotels können doppelt so hohe Preise wie üblich verlangen, und auch manche Taxis nehmen es mit dem Einschalten des Gebührenzählers nicht sehr genau. Die Geschäfte laufen prächtig. Die Ausländer zahlen. Am letzten Tag des Gipfels ist auch das Sicherheitsdispositiv praktisch verschwunden. Im Riocentro werden trotz aller Nachhaltigkeitsgelübde Getränke ausschliesslich in Kartonbechern gereicht, und im gigantischen Verpflegungspavillon tropft das Kühlwasser der Klimaanlage von den Decken, während die Tore der Halle weit offen stehen.

Hoch über Rio sieht der «Cristo Redentor», der «Erlöser Christus», amüsiert dem Ökotourismus zu. Bald wird sich die Karawane wieder nach Europa verzogen haben. Der wahre Geist von Rio ist die Lebensfreude. Und die ist nicht immer nachhaltig. ○

«Wollen wir das?»

Italiens Ex-Premier Silvio Berlusconi fordert eine politische Union für Europa, kritisiert den Sparkurs von Angela Merkel und fordert mehr Wettbewerb in seinem Heimatland. *Von Stacy Meichtry*

Signor Berlusconi, Ihre konservative Partei «Volk der Freiheit» ist eine wichtige Stütze der parlamentarischen Mehrheit von Ministerpräsident Mario Monti. Der Premier braucht heute mehr denn je die uneingeschränkte Unterstützung der grossen italienischen Parteien, um seine Agenda verwirklichen zu können. Können Sie garantieren, dass Sie bis zum Ende seiner Amtszeit (April 2013) auf seiner Seite stehen werden?

Die Regierung Monti wurde mit unserer Unterstützung ins Amt gebracht, um das Wirtschaftswachstum anzukurbeln und den Haushalt in Ordnung zu bringen. Sie kann das noch immer schaffen. Premier Monti hat wichtige Massnahmen ergriffen, aber bei den Steuern hat er überzogen und beim Wachstum ist er noch hinterher, ebenso bei den Haushaltskürzungen, beim Arbeitsmarkt und bei der Reform des Justizsystems. In jeder Demokratie muss sich die Regierung der Kontrolle des Parlaments unterwerfen. Wir sind bereit, die Regierung weiterhin zu unterstützen, solange sie im Parlament Gesetze einbringt, die sich nicht gegen unsere Agenda oder gegen die Interessen der Nation richten.

Welche Massnahmen zur Wachstumsstimulierung kann die italienische Regierung realistischergreifen, wenn sie unter dem Druck steht, Finanzdisziplin zu üben und die Staatsverschuldung in Höhe von 1,9 Billionen Euro zurückzuführen?

Länder wie Italien, Spanien und selbst Frankreich sollten die Krise als Chance verstehen, ihre Wettbewerbsfähigkeit zu verbessern. Berlin muss dagegen eine langfristige Solidaritätspolitik praktizieren. Sonst läuft Deutschland Gefahr, mit seinem rigiden Sparkurs auf Grund zu laufen, mit einem Berg von Krediten, die es nie mehr zurückbekommen wird, und ohne einen funktionierenden europäischen Markt. Es geht vor allem darum, diese Krise in den Griff zu bekommen und den Euro zu stabilisieren – aber es ist genauso wichtig und notwendig, Europa zu reformieren. Wir müssen alle etwas aufgeben.

Deutschland gibt in der derzeitigen Krise den Kurs vor, während Regierungen wie die Ihre unter dem Druck der EU zusammengebrochen sind. Glauben Sie, dass die wirtschaftlich schwächeren Länder der

Euro-Zone zu viel von ihrer Souveränität preisgeben?

Überall in Europa haben die Politiker die Auswirkungen der Krise zu spüren bekommen. Einer nach dem anderen haben sie sich den Wählern gestellt und verloren. Wir leben in einer Zeit, in der starke Persönlichkeiten gefragt sind. Europa sollte dem Beispiel

«Eine Währung kann nicht funktionieren, wenn sie nicht auf einer einheitlichen Wirtschaftspolitik gründet.»

Helmut Kohls folgen. Nach dem Fall der Mauer gab es in Deutschland die Wiedervereinigung und Strukturreformen ... Heute appellieren wir an Berlin, sich für die europäische Integration einzusetzen, so wie Kohl für die deutsche Einheit eintrat.

Sie haben einmal angedeutet, dass Italien ohne den Euro besser dastehen würde.

Das war eine Provokation. Das Ausscheiden einzelner Länder aus dem Euro – ja sogar der Zusammenbruch der Euro-Zone – war früher ganz und gar undenkbar. Heute ist alles möglich. Damit dieses Szenario wieder undenkbar wird, müssen wir in die andere Richtung gehen und eine politische Union

schaffen. Die Frage ist, ob wir das wollen. Aus dieser Krise kommen wir nur mit mehr Europa heraus, nicht mit weniger Europa.

Was sind die grössten Schwierigkeiten für Politiker, die diese Krise bewältigen wollen?

Eine Währung kann nicht funktionieren, wenn sie nicht auf einer einheitlichen Wirtschaftspolitik gründet und sich nicht auf eine Zentralbank stützen kann, die für die Schulden der Staaten einsteht und im Notfall Geld druckt ... Ich sehe drei mögliche Auswege. Der erste: Deutschland willigt ein, dass die Europäische Zentralbank als Garantin des Euro fungiert. Die zweite Möglichkeit: Deutschland verlässt den Euro. Und die dritte Möglichkeit: Italien verlässt den Euro, und wir kehren zu unserer alten Währung zurück, was für uns mit zahlreichen Vorteilen verbunden wäre. Zum Beispiel: Eine Abwertung erhöht die Wettbewerbsfähigkeit, kurbelt den Binnenkonsum an und verbilligt den Export in Länder mit stärkerer Währung. Wenn wir aber mit der Politik von Signora Merkel weitermachen, die bislang die Unterstützung von Sarkozy hatte, also mit der Forderung an die Euro-Länder, ihre Staatsschulden abzubauen, dann werden wir am Ende in einer sich verschärfenden Rezessionsspirale landen. Das ist wirklich der falsche Weg.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork
© Wall Street Journal



«Wir müssen alle etwas aufgeben»: Politiker und Unternehmer Berlusconi.

Irland? Vergessen Sie es!

Von der Fussball-EM haben sich die Iren schnell verabschiedet. Dafür erfreuten sich die Reporter an den rotgesichtigen irischen Fans, die «The Fields of Athenry» grölten. Von kaum einem Land Europas gibt es so viele Klischees, die so falsch sind wie diejenigen von der Grünen Insel. Eine Richtigstellung. Von Antje Joel



Die Iren sind die Knuddelalkoholiker Europas.

Irland? Vergessen Sie es! Vergessen Sie, was Sie je in einem rosenmäuligen Reiseführer über die Grüne Insel gelesen haben. Die Grüne Insel? Also bitte, die an gefühlten 353 Tagen alles beherrschende Farbe auf diesem Landklecks weit draussen im Atlantik ist Grau! Vergessen Sie, was Sie sich (mit Hilfe des rosenmäuligen Reiseführers und anderer irrer Geschichtenerzähler) über den Klecks zurechtgeträumt haben: dass es dort zwar meistens regnet. Aber dass der Regen in Irland romantisch ist. Dass die Menschen hier draussen noch freundlich, stets fröhlich und über jedes gewohnte Mass hilfsbereit sind. Ursprünglich irgendwie. Sozusagen naturbelassen. Und dass die Iren nicht zuletzt dieser schönen Naturbelassenheit wegen fast alle wahnsinnig musikalisch sind: Fiedelspielen, Blechflöteblasen, Bodhranschlagen, Riverdancen, das liegt den Iren im Blut. Wie das Geschichtenerzählen und das Guinness-

Saufen. Oder? Vergessen Sie es. Alles Quatsch. Ausser das mit dem Saufen natürlich.

Mehr Geld für Bier als für Bildung

Die Kinder des Papstes, schreibt der irische Wirtschaftswissenschaftler David McWilliams in seinem gleichnamigen Bestseller, geben pro Kopf jährlich rund 1584 Euro für Alkohol aus. Da hält keine Nation auf der Welt mit. Allein für Starkbiere geben die Iren 1,6 Milliarden Euro im Jahr aus. Das sind 20 Prozent des weltweiten Marktes. Und 400 Millionen Euro mehr, als der Staat für die Erziehung und Bildung der Grundschulkinder des Landes pro Jahr übrig hat. Das ist zu merken. Von der ersten Grundschule, die zwei meiner Kinder in Irland besuchten, kamen sie oft in höchster Not heim. Sie brachten es in ihren zwei Jahren dort nicht ein einziges Mal über sich, die Schulklos zu benutzen. Die waren so renovierungsbedürftig

wie das ganze Gebäude. Als in unserem ersten Winter die Temperaturen ein wenig in den Minusbereich fielen, blieb die Schule, wie die meisten im Land, zwei Wochen geschlossen. Sie hatten das Geld für die Heizung nicht. Oder sie erkannten die Schulhäuser endlich als unbeheizbar. Kommt ja aufs selbe raus. Gefroren hatten die Kinder schon vorher.

Wozu braucht Irland auch Schulen? Dieses Land, in dem das Saufen als ehrenhaft gilt. In dem mein 65-jähriger Vermieter sich wie ein Student damit brüsten kann, auch am vergangenen Wochenende seine drei Söhne wieder unter den Tisch gesoffen zu haben. Wozu Bildung für eine Nation, die es geschafft hat, dass die ganze Welt das für drollig hält. Für heilig, originell. Für liebenswert. Irgendwie. Wozu Bildung, wenn sich mit diesem Ruf Millionen Touristen anlocken lassen und sich Geld mit dem Verkauf von T-Shirts mit aufge-

druckten Guinness-Gläsern und Sprüchen wie «Wenn Sie den Träger dieses T-Shirts finden, tragen Sie ihn bitte zurück in den nächsten Pub» machen lässt? Auch die Kinder haben das begriffen: Laut Statistik ist jedes dritte irische Teenagermädchen wenigstens zehnmal im Jahr stockbesoffen. Würden die Statistiker den Schweizern und Deutschen solche Zahlen, ihre eigenen Länder betreffend, um die Ohren hauen, schämten sie sich in Grund und Boden. Die Iren aber sind die Knuddelalkoholiker Europas. Als während der EM neulich Tausende rotgesichtiger irischer Fussballfans im Stadion von Posen den Hungersnot-Klassiker «The Fields of Athenry» grölten, während ihre Mannschaft ein um das andere Tor an die Spanier verlor, schäumte die deutsche Presse vor Rührung: «Danke, Irland! Das waren die schönsten Minuten der EM!» Na dann.

Und was ist mit der vielgepriesenen Freundlichkeit der Iren? Ihrem allseits gerühmten warmen Willkommen den Fremden gegenüber? Ernsthaft? Haben Sie vergessen, dass Irland eine (zumeist graue) Insel ist? Weit, sehr weit draussen im Atlantik. Abgeschottet vom Rest der Welt. Denken Sie an die versteckten Völklein im Amazonasdelta. Wenn bei denen plötzlich Vertreter anderer Kulturen hereinschneien, bittet das Völklein die Fremden mit offenem Herzen auf «Tee und Kekse» herein? Doch höchstens um die Hereingeschnitten auf deren eigene Verdaulich- respektive Verwertbarkeit abzu(s)ch(m)ecken. Na eben. In diesem Sinne: Das irische Synonym für «deutsch» ist «naiv». Hat mir ein Ire erzählt. Wenn ein Ire «Deutsche» hört, hört er: «Extraleicht übers Ohr zu hauen!» Ich weiss nicht, was das irische Synonym für «Schweizer» ist, aber wenn ich manchen Schweizer so froh verträumt über die Insel flanieren sehe, sehe ich keinen vernünftigen Grund zu der Annahme, dass es sich von dem für die Deutschen sehr unterscheidet.

Sorry, Schweizer. Ihr müsst das nicht persönlich nehmen. Es ist einfach nur so, dass die Iren jeden, der nicht in Irland geboren und aufgewachsen ist, für ein bisschen blöde halten. Also, für blöd genug, um von ihnen übers Ohr gehauen zu werden. Er ist ja schon mal blöde genug, zu glauben, dass die Iren freundlich und hilfsbereit sind. Das verschafft ihnen einen enormen Vorteil.

Neulich, als ich mit einem irischen Freund in einem dieser schrecklich finsternen Pubs sass, in die mich in Deutschland keine zehn Pferde gebracht hätten, sprachen wir drüber. Wie die Iren alle anderen und sich gegenseitig immer, bei jeder Gelegenheit versuchen, zu bescheissen. Und dass darum kein Ire dem anderen traut. Nicht im Geringsten. Obwohl (oder auch weil) sie sich doch alle kennen. Und wie diese fortwährende, sich gegenseitige Bescheisserei eine Atmosphäre weit von der legendären Entspanntheit der Iren schafft. Nämlich: ein Allzeit-auf-der-Hut-Sein. «Das ist so anstren-

gend», sagte ich. «Kein bisschen entspannend.» – «Eben», sagte der Freund, «auch darum bin ich ja damals nach Neuseeland gegangen.» Und zwar: Vor dem kurzlebigen Wirtschaftsaufschwung und dann -absturz, von dem die Iren heute behaupten, dass er (zusammen mit den Briten natürlich) ihre einst so gemütliche Insel zu jenem Ganoven-Eldorado verdarb. Als habe es nicht vor Briten und Geld und dann dem erneuten Mangel an Geld schon ein gewisses Arschlochpotenzial gegeben. Der Freund blieb drei Monate auf der anderen Seite der Welt. Dann hatte er, nicht zuletzt über dem Loblied, das die Neuseeländer auf die Grüne Insel sangen, die Wirklichkeit weitgehend vergessen. Die Iren sind keine Kapazitäten in Integration.

Alles ist schön

«Bereicherung durch fremde Kulturen» ist ein Konzept, bei dessen Erwähnung der Ire «Bahnhof» versteht. Auch das muss niemanden überraschen. Irland ist klein. Mit einer Population von knapp fünf Millionen. Weite Teile der Bevölkerung weisen eine Zahnfehlstellung auf, die mir ein Besitzer dieser Fehlstellung einmal als «Inzestfolge» erklärte. Zu Demonstrationszwecken warf er den Kopf in den Nacken, riss den Mund auf und zeigte auf seinen nagetierhaft engen Oberkiefer. Der Mann war Wissenschaftler, er musste es wissen. Er sagte noch, jungen Paaren werde seit ein paar Jahren von der Regierung geraten, sich vor einer möglichen Heirat einem Gentest zu unterziehen. Um die weitere Ausbreitung der Fehlstellung zu unterbinden.

Allein, um eine erfolgreiche Erweiterung des irischen Genpools darf man sich sorgen. Klassenkameraden meines 16-jährigen Sohnes kichern, wenn sie auf Schulbuchseiten einen Menschen mit schwarzer Hautfarbe sehen. Ein polnischer Schüler wurde jüngst von einer irischen Mitschülerin «Ausländer-Bastard» genannt. «Fette Kuh!», schoss der Pole zurück. Einer von beiden wurde rausgeschmissen. Raten Sie mal, wer. Eine irische Bekannte hat Babys aus Russland adoptiert. Mittlerweile sind es zwei junge Teenager mit fast ausschliesslich irischer Geschichte und klangreinem irischen Akzent. Und doch, seit die Mitschüler Wind bekamen, dass die beiden nicht «reine Iren» sind, machen sie den «Russen-Ärschen» das Leben zur Hölle. Ihrer irischen Mutter natürlich auch. Wenn das so weitergeht, werden die Iren in ferner Zukunft trotz guten Zuredens des Familienministeriums wie Kaninchen aussehen. Macht nix. Wir anderen, Blöden, finden auch das dann noch schön.

Alles, was Irland ist, ist schön. Und romantisch. Irgendwie. Alkoholismus, enge, kurvige und mit Schlaglöchern perforierte Strassen, der Regen, die Tatsache, dass siebzig Prozent der Bevölkerung über vierzig kaum noch Zähne im Mund haben oder kaninchenhaft eng nebeneinander. Und natürlich! Die komi-

sche Musik. Diddel di diddel di dainden da, diddeldidaindenda – ja, das geht in die Beine. Und wenn man es lange genug hört, schlägt's einem auch aufs Gehirn. Natürlich, es gibt ganz anders klingende irische Sänger und Bands: Imelda May, Cathy Davey, Jerry Fish & The Mudbug Club. Doch die sind jenseits von Irland kaum einem bekannt. Stattdessen scheint es eine globale Vereinbarung darüber zu geben, traditionell irische Musik prima zu finden. Ich gehe jede Wette ein, dass die leidenschaftlichen Liebhaber dieser ewig gleich gefiedelt-geflöteten *jigs and reels* keine glühenden Verfechter der eigenen Volksmusik sind. Die finden sie sicher dröge und spießig. Das ist sie ja auch. Die Iren aber haben das Kunststück fertiggebracht, ihr Psycho-Gediddel in die ganze Welt hinauszukatapultieren und zu eta-



«Danke, Irland!»: Fans an der EM.

blieren. So wie die *Irish pubs*. In diesen barockhölzernen Katakomben forciertes Geselligkeit von Zürich Zentrum bis Berlin Mitte ist Spiessbürgertum plötzlich en vogue. Warum?

Warum will man den Iren mehr nachsehen, als man bereit ist, anderen nachzusehen? Muss man doch nicht. Muss weder die verstaubte Geselligkeit, die sie exportieren, verklären noch ihre kaputten Strassen und Zähne, und auch nicht das Saufen und den Regen. Schon gar nicht ihren enervierenden Hang zu Bescheissereien. Zu viel Nachsicht mit Menschen zu haben, bedeutet: sie nicht ernst zu nehmen. Bedeutet: sie so zu sehen, wie wir sie gerne hätten. Statt so, wie sie tatsächlich sind. Verklärung mag den Verklärten gefallen. Zur Entwicklung verhilft sie ihnen nicht.

Antje Joel ist freischaffende Autorin und Journalistin. Die Deutsche lebt seit August 2008 in Irland und schreibt unter anderem für *Annabelle*, *Beobachter Natur* und *Die Welt*.



Blutige Wegmarke

Im Namen Gottes schlugen sich reformierte und katholische Schweizer die Köpfe ein. Der Bruderkrieg von Villmergen 1712 brachte die Eidgenossenschaft an den Rand der Auflösung. Die Spannungen hielten bis ins 20. Jahrhundert an. *Von Jürg Stüssi-Lauterburg*

Man nehme einen Fünfliber zur Hand und zähle die Sterne, welche den Rand zieren. Sie erinnern an die Alte Eidgenossenschaft der Dreizehn Orte, an ein Geflecht von freiheitlichen und obrigkeitlichen, von aristokratischen und demokratischen Fäden. Immerhin waren die Eidgenossen republikanisch genug, den Amerikanern der Revolutionszeit als Vorbild zu dienen. Patrick Henry erklärte am 7. Juni 1788 in der Virginia Convention: «[...] diese tapferen Republikaner haben ihr Ansehen sowohl ihrem Todesmut wie der Klugheit ihrer genügsamen und haushälterischen Politik zu verdanken. Lasst uns ihrem Beispiel folgen und ebenso glücklich werden.»

Die Dreizehn Orte hatten alle Untertanen. Dazu kam der Schutz von feudalen geistlichen Staatswesen. Die grösste dieser geistlichen Monarchien war die Fürst-

abtei Sankt Gallen, deren Existenz nur schwer mit jenen eidgenössischen Werten vereinbar war, wie sie die Symbolfigur Wilhelm Tell im Zeughaus in Bern und am Zürcher Rathaus so deutlich illustrierte und noch immer illustriert.

Blockaden und ein militärisches Gleichgewicht führten zu einer Konservierung der eidgenössischen Ordnung, die von 1531 bis 1712

nie überwunden wurde. Die Katholiken siegten 1531 bei Kappel und 1656 bei Villmergen, waren aber für den Versuch einer gewaltsamen Rekatholisierung der ganzen Eidgenossenschaft zu klug, zu schwach oder beides. Das Toggenburg blieb konfessionell geteilt.

Strategisch hatten die katholischen Kantone den entscheidenden Einfluss über einen Korri-



Angriff auf Sins: Die Fünförtischen werfen die Berner am 20. Juli 1712 aus dem Dorf (Ölgemälde von Johann Franz Strickler).

dor zwischen Sins und Zurzach. Der Korridor verschaffte den Fünf Orten Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug strategischen Anschluss ans Ausland und trennte gleichzeitig Zürich und Bern. Entsprechend klar war die zürcherische und bernische Strategie stets darauf gerichtet, den katholischen Korridor zu durchbrechen und einen reformierten Querriegel zu erkämpfen. Die entscheidenden beiden Schlachten von Villmergen von 1656 und 1712 wurden in diesem katholischen Korridor und um diesen katholischen Korridor geschlagen.

Der Goldene Bund der Katholiken

Das gegenseitige Misstrauen der beiden Konfessionen war so gross, dass beide gegen die jeweils andere gerichtete Bündnisverträge erwogen, von denen der Goldene Bund der Katholiken der wichtigste war. Diesem – seinem Patron nach auch «der Borromäische» genannten – besonderen Bund der Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn von 1586 trat nach der Appenzeller

Landesteilung auch Appenzell Innerrhoden und nach der verfassungsmässigen Teilung des Kantons Glarus 1655 auch «Katholisch Glarus» bei. Im gleichen Jahr emigrierten aus dem schwyzerischen Arth einige auch Nikodemiten



beziehungsweise von ihren katholischen Nachbarn Hummel genannte Reformierte nach Zürich. Andere – im Kanton Schwyz gebliebene – Nikodemiten wurden dort unterdrückt, in ganz wenigen Fällen gar hingerichtet. Das gab im Januar 1656 Anlass zum dritten von vier Konfessionskriegen der Alten Eidgenossenschaft, dem Ersten Villmergerkrieg. Zürich und Bern kämpften getrennt und verloren getrennt: Vor Rapperswil wurde der belagernde Zürcher General Johann Rudolf Werdmüller, wie es Volksmund und Literatur überliefern, «zur Müllerin heimgeschickt». Im Himmelrych, so der mit den Ereignissen seltsam kontrastierende Flurname des ersten Schlachtfeldes von Villmergen, verlor Werdmüllers Berner Kollege und Rivale Sigismund von Erlach gegen das Innerschweizer und Luzerner Heer Christoph von Pfylfers. So waren insgesamt gegen 2000 Todesopfer zu beklagen, vorwiegend Soldaten, aber auch einige Zivilisten – von den Verwundeten und den materiellen Schäden ganz zu schweigen –, bevor es im März zum Frieden kam, der die Lage vor dem Kriege bestätigte.

Stadt gegen Land

Die Stimmung in der Eidgenossenschaft war denkbar schlecht. Zu der im Bauernkrieg 1653 sichtbar gewordenen sozialen und geographischen Bruchlinie bäuerliches Land gegen mehr oder weniger aristokratische Städte war keine drei Jahre danach erneut der alte konfessionelle Gegensatz getreten, der nach wie vor unüberwindbar schien, wenngleich er im Ausland nicht mehr dieselbe Rolle spielte wie noch in den Anfangsjahren des Dreissigjährigen Krieges.

Die Erfahrung des Unglücks, welches dieser europäische Krieg über andere Völker gebracht hatte, hatte immerhin zu einem Zusammenrücken geführt, wovon die ersten eidgenössischen Wehrverfassungen von Wil und Baden 1647 und 1668 zeugen. Aussenpolitisch festigte sich die Neutralität, die spätestens von 1638 an auch mit diesem Namen versehen worden war. Die Toggenburger aber konnten sich nicht wie seinerzeit im 15. Jahrhundert die Appenzeller von der Herrschaft des Abts emanzipieren, weil dessen eidgenössische Schirmorte dies verhinderten. Nun spielte aber ihr Herr mit dem Feuer.

Der Vertrag, den 1702 der Abt von Sankt Gallen Leodegar Bürgisser mit Kaiser Leopold I. schloss (Leopold liefert dem Abt auf dessen Begehren Hilfstruppen von bis zu 4000 Mann), war eine Provokation der Schirmorte Schwyz und Glarus, ja der Eidgenossenschaft generell. Die Toggenburger strebten nach Autonomie. 1707 hielten Schultheiss, Ammann und Gemeiner Landrat die politische Gewalt in Händen. Der Abt spielte die konfessionelle Karte aus, konnte den Schirmort Schwyz auf seine Seite ziehen. Auf diesem Weg war allerdings

Bruderkriege Villmergen I / II

Zahlen und Fakten

Mehr als 10 000 Mann, primär der Fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug, werden von rund 8500 Bernern und Verbündeten bei Dintikon besiegt.

Folgen und Bedeutung

Der Sieg ermöglicht den reformierten Zürich und Bern im Frieden von Aarau, eine von ihnen beherrschte territoriale Verbindung über das untere Freiamt und Baden zu realisieren und den seit den Kappeler Kriegen von den Fünf Orten beherrschten katholischen Korridor von Luzern an den Hochrhein zu durchbrechen. Die strategische Vorherrschaft in der Schweiz ist damit reformiert.

Chronologie der Ereignisse

1531: Huldrych Zwingli fällt in Kappel. Katholische Dominanz in der Alten Eidgenossenschaft für fast 200 Jahre.

1655/56: Schwyz begegnet reformatorischen Regungen in Arth mit Repression, Zürich und Bern reagieren mit Krieg gegen die Fünf Orte, scheitern aber vor Rapperswil und bei Villmergen.

1702: Abt Leodegar Bürgisser von St. Gallen geht mit Kaiser Leopold I. gegen Toggenburger Freiheitsbestrebungen vor.

1712: Zürich und Bern durchbrechen im Aargau den katholischen Korridor. Der Friede stösst in den Fünf Orten auf Widerstand, der Krieg bricht erneut aus.

20. Juli 1712: Sieg des nachmaligen Nidwaldner Landammanns Johann Jakob Achermann über die Berner bei Sins.

25. Juli 1712: Entscheidender Sieg des nachmaligen bernischen Schultheissen Samuel Frisching über die Fünf Orte in der Zweiten Schlacht bei Villmergen.

11. August 1712: Zweiter Frieden von Aarau, Kirchturmpolitik: Eine Linie vom Oberlunkhofer Kirchturm zum Galgen von Fahrwangen trennt das untere Freiamt (Zürich und Bern) vom oberen.

1847: Sonderbundkrieg; alle am Krieg von 1712 teilnehmenden Staatswesen treten je auf derselben Seite noch einmal an.

Ausflugstipp

Loretokapelle Ennerberg (Buochs NW), Darstellung des Gefechts von Sins, 1712

ein Krieg nicht zu vermeiden, und so brach denn 1712 auch tatsächlich Krieg aus.

Zürich, Bern und die Toggenburger zogen vor Wil, das politische Zentrum der Abtei. Der Abt floh. Bern hatte durch eine amphibische Operation den katholischen Korridor am Unterlauf der Aare durchbrochen. Eine gemeinsame Zürcher und Berner Operation gegen Mellingen führte am 22. Mai 1712 dort zum Erfolg. Der diplomatische Versuch, die Berner dazu zu bringen, wenigstens die Neutralität Bremgartens anzuerkennen, scheiterte. Diese Anerkennung hätte ja die Erhaltung eines Rumpfkorridors bedeutet, und diesen zu zerstören, musste für Zürich wie Bern erstes Kriegsziel sein. So kam es zur Schlacht, der



Bildlegende Titel: Abt Bürgisser von St. Gallen.

Staudenschlacht bei Fischbach-Göslikon – Bern gewann. Es mögen rund 500 Tote geblieben sein. Darauf folgten die Kapitulation von Bremgarten, ein evangelischer Kriegsbrückenschlag bei Dietikon über die Limmat, die Kapitulation von Baden in die Hände der Zürcher und Berner am 1. Juni und die Schließung der dortigen Feste Stein.

Der Krieg wird hart geführt

Der erste Friede von Aarau durchbrach den katholischen Korridor zugunsten der Reformierten, räumte Baden, Mellingen und Bremgarten sowie die Unteren Freien Ämter Zürich und Bern ein. Dieser erste Aarauer Friede fand keine Unterstützung beim Volk in den Fünf Orten, die Mehrheiten wollten vielmehr im Juli 1712 den Kampf fortsetzen. So nahm der Krieg auf der ganzen Linie seinen Fortgang, in der Gegend der Hüttenschanze etwa und vorher schon durch den Angriff auf Sins. Die Fünförtischen, welche bei Gisikon die Reuss

überschritten, um in den Rücken der Berner bei Sins zu kommen, warfen die bernische Besatzung am 20. Juli 1712 aus dem Dorf. An den Sieg des Nidwaldner Hauptmanns und späteren Landammanns Johann Jakob Achermann erinnert noch heute das Gemälde in der aus diesem Anlass gestifteten Loretokapelle von Ennerberg (Buochs NW).

Die geschwächten Berner räumten Muri und gingen über Villmergen hinaus zurück. Hier, auf der von einem Höhenzug beherrschten und durch die sehr viel Wasser führende Bünz begrenzten, Langelen genannten Ebene, fiel am 25. Juli 1712 die Entscheidung. Der linke Flügel der angreifenden Berner hatte zunächst Erfolg. Der durch Villmergen hindurch vorgehende linke Flügel der Katholiken warf jedoch den rechten Flügel der Evangelischen nach hinten; die evangelische Niederlage schien sich abzuzeichnen. Ein Flankenangriff mit frischen Kräften von Westen her ermöglichte es dem 74 Jahre alten Berner Kriegsratspräsidenten (und nachmaligen Schultheissen) Samuel Frisching, die eigene Front zu entlasten, ja seinerseits mit dem Gros des Heeres zum Angriff auf die durch stundenlangen Kampf ermüdeten Katholiken überzugehen, der in einem kompletten Sieg mündete. Die Toten zählten sich bei den Bernern nach den Hunderten, 2000 Tote waren auf Seiten der Fünförtischen zu beklagen, zu denen die in der Bünz Ertrunkenen zu rechnen sind. Die Schlacht wurde zunächst präziser «Schlacht bey Dinticken auf der Langelen» genannt, aber der bereits von 1656 her bekannte Name «Villmergen» wurde auf die Schlacht von 1712 übertragen, und dabei blieb es in der Folge.

Das Ergebnis der Schlacht und die Fortsetzung der Operationen gegen Zug, nach Rapperswil, ins Gaster und an den Walensee sowie gegen Engelberg waren keine Voraussetzungen für eine Fortsetzung des Krieges, so dass zu Aarau am 11. August 1712 der zweite Friede geschlossen wurde. Neu kamen Rapperswil und Hurden unter Zürcher und Berner Herrschaft. Bern erhielt Anteil an den gemeineidgenössischen Vogteien, an denen es bis dahin nicht beteiligt gewesen war. Die mit dem Lineal gezogene Linie zwischen dem Kirchturm von Oberlunkhofen und dem Galgen von Fahrwangen, welche hinfort die Oberen von den Unteren Freien Ämtern trennte, markiert den Tiefpunkt schweizerischer Kirchturmpolitik.

Der Krieg war mit Härte geführt worden. Eine den Museen Maur ZH gehörende zeitgenössische Schilderung schreibt beispielsweise über ein Scharmützel um die Reussfähre von Windisch: «Als die Katholischen [von Baden] nach Gebenstorf kamen, haben sie die Häuser der Reformierten geplündert [...]. Darauf zogen sie nach dem Fahr, schnitten daselbst das Seil ab, schossen stark über die Reuss [...] und erlegten eine [Person] von Brugg, worauf die Berner [von] Königsfelden und Brugg auch

Lärmen machten, die Garnison [...] herzuellte und auf den Feind kanonierte, 3 Offiziere und 3 Gemeine erlegte und den Feind wiederum auf Baden zurücktrieb. [...] Darauf (haben) die Berner der Katholischen Häuser zu Gebenstorf zur Revanche auch geplündert.» Wunden solcher Kriege verheilen langsam.

In verschiedenen der unterlegenen Kantone kam es zu inneren Unruhen, vielleicht am heftigsten in Luzern, wo der Wirt Hans Jakob Petermann aus Root am 21. September 1712 geköpft wurde. Petermann hatte den politisch Unzufriedenen Zusammenkünfte in seinem Gasthaus erlaubt, er wurde hingerichtet, um Emanzipationsregungen der Landschaft gegen die städtische Aristokratie eine klare Grenze zu setzen.

Der von den Siegern diktierte Friede schloss eine baldige innere Versöhnung aus und zwang jedermann zur wachsamsten Vorbereitung des nächsten Waffengangs, der glücklicherweise nie kam. An militärischen und diplomatischen Vorbereitungen fehlte es keineswegs. Der französische Ambassador




In verschiedenen der unterlegenen Kantone kam es zu inneren Unruhen.







Charles-François de Vintimille du Luc fischte im Trüben und schloss am 9. Mai 1715 mit den Fünförtischen und dem Wallis einen Beistandspakt mit dem Ziel, das Ergebnis des Krieges zu korrigieren. Der seiner geheimen Aufbewahrung in einer Blechdose wegen so geheissene «Trucklibund» blieb ohne grössere praktische Folgen, weil Frankreich nach eigenen langen Kriegen allzu erschöpft war und die Krone nach dem Tod Ludwigs XIV. am 1. September 1715 auf den fünfjährigen Ludwig XV. überging, was aussenpolitischen Aktivismus zunächst dämpfen musste.

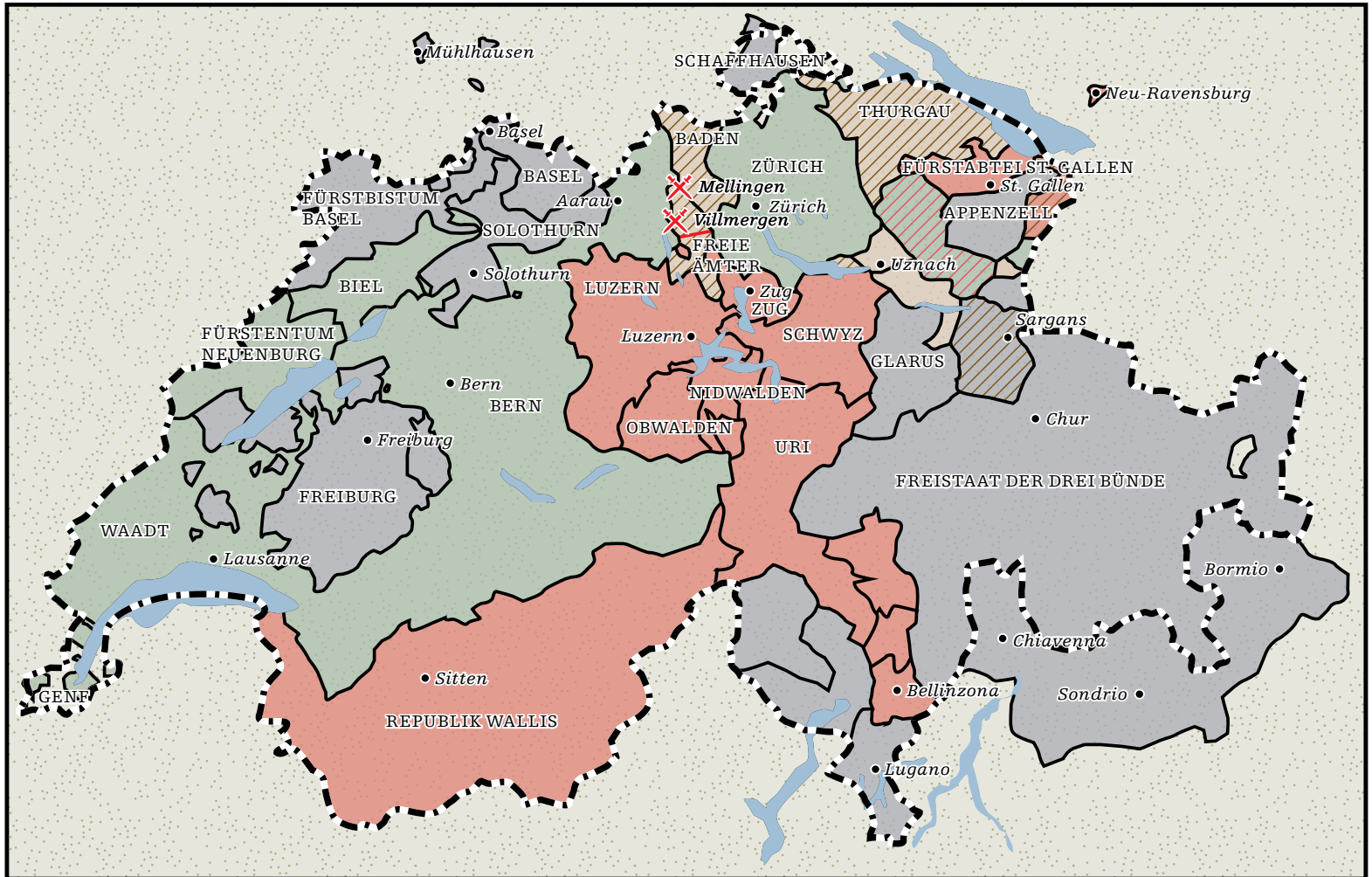
Der Abt hatte durch seine Strenge gegenüber den nach Freiheit strebenden Toggenburgern den Krieg mit verursacht. Nun mochte er sich von seinem Exil jenseits des Bodensees aus nicht einmal mit einem Frieden abfinden. So starb Leodegar Bürgisser, ohne seine Abtei wiedergesehen zu haben, 1717 in Neuravensburg. Nachfolger Joseph von Rudolphi fügte sich ins Unvermeidliche, schloss 1718 Frieden mit den Siegern und erhielt die Herrschaft und einen Teil der Beute zurück. Ein anderer Teil der Beute – darunter insbesondere der Sankt Galler Erd- und Himmelsglobus – bewegte die Gemüter in der Eidgenossenschaft, wenigstens in Zürich und in Sankt Gallen, noch bis in die jüngste Vergangenheit. Das Original steht heute im Landesmuseum, eine vom Kanton Zürich bezahlte getreue Kopie als Folge bundesrätlicher Vermittlung seit 2009 in Sankt Gallen.

Das Toggenburg kam auch nach dem Friedensschluss von 1712 nie mehr definitiv zur

DIE EIDGENOSSENSCHAFT WÄHREND DES 2. VILLMERGERKRIEGES 1712

-  Schlachtplatz
-  Teilung der Freien Ämter
-  Heutige Schweizer Grenze

-  Bern und Zürich mit Verbündeten
-  Fünf katholische Orte mit Verbündeten
-  Bis Mitte Mai von einer Seite besetzte Gemeine Herrschaften
-  Neutrale Orte, Zugewandte, Gemeine Herrschaften
-  Grafschaft Toggenburg
-  Vom Aarauer Frieden betroffene Gemeine Herrschaft



Der blutigste innereidgenössische Krieg: katholische Orte gegen Bern und Zürich.

Ruhe. Es kam sogar zu weiteren, gelegentlich blutigen Auftritten, wenn auch nicht mehr in Form eines Krieges. Die Entlassung der Toggenburger in die Unabhängigkeit durch den letzten äbtischen Landvogt, Karl Müller von Friedberg, am 1. Januar 1798 beendete schliesslich die Herrschaft des Abtes im Tal, bildete aber nur noch eine Episode im Gesamtzusammenhang des Übergangs des Jahres 1798, einer Kombination von helvetischer Revolution und französischer Invasion.

Vorherrschaft Zürichs und Berns

In der Eidgenossenschaft leitete die militärische Entscheidung von 1712 die Vorherrschaft der reformierten Orte Zürich und Bern ein, eine Stellung, welche die beiden Kantone unter völlig veränderten Verhältnissen ja bis heute in haben behaupten können. Der Preis war eine anhaltende Missstimmung. Gegensteuer gegeben haben zunächst von gutem Willen beseelte Einzelne, von 1762 an dann die Helvetische Ge-

sellschaft von Schinznach Bad und später von Olten aus. Nicht einmal die Revolutionszeit, die französische Invasion der Schweiz und die umgestaltende Hand Napoleons vermochten die alten Gegensätze vollständig zu erodieren. Noch im Sonderbundskrieg von 1847 kämpften, neben neuen Kantonen, alle Staatswesen, die 1712 gekämpft hatten, wieder mit. Wer 1712 auf der einen oder anderen Seite angetreten war, fand sich 1847 neben denselben Mitstreitern wieder. Nicht einmal der Sieg wechselte das Lager, wenn auch General Guillaume-Henri Dufours gebremste Gewalt, die zwischen Zentralisierung und Kantonsouveränität masshaltende Verfassung von 1848 und die einsetzende Industrialisierung, verbunden mit dem verstärkten Zusammenwachsen der Schweiz, die Erinnerung an den alten Hass verblassen liessen. Seit 1891 sitzen Vertreter – und in der jüngeren Vergangenheit auch Vertreterinnen – beider grosser politischer Familien, die doch einige ihrer Wurzeln noch im

konfessionellen Zeitalter haben, gleichzeitig im Bundesrat. Es bleibt die Erinnerung an einen Konflikt, der die Eidgenossenschaft näher an die Auflösung führte als manche Auseinandersetzung vorher und danach. Ein Villmerger Denkmal, ein grauer Gedenkstein verkündet eine Lehre des blutigsten unserer innereidgenössischen Kriege:

AUF DEN FLUREN DIESER GEMEINDE
ANNO *1656* IM HIMMELRYCH
ANNO *1712* IN DEN LANGELN
SCHLUGEN SICH EIDGENÖSSISCHE
BRÜDER UM IHRES GLAUBENS WILLEN
LASST UNS HEUTE IHRER
IN LIEBE GEDENKEN
UND LASST UNS NIE
MÜDE WERDEN ZU VERSÖHNEN
WO IMMER ENTZWEIUNG DROHT
DAS WALTE GOTT
VILLMERGEN IM JAHRE *1959*

Nächste Folge: Burgunderkriege

Die weisse Insel

Ein Flecken für hängengebliebene Hippies, Spielplatz für schöne Frauen und reiche Männer, die dichteste Ansammlung der grössten Nachtclubs – so kann man Ibiza beschreiben. Oder als Ort mit geheimnisvollen Kräften, von dem man nicht mehr wegkommt. Von Mark van Huisseling und Marc Wetli (Bilder)

Bevor man das erste Mal ankommt, hat man grosse Erwartungen. Man erwartet zum Beispiel eine «super hedonistische Partydestination», weil man diese Beschreibung in Zeitschriften gelesen hat. In *Vanity Fair* etwa wurde Ibiza als Mischung aus Las Vegas und Goa beschrieben (Las Vegas wegen der Nachtclubindustrie, Goa wegen der Hippie-Vergangenheit); abgewertet – oder aufgewertet, je nachdem, was man für eine Weltanschauung hat – durch lose europäische Sexualmoral plus lahmes Vorgehen spanischer Politiker und Polizisten gegen Drogen (bei dem Übernamen «La Isla Blanca», die weisse Insel, denken heute wenige an Salz, das in Las Salinas im Süden der Insel gewonnen wird). Oder man hat von «geheimnisvollen Kräften» gehört, die ausgehen sollen von dem Felsen Es Vedra, der vor der Westküste im Meer liegt und der der letzte Teil von Atlantis sein soll et cetera. Mit solchen Bildern im Kopf tritt man aus dem Flughafen.

Während man in der Schlange steht vor dem Taxistand, falls zeitnah ein Flieger aus London, Manchester oder Birmingham gelandet ist, trifft man Engländer, oft in *fancy dresses* (Männer in Morphsuits, einer Art Strumpf für den Körper inklusive Kopf, oder Tutu, Frauen in wenig Kleidung) und noch öfter in *high spirits* (betrunken). Von 1,5 Millionen Touristen, die jährlich nach Ibiza reisen, sind die Hälfte Briten. Die gute Nachricht: Man bekommt wenig mit von ihnen, ausser man hat ein Hotelzimmer oder eine Wohnung in San Antonio an der Westküste. Ferner fallen einem viele Reklameplakate auf für Auftritte von Discjockeys in sogenannten Superclubs, Tiësto im «Amesia» oder Carl Cox im «Space» und so weiter.

Doch sonst kommt einem alles recht spanisch beziehungsweise normal vor – der Himmel ist blau; die Erde rötlich, weil tonhaltig, oder braun, weil verbrannt; die Luft ist warm (meistens um, selten über 30 Grad); es gibt Palmen, die hier im Grunde nicht hingehören (der ibizenkische Baum ist der Mandelbaum), und das Meer hat jede Farbe von Aquamarin bis Türkis, schliesslich ist es an wenigen Orten schöner als in diesem Teil der Welt. In der Stadt Ibiza, katalanisch Eivissa, gibt es in ziemlich uneinheitlichem Baustil zur Mehrheit neuere Häuser, vor denen breite, teilweise mit Fliesen belegte Trottoirs verlaufen, wie in irgendeiner

spanischen Kleinstadt. Zudem zu viele Motorroller mit Lenkern, die zu schnell fahren. Und, zum Glück, kaum Überbauungen in der Art, wie sie an der Costa Brava oder del Sol vorkommen, die einem in den Augen weh tun.

Partys dauern lange

Ibiza kann auch so beschrieben werden: Mit einer Fläche von 527 Quadratkilometern ist sie die drittgrösste Insel der spanischen autonomen Region Balearn (nach Mallorca und Menorca), liegt 90 Kilometer von der spanischen Küste entfernt, ungefähr auf dem Breitengrad Barcelonas. Sie ist die grösste der Inseln, die die Pityusen bilden (dazu gehören das südlich liegende Formentera sowie mehrere kleine, unbewohnte Felseninseln). Der Felsen, aus dem Ibiza besteht, tauchte vor 155 Millionen Jahren aus dem Meer auf, das Gestein ist wenigstens 75 Millionen Jahre, in denen geologisch gesehen wenig passierte, älter. Nach der Kreidezeit, als der afrikanische und eurasische Kontinent zusammentrafen (und Ibiza Teil einer Felsenkette, die von Südspanien bis zum heutigen Mallorca reichte, war), wirkten Kräfte auf die Landmassen ein – die Inselgruppe der Balearn brach ab (Quelle: «A History Buff's Guide to Ibiza» von Emily E. Kaufman).

Springt man 154,996 Millionen Jahre nach vorne, kommt man an bei den Ureinwohnern (iberische Hirten); danach besetzten Krieger fast jedes in der Region wichtigen Volkes die Pityusen kürzer oder länger: Phönizier, Römer, Vandalen (5. Jahrhundert nach Christus, nicht spätes 20./frühes 21. Jahrhundert), Mauren (Ibiza war 500 Jahre muslimisch – «Yabisa», die Trockene), Katalanen, Königreich Mallorca und schliesslich, vom 16. bis in das 19. Jahrhundert, ibizenkische Korsaren (Piraten; ihretwegen wurde unter Philipp II. die Mauer gebaut, die die Altstadt Dalt Vila umschliesst). Dalt Vila mit ihren sieben oder so Stadtpalästen aus Stein, der vom Festland und anderen Inseln gebracht wurde, sowie den vielen kleinen Würfel-Häusern, von denen die grossen Bauhaus-Architekten beeindruckt waren, aus Muschelkalk, den man im Meer vor Ort abbaute, ist seit 1999 Unesco-Weltkulturerbe, und die Mauer darum herum wurde (und wird) vollständig restauriert.

An einem Freitag im Juni sitzt Rossetta «Pacha Princess» Montenegro im «Sa Calma»,



Tag unter der Sonne: am Hafen von Ibiza-Stadt.



trinkt Wasser und hat eine Sonnenbrille mit blauen Gläsern auf. Sie ist seit einer Stunde wach, es ist 13.45 Uhr, und antwortet auf die Frage, wie es gehe: «Ich bin noch am Leben» (donnerstags findet im «Pacha» die «F*** Me I'm Famous»-Party von David Guetta statt, Partys dauern lange, «After Hour»-Veranstaltungen wurden vor einigen Jahren von den verantwortlichen Beamten verboten). Sie ist zuständig für die sogenannten VIP-Reservierungen im «Lio», einem Restaurant, und «Pacha», dem Nachtclub, beide in Ibiza Nueva, am neuen Hafen, wo auch das «Sa Calma» liegt. Vor vierzig Jahren zog sie vom Festland hierher – und ging nicht mehr weg. Sie arbeitete in der Freiluftdiskothek «Ku» (heute eine geschlossene Anstalt mit Namen «Privilege» und mit Platz für 10 000 Besucher grösster Klub der Welt, Eintrag im Guinness-Buch der Rekorde), die damals Treffpunkt des internationalen Jetsets war, steht bei Wikipedia. Was die Insel zu dieser Zeit ausserdem war: Ziel für Mitglieder der neuen Jugendbewegung, die man Hippies nannte (der Jetset und die Hippies lebten nebeneinander, miteinander sogar, weil es eine Schnittmenge gab).

««Pacha» ist kein Nachtclub, es ist eine Philosophie», sagt Rossetta, die in den siebziger Jahren Ricardo Urgell («weltweit grösster Experte für schweisstreibende Nächte», *Brand eins*) kennenlernte, der damals gerade das «Pacha» eröffnet hatte und es seither betreibt. Seit über 23 Jahren arbeitet sie für ihn respek-

Was die Insel vor vierzig Jahren ausserdem war: Ziel für Mitglieder der neuen Jugendbewegung.

tive seine besten Gäste. Wenn man sie fragt, ob sie genau beschreiben könne, was sie meint (««Pacha» ist kein Nachtclub, es ist eine Philosophie»), bekommt man den Eindruck, wer in das «Pacha» gehe, lebe ab sofort in einer Welt, wo es nur schöne und/oder berühmte Menschen gibt, die einander und vor allem sich selber mögen sowie eine gute Zeit haben.

100 Strände, 1500 Restaurants

Es ist Aufgabe einer Public-Relations-Frau, ein solches Bild zu malen, klar. Doch nach einem Augenschein an einer «Flower Power»-Party im August vergangenen Jahres kann man berichten, dass der Entwurf nicht falsch ist. *¿Por qué no?* Die Gäste haben Ferien, verbringen Tage unter der Sonne an einem der hundert Strände der Insel oder auf einem Boot, essen in einem der 1500 Restaurants (davon sind 500 gut oder besser); die Mehrheit der schönsten Mädchen der Welt sind hier (allenfalls in Saint-Tropez, obwohl das mehr was ist für Juli), und die Geschichte mit der losen europäischen Sexualmoral plus dem lahmen Vorgehen spanischer Politiker und Polizisten gegen illegale

Drogen ist ebenfalls nicht frei erfunden (Haftungsausschluss: Ich war Gast von Carlos Martorell, einem Public-Relations-Unternehmer aus Barcelona, hielt mich im VIP- sowie Super-VIP-Bereich auf; plus konnte den privaten Eingang benutzen – möglich, dass es anders ist, wenn man erst draussen vor der Tür ansteht und dann drinnen vor Bar und Tanzfläche, mit 3000 anderen Besuchern).

Sonne, Sangria, Immobilienblase

Spanien verbindet man zurzeit nicht bloss mit Sonne, Sangria und Ferien, sondern auch mit *crisis*, mit Immobilienblase (geplatzt), Banken ohne Geld (dafür Schulden) und Sorgen (ein Viertel der Menschen ohne Arbeit). Der wohlmeinende Begriff, den Politiker der regierenden konservativen Partei für die Lage brauchen, ist *situación actual*. Doch die macht Freude hier, so sieht es aus: Hotels und Ferienhäuser sind voll während der Saison (bereits an Pfingsten war man ausgebucht). Gute Tische, besonders grössere, seien im «Pacha» und «Lio» nicht mehr zu bekommen für Juli und August, sagte Rossetta Montenegro, bevor sie ging (um vorzuschlafen vor der kommenden Party-

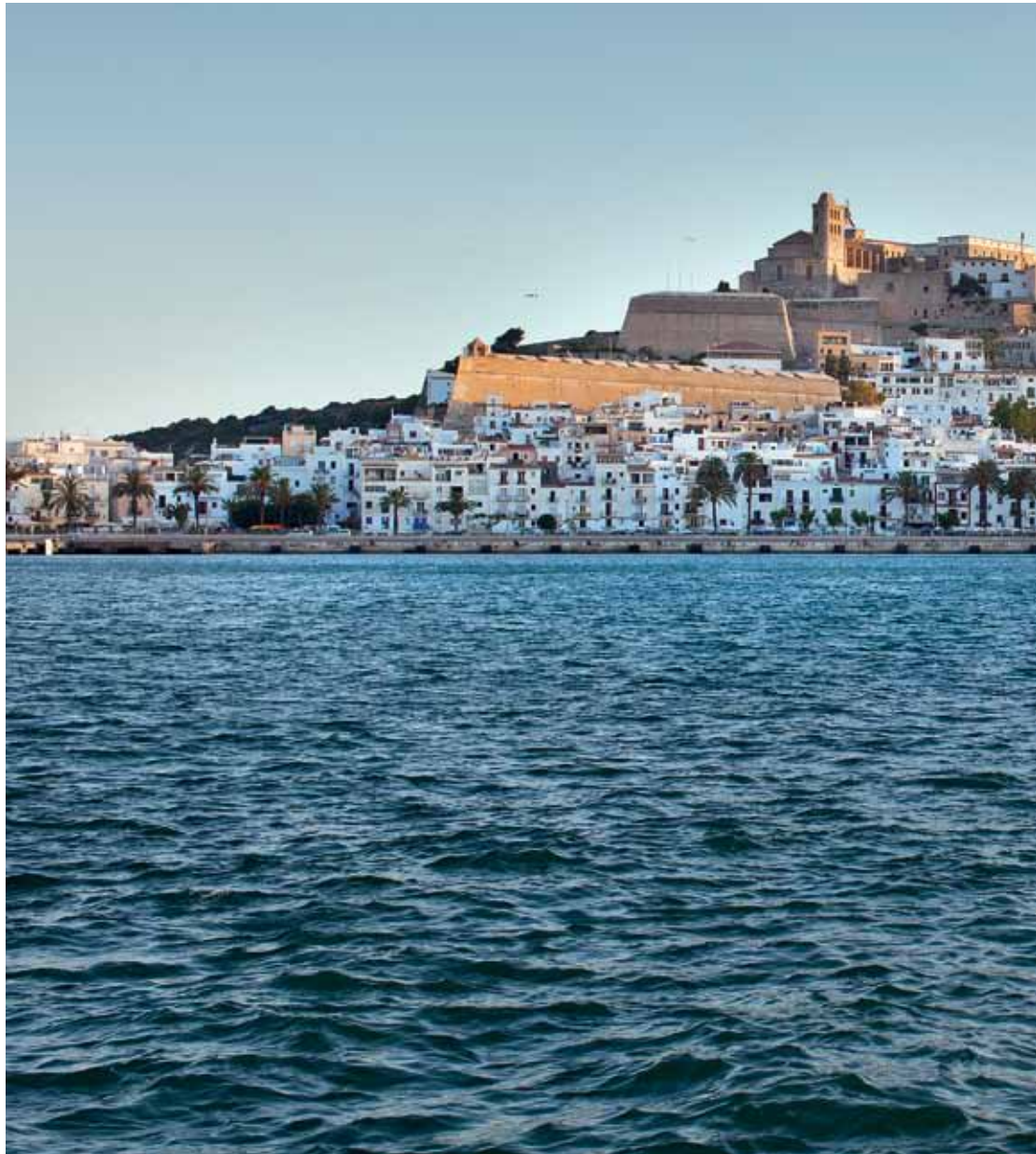
Die Mehrheit der schönsten Mädchen der Welt sind hier (allenfalls in St-Tropez).

nacht). «Lio», ein Restaurant/Cabaret/Klub, das den gleichen Besitzer hat wie das «Pacha», öffnete vergangenes Jahr, nach drei Monaten hatte Ricardo Urgell die Hälfte seiner Anlagekosten zurückverdient. Vergangenen Monat eröffnete Giuseppe Cipriani ein «Downtown Ibiza», er betreibt solche Restaurants bereits in New York oder London; für sieben Nächte im Juli soll ein Araber im «Downtown Ibiza» einen Zehntertisch reserviert und dafür 140 000 Euro angezahlt haben.

Das Geschäft mit Liegenschaften und Bauland – das an vielen Orten Spaniens am Boden liegt, möchte man schreiben, wenn das Bild nicht banal wäre – geht ebenfalls gut. Vor allem am obersten Ende des Markts, wo es wenig Angebote gibt, zahlen Käufer höchste Preise. Wladislaw Doronin, ein russischer Immobilienentwickler, kaufte kürzlich das Haus von Mimmo Ferretti, einem italienischen Unternehmer, für mehr als zehn Millionen Euro (Doronin ist der Freund von Naomi Campbell); in vergangenen Jahren hatten Elle Macpherson und Arpad «Arki» Busson, ein französischer Finanzunternehmer, diese Finca an der Westküste gemietet.

Man sieht sich im Flugzeug

Es gibt im Verhältnis viele Schweizer (respektive in der Schweiz lebende Ausländer), die hier Häuser haben: Dieter Meier, Martin Suter, Fredi Müller, Renata Jacobs, Gisela Rich, Fried-



Unesco Weltkulturerbe (mit Katedrale und Kran): Blick auf Dalt Vila, die Altstadt, und das Hafenviertel.



Reiseziel Ibiza: Werbetafel beim Flughafen.



Das Meer hat jede Farbe von Aquamarin bis Türkis:



rich Christian «Mick» Flick zum Beispiel. Obwohl – oder gerade weil – Ibiza klein ist (knapp dreissig Kilometer lang, weniger als zwanzig breit), begegnet man sich nie, sieht sich bloss in der Air-Berlin-Maschine, der im Augenblick einzigen direkten Linienflug-Verbindung ab Zürich (Juni bis Oktober ungefähr fünfmal wöchentlich, ganzes Jahr fast täglich über Palma de Mallorca; im Sommer zudem sonntags Direktflüge mit Edelweiss Air).

Zeit verbringt man am Schwimmbecken der Finca oder in einer der vielen, kleinen *calas*, Buchten, in denen es selbst im August freie Liegestühle und Sonnenschirme gibt. Falls man ein Boot hat, fährt man nach Formentera, wo einige Strände und das Wasser an die Karibik erinnern.

Für viele Touristen ist Ibiza ein Reiseziel, das gefällt und wo man vielleicht wieder einmal hinfährt. Manche dagegen werden bei ihrem ersten Aufenthalt bereits von etwas befallen, was man *Ibiza-bug* (Käfer) nennen könnte. Etwas, was man in sich trägt wie ein Virus und was macht, dass man zurückwill auf die Insel. Weil es einem hier gutgeht, weil Ibiza entschleunigt beziehungsweise man sich

Etwas, was man in sich trägt wie ein Virus und was macht, dass man zurückwill auf die Insel.

entspannen kann, wie man es anderswo nicht kann (zu Hause schon gar nicht). Weil hier fast alles geht, was anderswo nicht geht. Weil man anders ist und man darum andere Erfahrungen macht.

Als ich das erste Mal las von der «superhedonistischen Partydestination», von der Mischung aus Las Vegas und Goa; von immer lächelnden, einem nie etwas verbotenden Ibizenkern, Einheimischen, neigte ich zu Zweifeln. Als ich dann von «geheimnisvollen Kräften» hörte, die ausgehen sollen von Es Vedra, dem Felsen, der der letzte Teil von Atlantis sein soll und wo Leute Ufos gesehen haben wollen et cetera, war ich ziemlich sicher, dass ich geimpft und immun sei gegen den *Ibiza-bug* ... Vergangenes Jahr habe ich ein Haus gekauft.

Und jedes Mal, nachdem ich angekommen bin, fahre ich an die Cala d'Hort, wo man Es Vedra am nächsten ist. Weil der Blick und der Felsen schön sind. Und es die geheimnisvolle Kraft vielleicht wirklich gibt.

Ibiza-Tipps:

Hotels: «La Torre del Canónigo», Ibiza-Stadt; «Atzaró», bei Sant Joan.

Restaurants: «El Clodenis», San Rafael; «Destino», Sant Josep; «Bidebide», Ibiza-Stadt; «Yemanja», Cala Jondal.

Bars, Clubs: «Km5» (Lounge) Nähe Sant Jordi; «Ushuya» (Bar, Club) Playa d'en Bossa.

Musik und Infos zu der/über die Insel: www.ibizasonica.com (Webradio).



Strand von Las Salinas.



Las Vegas und Goa: Hippie-Flohmarkt.

«Hemingway hatte etwas Sadistisches»

Sie war mit dem kommunistischen Milliardär Giangiacomo Feltrinelli verheiratet und verkehrte mit Kubas Staatschef Fidel Castro, RAF-Terroristin Ulrike Meinhof und Schriftsteller Ernest Hemingway. Die 81-jährige Verlegerin Inge Feltrinelli über Männer, Revolution und Karriere. *Von Sven Michaelsen*

Mailand vor vierzig Jahren. Vor der pompösen Familienkapelle der Feltrinellis auf dem Cimitero Monumentale herrscht Belagerungszustand. Für jeden der 8000 Beerdigungsteilnehmer ist ein Carabinieri im Einsatz, in der Luft kreisen Hubschrauber. Geballte Fäuste werden in die Luft gereckt, und man hört Parolen wie: «Genosse Feltrinelli, du wirst gerächt werden!»

Der von einer Dynamitexplosion verstümmelte Tote gehörte seit Ende der fünfziger Jahre zu den führenden intellektuellen Köpfen Europas. Mit 17 wird Giangiacomo Feltrinelli Partisan und kämpft gegen die deutsche Wehrmacht. Mit 21 erbt er ein Milliardenvermögen und gründet einen Verlag, der einen steilen Aufstieg hinlegt wie kein zweiter in Europa. Mit 43 geht er in den Untergrund und finanziert linksradikale Guerillaorganisationen.

Mit am Sarg stehen an diesem Tag die vier Frauen, die Feltrinelli geheiratet hat. Ehefrau Nummer drei ist eine in Göttingen aufgewachsene Deutsche, die als Fotoreporterin unter ihrem Mädchennamen Inge Schönthal ein paar weltbekannte Bilder gemacht hat.

Frau Feltrinelli, wie wurden Sie mit Anfang zwanzig Fotoreporterin?

Ich war eines dieser deutschen Nachkriegsmädchen, die hungrig waren, endlich etwas von der Welt zu sehen. Deshalb zog ich 1950 von Göttingen nach Hamburg. Ich kam im Keller der Fotografin Rosemarie Pierer unter. Ich lernte das ABC des Fotografierens, und da ich ein flottes Mädchen war, das ein wenig wie Leslie Caron aussah, konnte ich als Fotomodell etwas Geld verdienen. Als ich mit dem Fahrrad durch Pöseldorf fuhr, stoppte neben mir ein schickes weisses Auto. Der Mann am Steuer deutete auf meinen Fotoapparat und fragte, ob ich Fotografin sei. Es war Hans Huffzky, der Gründer der Frauenzeitschrift *Constanze*. Als er meine Fotos sah, sagte er: «Entsetzlich! Eine Katastrophe! Hören Sie auf, Schiffe im Hafen zu knipsen. Sie müssen Menschen fotografieren.» Ein paar Monate später schickte er mich nach Spanien, um junge, moderne Frauen zu fotografieren. Huffzky wurde mein Professor Higgins und stellte mir die Verleger Rudolf Augstein und Axel Springer vor. Beide waren noch auf ihrem Weg nach oben und sehr *easy-going*. Es war damals



«Ich war unabhängig»: Fotografin Feltrinelli.

leicht, nach den Sternen zu greifen und die Welt zu erobern.

Wie waren Springer und Augstein Anfang der Fünfziger?

Springer war total unpolitisch, dafür sehr elegant und sehr charming. Er war ein Dandy, der Veilchensträusse an junge Mädchen wie mich schickte und sagte: «Männer wie ich sind an der Grenze, wir haben viele feminine Seiten. Deshalb mögen uns die Frauen.» Augstein fuhr oft in grossen amerikanischen Cabriolets um die Alster herum.

«Er forderte mich auf, meinen Badeanzug mitzubringen. Ich bin zweieinhalb Wochen geblieben.»

Weil er so klein war, sah er in seinen Strassenkreuzern noch kleiner aus. Aber für ihn waren sie ein Schutz, um seine Schüchternheit zu verbergen. Tanzen konnte er überhaupt nicht. Er hüpfte herum wie ein Osterhase. 1979 habe ich ihn aus einem Gefängnis auf Sardinien befreit. Der Grund seiner Inhaftierung war, dass man vierzig Gramm Haschisch bei ihm gefunden hatte. Als ich auf einer Party in Mailand hörte, dass ein deutscher Magazinverleger in einem sardischen Hirtengefängnis bei Wasser und Brot

sitze, habe ich den deutschen Botschafter in Rom um Intervention gebeten, weil ich mir dachte, das könne nur mein Freund Rudolf sein.

1953 bat Sie der Rowohlt-Chef Heinrich Maria Ledig-Rowohlt, seinen Autor Ernest Hemingway auf Kuba zu besuchen. Was war dabei Ihre Mission?

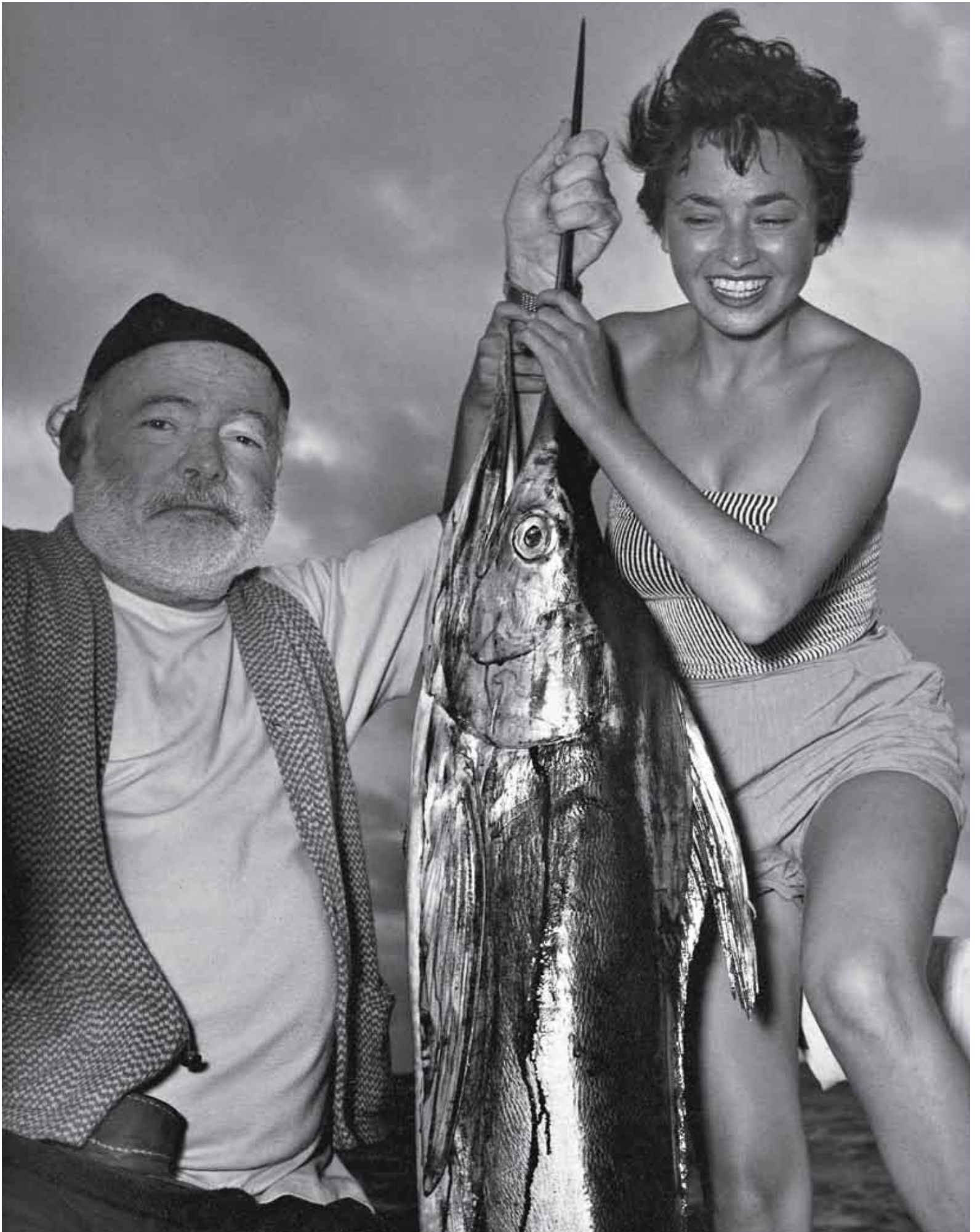
Hemingway hatte seit den dreissiger Jahren dieselbe deutsche Übersetzerin. Ledig-Rowohlt fand ihre Sprache altbacken und wollte die Bücher neu übersetzen lassen. Da Hemingways Agent die Deutschen hasste, bekam Ledig-Rowohlt nie eine Antwort auf seine Depeschen. Als ich mit hundert Dollar in der Tasche auf Kuba ankam, rief ich vierzehn Tage lang immer wieder bei Hemingway an, aber jedesmal radebrechten irgendwelche Hausangestellten, dass niemand zu Hause sei. Am 15. Tag war Hemingway selber am Telefon. Er sagte: «Kommen Sie zum Lunch. Ich schicke Ihnen meinen Fahrer.» Die Finca Vigía, in der er lebte, lag zwanzig Kilometer ausserhalb von Havanna in einem Dorf namens San Francisco de Paula. Als ich sagte, dass ich lieber mit dem Bus kommen würde, merkte er, dass ich keine alte Schachtel war und forderte mich auf, meinen Badeanzug mitzubringen. Ich bin dann zweieinhalb Wochen bei ihm geblieben.

Hemingway war damals 54. Hat er sich in Sie verliebt?

Vielleicht! Ich kam ja jung und frisch da an. Aber natürlich war ich ein guterzogenes Göttinger Mädchen.

Wie ging es in Hemingways Finca zu?

Es gab fünf Diener, einen Chauffeur, einen schwarzen Butler und dreissig Katzen. Hemingway stand um sechs Uhr morgens auf und arbeitete bis elf. Dann hatte er schon drei Martini on the rocks getrunken. Um elf Uhr vormittags sind wir oft in die Bar «El Floridita» gefahren, um Papa Dobles zu trinken. Das ist ein wundervoll erfrischender Cocktail aus Rum, Limettensaft und sehr viel Zuckersirup. Wenn wir aus der «El Floridita» ins Sonnenlicht heraustraten, hatte ich allerdings das Gefühl, einen Hammer an den Kopf zu kriegen. Zum Mittagessen gab es wundervollen Amarone aus Verona. Er liebte diesen Wein. Nach dem Essen nahm er ein Sitzkissen vom Sofa, legte es auf den Fussboden und schief darauf ein. Als ich diesen grossen Bären auf der Erde liegen sah, habe ich ein Foto gemacht. Nachdem ich es ihm



«Alle nannten ihn Papa»: Inge Feltrinelli mit Schriftsteller Ernest Hemingway auf Kuba, 1953.

gebeichtet hatte, musste ich versprechen, das Bild nicht zu seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Daran habe ich mich gehalten.

Hemingway war von mimosenhafter Empfindlichkeit. Ihnen gegenüber auch?

Einmal gab es einen Eklat. Er war schlechter Laune, weil ihn ein zweitägiger Bootstrip mit New Yorker Kaufhaus-Milliardären deprimiert hatte. In einer Bar fing er an, mit Geldmünzen um sich zu werfen. Er schien es zu genießen, wie die kleinen Jungen sich um die Münzen prügeln. Für mich benahm er sich wie diese alten Imperialisten in Afrika, die Negern Glasperlen vor die Füsse schmeissen. Ich war als junge Frau keck und aggressiv und sagte: «Papa, das finde ich wirklich entsetzlich, was Sie da machen!»

Papa?

Alle nannten ihn Papa. Und dann hat er mich ganz scharf attackiert: Von einer Deutschen lasse er sich so etwas schon gar nicht sagen. Er hatte etwas Sadistisches, wenn er betrunken war – und das war er fast jeden Tag. Ich packte mein Gepäck und wollte am nächsten Morgen abreisen. Als ich um sechs Uhr morgens aus dem Haus schlich, sah er mich und sagte: «Stalin is dead!» Es war der 5. März 1953. Er hatte die ganze Nacht lang Radio Moskau gehört und war tief bewegt. Er wusste, dass jetzt eine weltgeschichtliche Umwälzung bevorstand und hielt mir kleinem, blöden, deutschen Mädchen einen langen pädagogischen Vortrag. «Dieser Mann hat euer Berlin gerettet», sagte er immer wieder. Mit seinen Exkursen über Stalin hatte er mich wieder gefangen, und ich blieb.

Zu den Männern, die Sie fotografierten, gehörten Gary Cooper, Allen Ginsberg und John F. Kennedy. Hatten Sie Affären?

Ich war ein unabhängiges Mädchen und habe natürlich sehr geflirtet. Mit einem Mann zusammen zu sein, war aber immer allein meine Entscheidung. Wenn mir die Männer nicht mehr gefielen, habe ich sie verlassen. Ich habe mich auch nie durch irgendwelche Männerstorys von meiner Karriere abbringen lassen. Es waren aber auch alles leichte Geschichten. Die grosse Liebe war nicht dabei.

Das änderte sich, als Sie 1958 Gast eines Rowohlt-Festes in Reinbek waren.

Am 14. Juli lud mich Ledig-Rowohlt zu einer Party ein, die er zu Ehren seines italienischen Kollegen Giangiacomo Feltrinelli gab. Giangiacomo war damals 32 und galt als *miracle man*: ein kommunistischer Milliardär, dem es in seinem zweiten Jahr als Verleger gelungen war, von Boris Pasternak die Weltrechte für «Doktor Schiwago» zu bekommen. In Russland durfte der Roman nicht erscheinen, und die Kommunistische Partei Italiens übte Druck

aus, dass Giangiacomo die Finger von diesem Buch lasse. Er widerstand den Pressionen, und so wurde Pasternak der erste Dissident, von dem man etwas zu lesen bekam. «Doktor Schiwago» ist bis heute der grösste Weltbestseller unseres Verlags.

Wurden Sie Feltrinelli vorgestellt?

Nein. Ich kam verspätet, weil ich gerade von einer Fotoreportage aus Ghana zurückgekommen war, und ich sah den Ehrengast schüchtern und verloren in einer Ecke stehen. Er war schlecht angezogen, rauchte eine Zigarette nach der anderen oder kaute an seinen Nägeln. Ich ging zu ihm und erzählte, dass ich seine Mutter in New York auf einem Ball des Herzogs von Windsor fotografiert hatte. Sie war eine der schönsten und exzentrischsten Frauen Europas, arrogant, herrschsüchtig und sehr verwöhnt. Da sie wegen eines Jagdunfalls ein Glasauge hatte, trug sie zur Camouflage ein Monokel. Der Ball war natürlich sehr hip. Da ich nicht eingeladen war, habe ich mich reingeschmuggelt. Im Tüll meines Ballkleides hatte ich meine Rolleiflex und vier Kilo Fotoausrüstung versteckt. Es gab noch keine Kameras mit eingebautem Blitz, deshalb musste man einen Akkumulator mitschleppen. Über diese Geschichte sind wir ins Reden gekommen.

1964 verbrachten Sie mit Ihrem Mann einen Monat bei Fidel Castro in Kuba. Aus welchem Grund?

«Im Tüll meines Ballkleides hatte ich meine Rolleiflex und vier Kilo Fotoausrüstung versteckt.»

Castro hatte uns eingeladen, weil er seine Autobiografie schreiben wollte und einen Verleger suchte, der mit seinen Ideen sympathisierte. Wir wohnten in der Villa eines geflohenen Zuckerbarons, die als Gästehaus der Regierung benutzt wurde. Im Park patrouillierten schwerbewaffnete Revolutionsgarden. Ein Butler brachte uns die besten französischen Bordeauxweine aus dem Keller, aber Giangiacomo winkte ab: «Heben Sie diese Flaschen für andere Gäste auf. Wir trinken lieber Rum.» In den ersten zwei Wochen liess Castro sich nur ein einziges Mal blicken. Man vertröstete uns mit immer neuen Ausreden. Später lud er uns öfter zu sich nach Hause ein. Er lebte in einem schlichten, modernen Bungalow. Auf dem Dach gab es einen kleinen Hühnerstall und einen Basketballkorb. In den Pausen spielten die beiden Männer eins gegen eins. Auch dabei legte Castro seine olivgrüne Militäruniform nie ab.

Castro war damals 38. Wie wirkte er auf Sie? Er redete wie ein Wasserfall und war kein guter Zuhörer. Er lebte in seiner eigenen Gedankenwelt und schien laut Giangiacomo

Inge Feltrinelli

Die deutsch-italienische Verlegerin und Fotografin wurde 1930 in Essen (D) geboren. In den fünfziger Jahren, damals hiess sie noch Inge Schönthal, gehörte sie zu den wenigen Frauen unter den Fotoreportern. Sie porträtierte Persönlichkeiten wie Ernest Hemingway, Henry Miller, Pablo Picasso und Simone de Beauvoir. 1959 lernte sie ihren späteren Mann, den Mailänder Verleger und politischen Kopf Giangiacomo Feltrinelli kennen. Sie folgte ihm nach Mailand, wurde Vizepräsidentin des Buchverlags Feltrinelli. Giangiacomo Feltrinelli, der sich der radikalen kommunistischen Bewegung verschrieben hatte, wurde 1972 neben einem Hochspannungsmast tot aufgefunden, die Todesursache ist bis heute nicht restlos geklärt. Schon vor dessen Tod hatte Inge Feltrinelli die Verlagsgeschäfte übernommen und erfolgreich geführt. Für ihr Lebenswerk erhielt die «Grande Dame der Verlegerbranche» unzählige Ehrungen, darunter 1986 den Cavaliere dell'Ordine al Merito della Repubblica Italiana und 1999 das Verdienstkreuz am Bande der Bundesrepublik Deutschland. (WW)

wenig Marx gelesen zu haben. Zu mir war er sehr charmant und *entertaining*. Am meisten beeindruckten mich seine unglaublich schönen Hände. Es gab aber auch schwere Auseinandersetzungen. Giangiacomo hatte überhaupt keine Hemmungen, Castro scharf zu attackieren, weil er die Homosexuellen in Kuba verfolgen liess. Er sagte: «Es ist absurd, dass ihr eine Revolution machen wollt, ohne eure konservativen katholischen Konventionen zu revolutionieren.» Für Castro war das eine ungeheuerliche Majestätsbeleidigung. Man spürte, dass es in seiner Umgebung niemanden gab, der ihm widersprach. Giangiacomo imponierte ihm, weil er sich nicht servil verhielt. Ein schwerreicher, unabhängiger Intellektueller, der die Welt verändern will: So jemanden kannte er nicht. Wir luden all die Schriftsteller zu uns ein, die von Castro drangsaliert wurden. Jeden Tag war *open house*. Wir waren Gäste des kubanischen Staates, aber wir haben uns benommen wie in Mailand.

Mitte der Sechziger lernten Sie auf Sylt Ulrike Meinhof und deren Mann Klaus Rainer Röhl kennen. Welchen Eindruck hatten Sie von den beiden?

Das Haus, in dem ich die beiden kennenlernte, stand zum Verkauf. Ausser ein paar Betten und einem Grammofon war es leer. Es lief die ganze Zeit «A Whiter Shade of Pale» von Procol Harum. Röhl war maliziös

und brutal und quälte seine Frau. Sie war eine grosse Utopistin und hatte einen glänzenden analytischen Verstand. Selbst der superkluge Augstein fand sie toll. Wenn die beiden miteinander diskutierten, war sie ihm absolut ebenbürtig. Hätte Augstein ihr damals eine Kolumne im *Spiegel* gegeben, wäre sie statt Terroristin vielleicht die deutsche Simone de Beauvoir geworden. Aber er hatte wohl Angst vor ihrer Unbedingtheit.

Wann gab es die ersten Risse in Ihrer Ehe?
1967.

1969 übertrug Ihr Mann Ihnen die Verlagsgeschäfte und ging mit gefälschten Papieren in den Untergrund. Die westlichen Geheimdienste verfolgten seine Spuren fortan in Prag, Paris, Kuba und Bolivien. Er gründete eine Widerstandszelle namens Gruppo d'Azione Partigiana und soll einen Teil seines Vermögens der Guerilla in Bolivien und in Venezuela gespendet haben. Zur Begründung schrieb er: «Als einziger Ausweg, um Faschismus und Imperialismus zu schlagen, bleibt die frontale Auseinandersetzung.»

Er hat die Türen hinter sich zugeschlagen. Ihm reichte das Wort nicht mehr, er wollte die Tat. Deshalb driftete er immer weiter ab.

Nach einem Treffen in Nizza notierten Sie 1970 in Ihr Tagebuch: «Niemand kann ihn mehr verstehen, he's lost.»

Er war hundertprozentig überzeugt, dass in Italien ein neofaschistischer Staatsstreich mit Unterstützung der Nato bevorstand. Er lebte in einer anderen Welt und war durch meine Argumente nicht mehr erreichbar. Da war nichts mehr zu machen. Wir haben uns dann nur noch über unseren Sohn unterhalten und den Verlag.

Wann haben Sie Ihren Mann zuletzt gesehen?

Zwei Monate vor seinem Tod, am Lago Maggiore. Er war abgemagert und wirkte wie ein gehetztes Tier. Er sagte, es gebe Mordpläne gegen ihn. Er würde enden wie der marokkanische Oppositionspolitiker Ben Barka, der 1965 vom französischen Auslandsgeheimdienst SDECE entführt und ermordet worden war. Am Tag von Giangiacomos Tod waren wir in Lugano verabredet, um eine notarielle Angelegenheit zu besprechen. Als er nicht erschien, fuhr ich mit einem unguuten Gefühl nach Mailand zurück.

An diesem Tag, dem 14. März 1972, wurde die verstümmelte Leiche Ihres Mannes auf einem Feld ausserhalb Mailands gefunden. Laut Polizeibericht soll er beim Versuch, einen Hochspannungsmast mit fünfzehn Dynamitstangen zu sprengen, durch eine Ungeschicklichkeit sich selbst in die Luft gejagt haben.



«Open house»: Feltrinelli (l.), Castro, 1964.

Ich habe diese Version nie glauben können. Für mich war es wahrscheinlicher, dass er Opfer eines verschleierte Mordes war. Er wäre niemals so ungeschickt gewesen. Er war kein parfümierter Dandy, sondern ein Mann der Berge. Diesen Strommast hochzuklettern, wäre für ihn als Bergsteiger wie Kaffeetrinken gewesen.

Am Sarg Ihres Mannes gab es eine seltsame Szene. Während die Menge nach Vergel-

«Wir waren Gäste des kubanischen Staates, aber wir haben uns benommen wie in Mailand.»

tung rief, sagte Ihre Schwiegermutter: «Endlich hat mein Leiden ein Ende!»

Giannalisa fühlte sich als leidendes Opfer ihres abtrünnigen Sohnes, der ihre Familie, ihren Stand, ihre Kaste verraten hatte. Endlich hatte ihr Trauma ein Ende. Dass ihr Sohn nur 45 Jahre alt geworden ist, schien für sie zweitrangig zu sein.

Die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft waren bis Anfang diesen Jahres unter Verschluss. Italienische Journalisten haben die Akten jetzt neu ausgewertet – mit spektakulären Resultaten. Demnach hatte die Staatsanwaltschaft aufgrund medizinischer Gutachten erhebliche Zweifel an der Unfalltheorie. Der Grund: An den Händen des Toten waren Male von Fesseln, und der Kopf wies an mindestens zwei Stellen Merkmale von Schlägen mit einem stumpfen Gegenstand auf.

Ich kenne ein Dutzend Theorien, wer Giangiacomo ermordet haben könnte. Einige sagen, es war der Mossad, weil Giangiacomo Arafat mit Geld unterstützt haben

soll. Andere behaupten, der italienische Staat wollte einen Geldgeber des Terrorismus loswerden. Vielleicht kommt jetzt endlich die Wahrheit ans Licht.

Nach dem Tod Ihres Mannes wurden Sie Präsidentin des Verlages und bis zur Volljährigkeit Ihres Sohnes auch Universalerin des Vermögens.

Es begannen bleierne Jahre. Der Kopf des Verlages war nicht mehr da, und die Welt hatte sich verändert. Giangiacomo hatte immer gesagt, er wolle notwendige Bücher verlegen, statt in diesem lärmenden Universum zu denen zu gehören, die die Welt nur bunt lackieren. Aber die Verkaufszahlen unserer Bücher waren seit Jahren rückläufig, weil die Themen immer weniger Menschen interessierten. Unserer Bücher passten einfach nicht mehr in die Zeit. In den Jahren nach Giangiacomos Tod mussten wir ein Drittel der Belegschaft entlassen – für einen linken Verlag eine doppelte Katastrophe.

Sie sind seit vierzig Jahren Witwe. Warum haben Sie nie wieder geheiratet?

Ich bin seit vierzig Jahren mit Tomás Maldonado liiert. Tomás war Rektor der Hochschule für Gestaltung in Ulm und ist ein weltbekannter Design-Theoretiker. Er ist der innigste Freund meines Sohnes und der beste Stiefvater, den ich mir wünschen könnte. Wenn ich auf Reisen bin, sind die beiden richtig glücklich. Dann heisst es: «Die Nervensäge ist weg! Endlich können wir mal ruhig reden!»

Sie sind 81 Jahre alt. Was halten Sie für Ihre grösste Leistung als Verlegerin?

Giangiacomo hat mit Anfang dreissig in zwei Jahren zwei Weltbestseller verlegt, die heute noch Evergreens sind: «Doktor Schiwago» und «Der Leopard». So ein Glücksfall passiert einem Verlag nur einmal. Die grösste Leistung ist, dass der Verlag vierzig Jahre nach Giangiacomos Tod weiterbesteht und einer der wichtigsten Europas ist – und dass wir in Italien das grösste Distributionsystem für Bücher geschaffen haben. Als Giangiacomo starb, hatten wir sieben Buchhandlungen. Heute gehören uns 110. In unseren Buchhandlungen finden jedes Jahr mehr als 3000 Events statt. Damit sind wir eine der grössten Kulturinstitutionen des Landes. In einer Zeit, da auf der ganzen Welt Buchhandlungen schliessen, eröffnen wir jeden Monat neue. Und das, obwohl die Italiener Lesemuffel sind. Niemand würde hier zehn Euro Eintritt für eine Lesung zahlen. Dass die Hälfte der Bevölkerung überhaupt keine Bücher liest, ist, so simpel es klingt, auch eine Wetterfrage. Island hat prozentual die meisten Leser, weil es dort immer so dunkel ist.

Inge Feltrinelli: Fotografien. Steidl. 280 S., Fr. 44.90. Erscheint im Oktober



Kollision von Natur und Kultur: präparierter Elch des österreichischen Künstlerduos Steinbrener/Dempf.

Kumulierter Elch

Von Daniele Muscionico

Was sucht ein Elch im Supermarkt? Natürlich, er sucht das, was auch wir suchen. Das Glück. Ein kühles Bier, Mode für den schlanken Huf. Ein Schnäppchen, ein Häppchen, ein Aktionsangebot. Unser Konsumentenforscher macht die Stabilitätsprobe aufs Exempel und prüft das Aldi-Axiom: Ich shoppe, also bin ich.

Dieser Elch hat entschieden keine Lust auf Tiefkühlprodukte, und auch das Bier ignoriert er konsequent. Das ist allerdings kein Wunder, in Norwegen sind die Alkoholpreise astronomisch. Dieser Elch schlenderte durch die Bastecke, knabberte in der Blumenabteilung am Flor der Saison und simulierte dann vor den Bierkisten eine kleine Randalie: Er schmiss die geschälten Tomaten aus dem Gestell. Eine Warholiade, fürwahr.

Denn dieser Elch ist nicht irgendeiner. Ein beliebig dahergelaufener, aus den Wäldern Norwegens ausgebüxt, des Moosfressens satt. Man muss hier nicht den Grzimek machen, um zu sehen: Dieser Elch ist ein Star, ein Fernsehstar! Seit Juli 2010 ist er eine öffentliche Person quasi, ein Youtube-Prominenter samt zigtausend Followers auf Facebook wahrscheinlich. Denn am 14. Juli 2010 überfiel das Tier bei Oslo einen Supermarkt und ward von der Überwachungskamera gestellt. Oder gilt von alledem das Gegenteil? Stellte sich der Supermarkt womöglich dem Elch in den Weg, kreuzte sein angestammtes Revier, kam ihm ins Gehege? Wie kommt der Elch in den Supermarkt? Und sammelt er auch Rabattmarken?

Es gibt gewiss eine einfache Antwort auf alle diese Fragen. Wer sie kennt, darf sich glücklich schätzen. Die anderen werden glauben dürfen, dass dieser Elch-Simulant bloss ein Avatar des Berühmten ist, dass er im naturhistorischen Museum von Wien steht und so tot ist wie alles, was sich dort zumeist befindet. Mit Ausnahme des Publikums. Das österreichische Künstlerduo Steinbrener/Dempff verweist mit ihm auf die Kollision von Natur und Kultur. Denn sicher, das Kunstwerk mit präpariertem Elch ist mit gutem Recht eine «Intervention», Natur dringt in Kultur ein oder umgekehrt. So ein Elch hat ja nicht viel Kultur schliesslich, und im Supermarkt findet sich nicht viel Natur.

Oder ist alles noch vertrackter, und die Szene thematisiert unsere idealisierte Vorstellung von Wildnis? Oder unsere romantische Vorstellung von Sonntagsöffnungszeiten? Für jede richtige Antwort erhalten Sie fünf Kumuluspunkte in einem Supermarkt Ihrer Wahl.



Freezel: Naturhistorisches Museum Wien, bis 23.9.2012

Belletristik

- 1 (1) **Donna Leon: Reiches Erbe** (*Diogenes*)
 2 (2) **Jonas Jonasson: Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand** (*Carl's Books*)
 3 (4) **Nicholas Sparks: Mein Weg zu dir** (*Heyne*)
 4 (-) **Susanna Schwager: Das halbe Leben – Junge Männer erzählen** (*Wörterseh*)
 5 (6) **Jussi Adler-Olsen: Das Alphabethaus** (*DTV*)
 6 (-) **Sten Nadolny: Weitlings Sommerfrische** (*Piper*)
 7 (7) **Viveca Sten: Die Toten von Sandhamn** (*Kiepenheuer & Witsch*)
 8 (9) **Rachel Joyce: Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry** (*Krüger*)
 9 (5) **Franz Hohler: Spaziergänge** (*Luchterhand*)
 10 (8) **Martin Walker: Delikatessen** (*Diogenes*)

Sachbücher

- 1 (1) **Philippe Pozzo di Borgo: Ziemlich beste Freunde** (*Hanser*)
 2 (2) **Rolf Dobelli: Die Kunst des klaren Denkens** (*Hanser*)
 3 (3) **Jamie Purviance: Weber's Grillbibel** (*Gräfe und Unzer*)
 4 (10) **Ueli Bernold: Grill-Ueli** (*Fona*)
 5 (8) **Daniel Kahneman: Schnelles Denken, langsames Denken** (*Siedler*)
 6 (7) **Pierre Dukan: Die Dukan-Diät** (*Gräfe und Unzer*)
 7 (6) **Christoph Fasel: Samuel Koch – Zwei Leben** (*Adeo*)
 8 (4) **Thilo Sarrazin: Europa braucht den Euro nicht** (*DVA*)
 9 (-) **Felix Immler: Werken mit dem Taschenmesser** (*AT*)
 10 (-) **Diccon Bewes: Der Schweizversteher** (*Malik*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Kultursteuer

In der Debatte um Raubkopierer und Urheberrecht bringen Schriftsteller zunehmend die Idee einer «Kultur-Flatrate» ins Spiel. Ruth Schweikert, Präsidentin des Dachverbandes Suisse-culture, erklärt das System folgendermassen: «Eine Kultur-Flatrate wäre eine Art Pauschale, wie sie in anderen Bereichen geleistet wird. Wenn ich nicht Auto fahre und keine Autobahn benutze, finanziere ich sie über die Steuern trotzdem mit, weil sie zur Infrastruktur dieses Landes gehört.» Ähnlich äusserte sich Raphael Urweider, der Präsident des Autorenverbandes. Was nichts anderes heisst als: Eine neue Steuer soll her. Nur: Jene Autoren, die nach einer Kultur-Flatrate rufen, leben schon jetzt zum grossen Teil von Steuergeldern. Die Bestsellerautoren, die sich infolge Raubkopien ernsthaft um ihre Einkünfte Sorgen machen müssen, bleiben bei einer solchen Idee sinnigerweise stumm. (rb)

Verhinderte Weltuntergänge

Für 2012 prophezeien Apokalyptiker das Ende der Welt. Sie warnen vor dem Einschlag eines Planeten in diesem Jahr. Die Gefahr ist aber extrem klein. Andererseits: Einschläge von Himmelskörpern auf der Erde sind durchaus nützlich. Von Alex Reichmuth

Am 21. Dezember 2012 läuft der astronomische Kalender der Maya aus, eines hochentwickelten Volkes, das früher in Mittelamerika lebte. Dies ist Anlass für düstere Prophezeiungen: An diesem Datum werde die Welt untergehen. Wie die Apokalypse aussehen könnte, hat vor drei Jahren bereits der Starregisseur Roland Emmerich in seinem Monumentalfilm «2012» bildlich umgesetzt. Die Erdkruste bricht ein, alle Städte versinken, ganze Kontinente werden von Wasser überspült.

In manchen Untergangprophezeiungen ist von einem geheimnisvollen Planeten X die Rede, der dieses Jahr mit der Erde zusammenstossen und alles Leben zerstören soll. Der Einschlag eines anderen Planeten würde zwar eine Apokalypse gigantischen Ausmasses bedeuten. Die Erde könnte dabei in Stücke zerfetzt werden. Dennoch muss sich niemand davor fürchten, ein solcher Einschlag ist extrem unwahrscheinlich. Zudem müsste ein Planet X, der noch dieses Jahr einschlägt, längst entdeckt worden sein. Selbst wenn er der Erde sehr rasch näher käme, wäre er den Astronomen seit Jahren bekannt. Diese spüren selbst kleinste Himmelskörper im Sonnensystem auf und haben die Bahnen von Tausenden kleinster Asteroiden, Meteoriten und Kometen vermessen. Selbst wenn Planet X aus geheimnisvoller dunkler Materie bestünde und daher mit dem Fernrohr nicht gesehen werden könnte, wäre er wegen seiner Gravitationswirkung auf die bekannten Planeten längst entdeckt worden. Deren Bahn wäre abgelenkt.

Stockfinster während Monaten

Es braucht allerdings nicht einen planetengrossen Körper, um auf der Erde ein Desaster auszulösen. Ein grosser Felsbrocken von ein paar Kilometer Durchmesser, der auf der Erde einschlägt, genügt. Solche Katastrophen haben bereits mehrfach stattgefunden. Vor 65 Millionen Jahren zum Beispiel war höchstwahrscheinlich der Einschlag eines Asteroiden Ursache dafür, dass die Dinosaurier ausstarben. Der österreichische Astronom Florian Freistetter schildert in seinem neuen Buch «Kraumm! Ein Plädoyer für den Weltuntergang», wie man sich ein solches Ereignis vorstellen muss. «Die Energie, die beim Einschlag frei wird, übertrifft die aller Nuklearwaffen der Erde deutlich, und im Umkreis von einigen hundert Kilometern ist jedes Lebewesen sofort

tot.» Gewaltige Eruptionen von Gestein und Staub verdunkeln die Atmosphäre, so dass es auf der Erde für Monate stockfinster wird. Pflanzen gehen ein, Tiere und Menschen sterben. Es gebe Hinweise, dass in der Erdgeschichte alle 26 Millionen Jahre solche verheerenden Meteoriteneinschläge stattgefunden hätten. Die Ursache könnte eine Kometengruppe sein, deren Bahn periodisch diejenige der Erde kreuzt. In dieser Phase stünde die Erde sozusagen unter Beschuss. 26 Millionen Jahre sind für menschliche Massstäbe unendlich lange. Die Wahrscheinlichkeit, dass zu unseren Lebzeiten ein grosser Felsbrocken oder Meteorit auf der Erde einschlägt, ist sehr klein. Gänzlich ausgeschlossen ist eine Kollision mit apokalyptischen Folgen aber nicht. Müssen wir uns Sorgen machen?

Ein Planet X, der noch dieses Jahr einschlägt, müsste längst entdeckt worden sein.

Auch der Einschlag eines Meteoriten käme nicht überraschend. Wie einen Planeten X würden ihn die Astronomen lange vorher registrieren und den Kollisionszeitpunkt feststellen. Mit Hilfe von Weltraumteleskopen konnte man in den letzten Jahren abschätzen, dass es etwa tausend Asteroiden (kleine Objekte, die sich um die Sonne bewegen) gibt, die mehr als einen Kilometer Durchmesser haben und sich der Erde prinzipiell nähern können. Die Bahnen von etwa 90 Prozent dieser Asteroiden sind bereits vollständig berechnet. Es zeigte sich, dass keiner in den nächsten Jahrzehnten und Jahrhunderten auf der Erde eintreffen wird.

Doch selbst wenn sich ein gefährlicher Himmelskörper nähern würde, könnte man den Einschlag möglicherweise verhindern. Wegen der grossen Distanzen im Raum würde es genügen, den nahenden Kometen oder Asteroiden nur geringfügig von seiner Bahn abzuweichen, so dass er neben der Erde vorbeiflüge. Bedingung ist, dass die Ablenkung früh genug erfolgt. «Wir brauchen uns nur ein schönes, grosses Raumschiff zu bauen, zum Asteroiden zu fliegen und dann... nichts zu tun», schreibt Astronom Freistetter in seinem Buch. Denn weil nicht nur der Himmelskörper das gelandete Raumschiff anzieht, sondern dieses auch den Himmelskörper, ergäbe sich eine ablen-



Klumpen aus Gas und Staub: Erde.

kende Kraft auf den gefährlichen Brocken. Diese Kraft könnte dessen Bahn so verändern, dass es zur Rettung der Welt ausreichte. Der Vorschlag Freistetters mutet fantastisch an. Aber es sind bereits Raumsonden auf Asteroiden gelandet, zum Beispiel 2001 die Sonde «NEAR Shoemaker» auf dem Asteroiden Eros. Und 2005 feuerte die Nasa-Sonde «Deep Impact» ein 372 Kilogramm schweres Projektil auf den Kometen Tempel 1 ab und konnte dessen Geschwindigkeit minim verändern. Ausgeschlossen ist eine Ablenkung eines Himmelskörpers nicht. Künftige Raketenstarts zur Weltrettung sind denkbar.

Objekte grösseren Ausmasses, die mit der Erde kollidieren, richten zwar katastrophale Schäden an. Umgekehrt waren in der Erdgeschichte solche Kollisionen nötig, um die Voraussetzungen für unsere heutige Welt zu schaffen. Als das Sonnensystem vor einigen Milliarden Jahren entstand, bildeten sich aus der Wolke aus Gas und Staub, die die Sonne umkreiste, nach und nach immer grössere Klumpen. Zusammenstösse und die Gravitationskraft sorgten dafür, dass sogenannte Protoplaneten heranwachsen mit einigen tausend Kilometer Durchmesser. Am Ende dieses Prozesses des Zusammenklumpens blieben im Wesentli-

chen die bekannten acht Planeten übrig – also auch die Erde. Zwar ist das Sonnensystem nicht völlig «leergefegt», und es existieren weiterhin zahlreiche Asteroiden, Kometen und Kleinplaneten (zum Beispiel Pluto). Aber die ursprünglich frei vorhandene Materie ist fast gänzlich in den Planeten gebunden.

Der Mond ist gemäss neuen Erkenntnissen aufgrund einer gigantischen Kollision eines Himmelskörpers mit der Erde entstanden – vor Milliarden Jahren. Dieser Himmelskörper wird heute als Theia bezeichnet. Nach dem Zusammenstoss mit einer Geschwindigkeit von 15 000 Kilometern pro Stunde vereinigte sich der Eisenkern von Theia mit dem der Erde. Gleichzeitig wurde Material ins All geschleudert, das die Erde zuerst als Ring (wie beim Saturn) umgab und sich nachher zum Mond zusammenklumpte. Früher gab es andere Theorien zur Entstehung des Mondes – zum Beispiel diese: Das Material des Mondes könnte zu einem Zeitpunkt, als die Erde noch eine zähflüssige Kugel aus geschmolzenem Gestein war, durch die Rotationsbewegung aus dieser herausgeschleudert worden sein. Forscher verwarfen diese Erklärung, weil sie zur Erkenntnis kamen, dass die Drehgeschwindigkeit der Erde zu klein für einen solchen Vorgang ist.

Das Wasser stammt aus dem All

Auch die Existenz des Mondes ist für das Leben auf der Erde von entscheidender Bedeutung. Ohne ihn wäre die Erdachse nicht stabilisiert, es gäbe keine geregelten Jahreszeiten und kein stabiles Klima. Ohne den Mond hätte sich darum höher entwickeltes Leben wohl nicht bilden können.

Sogar die Einschläge von Asteroiden und Kometen auf der Erde waren für die Entwicklung von Leben eine unabdingbare Voraussetzung. Solche Himmelskörper bestehen oft zu einem erheblichen Anteil aus Eis. Jedes Mal, wenn ein Asteroid oder Komet auf die junge Erde stürzte, brachte er etwas Wasser mit. Wissenschaftler sind sich einig, dass ein grosser Prozentsatz (vielleicht sogar der Grossteil) des heute vorhandenen Wassers so aus dem All gekommen ist. Ohne dieses Wasser wäre die Entwicklung von Pflanzen und Tieren ebenfalls nicht möglich gewesen.

Einschläge von Planeten, Asteroiden und Meteoriten auf der Erde haben also ihr Gutes. Sogar der Meteoriteneinschlag vor 65 Millionen Jahren, der für die damalige Tier- und Pflanzenwelt einer Apokalypse riesigen Ausmasses gleichkam, war aus Sicht des Menschen positiv: Ohne die Auslöschung der Dinosaurier wäre wohl der Vormarsch der Säugetiere nicht möglich gewesen. Und ohne die Entwicklung dieser neuen Klasse von Tieren hätte es den Menschen nie gegeben.

Florian Freistetter: Krawumm! Ein Plädoyer für den Weltuntergang. Ecowin. 210 S., Fr. 32.90

Beschwingter Zyniker

Der kleinwüchsige Schauspieler Peter Dinklage durchläuft eine verrückte Karriere. Zurzeit triumphiert er in «Game of Thrones».

Von Wolfram Knorr

Die Beerdigung steht unter keinem guten Stern. Erst wird die falsche Leiche geliefert, dann geraten sich die Brüder über die Beerdigungskosten in die Haare, und schliesslich mischt sich ein Kleinwüchsiger unter die Trauergäste, den keiner kennt und keiner eingeladen hat. Mit Schachtelteufel-Elan erzwingt er Aufmerksamkeit, die ihn ziemlich riesig werden lässt. Er verlangt Geld, das ihm der Verstorbene versprochen. Die Brüder reagieren fassungslos – bis dieser 1,35-Meter-Wicht Fotos aus seinem Jackett zieht und sie mit staatstragend klandestiner Würde den beiden unter die Nase hält. Ihr verstorbener Vater hatte ein homosexuelles Verhältnis – mit dem Gnom! Um die Peinlichkeit zu vertuschen, bugsieren sie den Gernegross in den Sarg des Papas, schliesslich liebten sie sich.

In der schwarzen Brit-Rasanz-Komödie «Death at a Funeral» (2007) war der ungebetene Gast eine übergrosse Laus im Pelz der

Motto: sich niemals als exotischer Fantasy-Faun oder sonstiger Schrullen-Clown zu verkaufen.

Spieser: Peter Dinklage, US-Schauspieler, am 11. Juni 1969 in Morristown, New Jersey, mit Achondroplasie geboren, einer Form von Kleinwüchsigkeit. Nicht gerade die günstigste Voraussetzung für einen Beruf, der – grob gesprochen – mithilft, die öde Wirklichkeit in eine rosige Überwelt zu verwandeln. Natürlich werden sie gebraucht, in bizarren, exotischen Freak-Rollen. Sie sind die Horror-*side-kicks*; unvergessen Hervé Villechaize, im Bond-Film «The Man with the Golden Gun» (1974) als gefährlicher Gnom «Nick Nack», oder – das Gegenteil – der 2,20-Meter-Brocken Richard Kiel als Jaws, der Beisser, in «The Spy Who Loved Me» (1977). Für magisch-makabre Varianten, in den Filmen David Lynchs («Twin Peaks») oder der HBO-Serie «Carnivàle», war der kleinwüchsige Michael John Anderson zuständig.

Dinklage machte sich auf, diesen Zustand zu ändern. Er weigerte sich, die Bizarr-Funktion, den Freak, zu akzeptieren, und schwor



Riesige Leinwandpräsenz: Emmy-Gewinner Dinklage.

sich, niemals eine solche Rolle anzunehmen. J. R. R. Tolkiens «Lord of the Rings» mit den Pimpf-Heinis findet er grenzwertig. Er besuchte das Bennington-College in Vermont, zog nach London und ging an die Royal Academy of Dramatic Art. Zurück in den USA, wirkte er bei zahlreichen Off-Broadway-Produktionen mit – darunter auch Shakespeare – und debütierte 1994 im Film «Living in Oblivion». In der Independent-Produktion konnte er mit viel Sturheit sein Berufsmotto zum Besten geben: sich niemals als exotischer Fantasy-

Faun oder sonstiger Schrullen-Clown zu verkaufen. In «Living in Oblivion», einem Film im Film, geht es drunter und drüber, nichts klappt und schon gar nicht die Traumsequenz der Hauptdarstellerin, in der Dinklage als Monstrosität erscheinen soll. Mit bockiger Renitenz verweigert er sich und bringt den Regisseur zur Verzweiflung.

Der Mann hat Stil, Selbstbewusstsein und eine komödiantische Begabung, die entfernt an Buster Keaton erinnert; nicht nur mit seinem ausdrucksstarken Gesicht, auch durch

seine Coolness. Er ist ein Stoiker; sein Rollenprofil ist leidenschaftsgebremste Gelassenheit; aber Vorsicht, mit Apathie hat das nichts zu tun, sondern mit einer kühlen Distanz zu Leidenschaften. Wer sein Leben an solche Sachen hängt, heisst es im klassischen Stoizismus, wird unglücklich werden. Auf Dinklage bezogen, würde der Satz lauten: Wer nur das Äusserliche an mir sieht, das Kleinwüchsige, wird damit nicht sehr glücklich werden, aber das ist mir sowieso egal.

König Lannister besucht in Winterfell seinen alten Freund Lord Ned Stark. In seiner Begleitung ist auch Lord Tyrion Lannister, der Bruder der Königin – kein Geringerer als Peter Dinklage. In der brillanten wie erfolgreichen HBO-Serie «Game of Thrones» hat er gleich in der ersten Folge der ersten Staffel einen furiosen Einstieg: Mit seligem Gesicht leert er einen Krug Bier, stöhnt, verdreht die Augen, dann schiebt sich von unten seine wunderbar verkommene Gespielin Shae an sein Gesicht, und Tyrion, im Nachthemd, mit dichtem Blondhaar, grinst wohligh: «Es stimmt, was man über die nordländischen Mädchen sagt», dann schmeissen sich beide aufs Lotterbett, und sie gurrt neckisch: «Der Bruder der Königin soll hier sein. Angeblich wird er <der Gnom> genannt.»

«Angeblich hasst er den Spitznamen.»

«Angeblich hat er ihn mehr als verdient. Angeblich ist er ein betrunkenener Lustmolch, der zu allen möglichen Perversionen neigt.»

«Kluges Mädchen.»

Später, im ledernen Wams, trifft er auf Starks unehelichen Sohn Jon und zeigt sich als bissiger Stoiker.

Jon: «Ihr seid Tyrion Lannister, der Bruder der Königin.»

Tyrion: «Meine grösste Errungenschaft. Und du, du bist Ned Starks Bastard, nicht wahr? Hab ich dich beleidigt? Verzeihung. Du bist aber doch der Bastard. Lass mich dir einen Rat erteilen, Bastard. Vergiss nie, was du bist. Der Rest der Welt wird es auch nicht tun. Trag es wie einen Panzer, und es kann dich nie verletzen.»

«Woher wollt ihr wissen, wie das Leben eines Bastards ist!»

«In den Augen seines Vaters ist jeder Zwerg ein Bastard.»

Für die Rolle erhielt er einen Emmy, den Golden Globe Award, den Screen Award und den Satellite Award. Selbstredend verdient; von Folge zu Folge wird er immer wichtiger. In der zweiten Staffel, als Berater des Königs, ist er die Nummer eins, ein kühl spekulierender, beschwingter Zyniker; einer, der sein physisches Defizit zwischen den Macht- und Willens-Grobianen mit intellektueller Tücke und gespielter Naivität kompensiert. Ein Komödiant, der die Rolle so nahe an sich heranzieht, dass er nur noch baff fasziniert. Er balanciert auf dieser Wahrnehmung wie auf einem Draht-



Die Hand des Königs: Dinklage als Tyrion Lannister in «Game of Thrones».

seil. Seine Leinwandpräsenz ist riesig. Das Hochglanzmagazin GQ ernannte ihn zum «Mann des Jahres», lichtete ihn im feinen Zwirn auf blutrotem Sofa ab, mit einer Nackten zu seinen Füssen, und pries ihn als ungewöhnlichen Macho – gerissen, durchtrieben, ausschweifend, aber mit einem weichen Herzen. Rolling Stone widmete ihm gleich eine Titelstory: «Master of the Game». Das ist er in der Tat, dabei war er voller Argwohn, als ihm die «Game of Thrones»-Autoren David Be-

Nur einmal wurde er ein wenig schwach, aber immerhin spielte er einen Prinzen.

nioff und D. B. Weiss die Rolle unterbreiteten. Fantasy? Das riecht doch wieder nach Missbildungs-Masche! Erst die Lektüre des Drehbuchs überzeugte ihn. Er war von Anfang an die erste Wahl der Autoren.

Dinklage ist inzwischen ein gefragter Charaktermime. Mehrere Projekte sind in Arbeit oder geplant («Knights of Badassdom», «A Case of You», «The Angriest Man in Brooklyn»). Der Weg dorthin war steinig, weil er seinem Prinzip, sich niemals in die Freak-Abteilung abschieben zu lassen und einen Kobold oder Elfen zu spielen, eisern treu blieb. Ausgerechnet in «Elf» (2003) war er dabei, aber als Kinderbuchautor. Nur in «The Chronicles of Narnia» (2008) wurde er ein wenig schwach, aber immerhin spielte er einen Prinzen. Mehrheitlich trat er in vielen Serien und Filmen in Nebenrollen auf.

Seine erste Stoik-Charakterrolle hatte er in «The Station Agent» (2003) von Thomas McCarthy, einem Kumpel, der ihm aus Bewunde-

lung die Rolle auf den Leib schrieb. Finbar (Peter Dinklage) liebt Züge, Menschen weniger, und arbeitet in einem Spielzeugeisenbahnladen. Als der Besitzer stirbt, stellt Fin verblüfft fest, dass ihm dieser aus Dank ein Bahnwärterhäuschen in Newfoundland (New Jersey) vermacht hatte. Fin bricht alle Zelte ab, reist hin, richtet sich dort ein und geniesst im Rauschen und Rattern der vorbeidonnenden Züge die wunderbare Ruhe. Mit der ist es leider bald vorbei, als Joe, der Imbissbudenbetreiber, wahnsinnig neugierig wird und Olivia, die wie ein Schmetterling durch die Hinterwelt flattert, Fin fast überfährt, weil sie ihn übersehen hat und sich bei ihm penetrant entschuldigt. Die Folge ist Diogenes-hafte Komik-Poesie und beckettische Absurdität. Dinklages Leidenschaft-Überwindungs-Credo wird mit einer derartigen Spannung aufgeladen, dass die Grenze zwischen privat und gespielt zu flirren beginnt. Der Mann war in dieser Rolle auf der Direttissima zum Star.

Joe kann es nicht lassen, den stoisch vor seinem Häuschen sitzenden Fin zu belästigen:

«Was machst du hier?»

«Ich guck mir Züge an.»

«Wann kam eigentlich der letzte Zug vorbei?»

(Nach einem Blick auf die Uhr) «Vor einer Stunde und 25 Minuten.»

«Dein Ernst? Ist ja echt spannend. Ich bleib 'ne Weile. Was dagegen?»

«Nein.»

Game of Thrones: Die erste Staffel der Fantasy-Serie ist auf Deutsch auf 5 DVDs erhältlich. Fr. 49.90

Top 10

Knorr's Liste

1	Moonrise Kingdom	★★★★★
	Regie: Wes Anderson	
2	L'art d'aimer	★★★★☆
	Regie: Emmanuel Mouret	
3	A Royal Affair	★★★★☆
	Regie: Nikolaj Arcel	
4	Men in Black 3	★★★★☆
	Regie: Barry Sonnenfeld	
5	A Few Best Men	★★★☆☆
	Regie: Stephan Elliott	
6	Snow White and the Huntsman	★★★☆☆
	Regie: Rupert Sanders	
7	Dark Shadows	★★★☆☆
	Regie: Tim Burton	
8	The Dictator	★★★☆☆
	Regie: Larry Charles	
9	Rock of Ages	★★☆☆☆
	Regie: Adam Shankman	
10	21 Jump Street	★★☆☆☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	

Kinozuschauer

1 (1)	Snow White and the Huntsman	4095
	Regie: Rupert Sanders	
2 (2)	StreetDance 2 (3-D)	3307
	Regie: Max Giwa	
3 (5)	A Few Best Men	3018
	Regie: Stephan Elliott	
4 (3)	Men in Black 3	2775
	Regie: Barry Sonnenfeld	
5 (4)	21 Jump Street	2758
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
6 (7)	Safe	2542
	Regie: Boaz Yakin	
7 (6)	The Dictator	2176
	Regie: Larry Charles	
8 (9)	Barbara	2174
	Regie: Christian Petzold	
9 (8)	Rock of Ages	1292
	Regie: Adam Shankman	
10 (10)	Et si on vivait tous ensemble?	1026
	Regie: Stéphane Robelin	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (1)	Verblendung (Sony)
2 (3)	Das gibt Ärger (Fox)
3 (2)	Mission: Impossible 4 (Rainbow)
4 (-)	Eine dunkle Begierde (Universal)
5 (6)	Sherlock Holmes 2 (Warner)
6 (5)	Justice – Pakt der Rache (Ascot Elite)
7 (-)	Blutzbrüdadz (Rainbow)
8 (4)	Jack und Jill (Sony)
9 (-)	Navy CIS – Season 8.1 (Rainbow)
10 (7)	Der gestiefelte Kater (Rainbow)

Quelle: Media Control



Allüren-Rausch: Diane Kruger (r.) als Marie-Antoinette mit Léa Seydoux als Sidonie.

Kino

Fäulnis zwischen Brokat und Seide

Der Historienfilm «Les adieux à la reine» schildert die letzten Tage Marie-Antoinettes aus der Perspektive der Dienerschaft.

Von Wolfram Knorr

Marie-Antoinette war gerade mal vierzehn, als sie sich der Heiratspolitik zwischen den Habsburgern und Bourbonen beugen und Ludwig XVI. heiraten musste. Am Hof wuchs die Wienerin zur schillernden Figur des späten Ancien Régime heran und beflügelte Schriftsteller und Filmemacher. Eine letzte Version (2006) lieferte Sofia Coppola, mit Kirsten Dunst als naiver Pop-Königin. Die Französin Chantal Thomas wechselte wiederum die Seite und nähert sich ihr in ihrem Roman «Les adieux à la reine» aus der Perspektive einer Dienerin, die zur königlichen Vorleserin aufsteigt.

Augen wie eine begierige Viper

Der Roman – eine Mixtur aus Fakten und Fiktion, mit Blick vom Parterre in die Beletage – wurde zum Bestseller. Benoît Jacquot («L'école de la chair») hat ihn in stimmigem Ambiente umgesetzt und den Film mit Diane Kruger als Marie-Antoinette und Léa Seydoux als Vorleserin Sidonie Laborde blendend besetzt: Kruger, blond, mit einer Haut wie venezianisches Glas, Augen wie eine begierige Viper, verzogen und bezaubernd zugleich; mit Saccharin-Lächeln im exaltierten Allüren-Rausch. Seydoux als kapriziös-verträumtes, den Prunkstar anhimmelndes Hascherl, von Zuneigung getrieben, ihm ganz nahekommen.

Es ist die klassische Konstellation: Fan und Idol; und Sidonie, deren Zuhause hinter den Feudalkulissen ist, erregt und erfüllt es mit Stolz und

Versailles als funktionierendes Unternehmen, das zum poeschen Verlies mutiert.

Hingabe, wenn Marie-Antoinette ein Auge auf sie wirft, wenn auch weniger wegen des Vorlesens als vielmehr wegen ihres *plaisir*, sich milchig-zarter, weiblicher Teints zu widmen.

Dass Marie-Antoinette lesbisch war, ist pure Spekulation, wird nur dezent angedeutet, gehört aber zu jenen Legenden, die man mit ihrem schillernden Dasein verknüpft, das jenseits vom Treiben ihres Mannes mit seinen Kurtisanen stattfand. Sidonie wird zur Vorleserin, als sich in den Gängen, Gemächern und endlosen Korridoren von Versailles die Nachricht verbreitet, für die sogar der König aus dem Schlaf geholt wird: Das Volk hat die Bastille gestürmt! Unruhe macht sich breit, trotzdem lustwandeln die Hof-*décadents* weiterhin mit maliziöser Geckenhaftigkeit durch die Parkanlagen und Hallen. Doch dann vertraut Marie-Antoinette Sidonie an, dass sie an der Spitze einer Todesliste stehe und fliehen müsse, aber ihrer Freundin Gabrielle de Poli-

gnac (Virginie Ledoyen) das Privileg lasse; und Sidonie muss helfen, sich auf der Flucht als Adlige ausgeben, die Geliebte der Monarchin darf die Zofe sein. Eine perverse Spielart von Brechts «Herr Puntilla und sein Knecht Matti».

Benoît Jacquot hat die letzten Tage im Wolkenkuckuckspalast ohne höfische Rituale inszeniert, mit dezemtem Blick auf die Fäulnis zwischen Brokat und Seide, auf tote Ratten, die im Parksee treiben, und Ungeziefer in den Dienstboten-Gemächern. Mit sanfter, distanzierter Ironie zeigt er die hierarchischen Strukturen, auch beim Küchen- und Dienstpersonal. Versailles als funktionierendes Unternehmen, das zum poeschen Verlies mutiert, in dem die Wände immer näher zueinander rücken. ★★★★★

Weitere Filmstarts

The Amazing Spider-Man — Alles wieder zurück auf Start. Nachdem Sam Raimi drei «Spider-Man»-Filme mit Tobey Maguire als Peter Parker, der zum Superkerl mutiert, erfolgreich dem geneigten Publikum kredenzt hat, geht's nun wieder von vorne los. Wieder wird Peter Parker an seiner Schule von den Potenz-Rüpelkujoniern, wieder sind Onkel und Tantchen sein familiärer Hafen, wieder wird Mitschülerin Gwen Stacy seine Freundin, und wieder ist es ein Spinnenstich... Alles klar, und trotzdem ist der Neustart ein wenig anders. Diesmal, natürlich zeitgemäss, steht ein gewaltiges Unternehmen, das mit Gen-Forschungen zwischen Tier und Mensch laboriert (um die ideale Überkreatur zu schaffen), im Mittelpunkt. Parkers Vater popelte mit Dr. Connors an irgendwas herum, musste mit der Frau abhauen und ward nicht mehr gesehen, weshalb Peter bei Onkel und Tante landete. Der Junge findet Unterlagen über Vatis Tätigkeiten im Oscorp-Unternehmen, schleicht sich dort ein und wird – naaa? Nach dem Biss kann ihm keiner mehr dumm kommen, und Gwen Stacy (Emma Stone) findet ihn prima. Dr. Connors

(Rhys Ifans) wird von einem dubiosen Finanzier des Unternehmens unter Druck gesetzt, gibt (im Gegensatz zu Peters Vater) klein bei und probiert eine Substanz an sich selber aus. Der erwartete neue Mensch entsteht nicht,



Verechst: Andrew Garfield als Spider-Man.

dafür eine grässliche Echse. Spider-Man muss ran, ehe die ganze Menschheit verechst. Die Technik ist perfekt, die Mixtur aus Tarzan, Dr. Jekyll and Mr. Hyde, Hulk, Klettermaxe usw. auch. Gelungen ist auch die Neubesetzung: Andrew Garfield («The Social Network») als Peter Parker. ★★★★★

Woody Allen: A Documentary — Na ja, da wird halt Film für Film abgehakt, und die Schauspieler geraten ins Schwärmen. Reine PR, Bonus-Material für Allen-DVDs. Über Allen erfährt man dagegen nichts Neues.



Nichts Neues: Regisseur Allen (l.).

Fragen Sie Knorr

Meines Wissens hat Hollywood noch nie so inflationär recycelt wie zurzeit. Hab ich recht? Wenn ja, haben Sie eine Erklärung dafür? M. T., *Stans*



Ja, da haben Sie recht. Als ich gelesen habe, dass neben all den Action-Klassikern auch Martin Scorseses berühmter Box-Film «Raging Bull» (1980) mit einer Fortsetzung dran glauben muss, war ich schon ein wenig fassungslos. Ich glaube, mit einem Ideen-Mangel hat dieser Irrsinn wenig zu tun, eher

mit der Unsicherheit, die in der Branche herrscht. Stars sind keine Garantie mehr für Erfolg und Blockbuster-Produktionen auch nicht. Die Zahl der Flops nimmt zu. Deshalb meine ich, klammern sich die Studios an erfolgreiche Titel wie an Firmen-Logos – ähnlich wie beim Marken-Outfit, das ein bestimmtes Image verspricht. Und wenn Hollywood zu Filmen wie «Top Gun» und «Total Recall» etc. greift, dann eben, weil es Marken sind; und die haben ihre Fans.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Jazz

Beschwörung der verlorenen Zeit

Von Peter Rüedi

John Abercrombie ist einer der grossen Gitarristen. Nur nimmt das, anders als im Fall seiner Kollegen Pat Metheny, Bill Frisell oder John Scofield, keiner so recht wahr. Seine Kunst ist eine des Raffinements, nicht des Effekts. Seit seinen Anfängen war er fasziniert von den musikalischen Innenräumen eines Jim Hall. Alles, was Abercrombie für Manfred Eichers Label ECM aufnahm (über 40 Titel, 27 unter eigenem Namen), steht im Zeichen der Subtilität, der leisen Töne, der feinen Nuancen. Es setzt eine Musik fort, wie sie sich in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren herausbildete: Jazz auf den Fundamenten des Bop, aber mit immer grösserem Atem und vielen Freiheiten. Dieser Epoche widmet der 67-Jährige sein jüngstes Album mit Joe Lovano am Tenor, Drew Gress am Bass und Joey Baron am Schlagzeug. Es ist eine Hommage an die Zeit seiner künstlerischen Formation. Das lässt, zumal bei einem Musiker, der wie Abercrombie die Farben der Melancholie liebt, eine nostalgische Elegie auf die verlorene Zeit vermuten. Allein, die CD ist eine Beschwörung jener im Resultat so unterschiedlichen Aufbrüche. Um den Geist einer Epoche geht es, nicht um den Buchstaben. Der weht in dieser ganzen zauberischen Musik. Nicht nur Lovanos fragile Phrasierung hat immer etwas von Versicherung im Selbstgespräch – mir kommt dabei immer Goethes Zeile in den Sinn, die Peter von Matt so liebt («Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg»). Drei Titel sind von Abercrombie selbst, die sieben Standards spielen auf seine ganz persönliche Ahnengalerie an: «Where Are You» auf Sonny Rollins'/Jim Halls «The Bridge», wie auch «Without a Song»; «Flamenco Sketches» auf Miles; «Blues Connotation» auf Ornettes «This Is Our Music»; «Wise One» auf Coltranes «Crescent», «Interplay» auf Bill Evans' gleichnamiges Album (mit Hall). «Sometime Ago», Abgesang und heimliches Motto der CD, ist ein Standard des Argentiniers Sergio Mihanovich. Fabelhaft gelassene, gleichzeitig konzentrierte und bei-läufige Musik von geradezu skandalöser Schönheit.



John Abercrombie Quartet
(feat. Joe Lovano):
Within a Song. ECM 2254,
CD 6025 2789531 4

Supermodels, die singen können

Die schöne Russin im Klosterhof, frische Fische aus dem Zürichsee und Shawne Fielding solo im Zelt. *Von Hildegard Schwaninger*



Von wegen Schlachtross: Mezzosopranistin Maximova.

Die Opernsängerinnen werden immer schöner. Die Zeiten, wo Opernsängerinnen aussahen wie Schlachtrösser, sind endgültig Steinzeit. Heute stehen auf den Opernbühnen Frauen, die schön sind wie Supermodels und auch noch singen können. Eine dieser Göttinnen ist die russische Mezzosopranistin **Elena Maximova**. Zurzeit kann man sie bei den St. Galler Festspielen erleben, wo sie in «La damnation de Faust» von Hector Berlioz die Marguerite singt. Bei der Premiere am Freitagabend im Klosterhof sah man alt Bundesrat **Hans-Rudolf Merz** und den Komiker **Walter Andreas Müller** (nicht zusammen).

Elena Maximova stammt aus Perm (22 Zugstunden von Moskau entfernt), tritt in die Fussstapfen der Mezzo-Stars **Vesselina Kasarova** und **Elina Garanca**. An der Wiener Staatsoper wurde sie gefeiert als Carmen, sie singt in München und im Februar 2013 im Covent Garden in London die Olga in «Eugen Onegin». Seit 2000 ist sie fest am Stanislavski-Theater in Moskau, in Zürich in der Tonhalle sang sie im Verdi-Requiem unter David Zinman. Und das Beste: Ihr Freund ist ein Schweizer, der Sängergent **Teddy Gerstel**. Er ist in der Opernwelt gut vernetzt. **Aviel Cahn**, der Intendant der Oper von Antwerpen, ist sein Jugendfreund, mit dem Dirigenten **Philippe Jordan** ging er ins Gymnasium Rämibühl. Bei den St. Galler Festspielen, die jetzt zum sieb-

ten Mal stattfinden (hingehen lohnt sich; unbedingt warm anziehen!), sang Elena Maximova vor drei Jahren in «Samson und Dalila» (im Internet anhörbar). Zur Premierenfeier am Freitag erschien sie im kleinen Schwarzen von Hugo Boss.

Mit der Liebe klappt es nicht immer, aber im Geschäft eilt er von Erfolg zu Erfolg. Die Lovestory mit TV-Lady **Patricia Boser** löste sich in Luft auf, doch was **Michel Péclard** beruflich anpackt, klappt. Seit er vor zwei Jahren



Frische Fische: Gastronom Péclard.

den Campingplatz beim «Fischer's Fritz» in Kilchberg übernommen hat, läuft es dort wie geschmiert. Sogar **Shawne Fielding** wohnt vorübergehend dort im Zelt. Mit ihrem

Freund, dem Golflehrer **James Johnson**, ist es vorbei. Aber ihre Zeltnachbarn mögen die Noch-Gattin von Ex-Botschafter **Thomas Borer**. Sie sagen, sie sei – obwohl berühmt – nett, unkompliziert und eine gute Mutter. Péclard: «Mein Vorbild ist der «Club 55» in Saint-Tropez.» So ist «Fischer's Fritz» the place to be, der Laufsteg der Schönen und Lebenslustigen, die sich hier zum Sonntagsbrunch treffen. Péclard beschäftigt einen Fischer, der Fische frisch aus dem Zürichsee liefert. Es gibt Sushi aus Süswasserfisch. Auch die «Milchbar» beim Paradeplatz hat **Michel Péclard** («Péclard», «Coco», «Pumpstation», «Wildpark Langenberg») übernommen. Zum Café-Opening kam Modeunternehmerin **Trudie Götz** mit ihrem Prada-Team. **Patricia Boser** war auch da. Péclard: «Wir verstehen uns gut.»

Es stimmte einfach alles, als **Philipp Schwander**, der Master of Wine, zur Einweihung von Schloss Freudental bei Konstanz (für Kongresse, Hochzeiten und andere Festivitäten mietbar) lud. Das strahlende Wetter, die Ambiance, die Bewirtung. Die zirka vierhundert Gäste, viele davon gute Freunde Schwanders, erschienen elegant gekleidet, teilweise mit Hut, zum Event am Bodensee. Nach den obligaten drei Böllerschüssen sang der lokale Männerchor Allensbach die «Badische Hymne». Die Organisation lag in den Händen von **Maria Büeler** (bis vor kurzem



Perfekter Gastgeber: Weinkenner Schwander.

Hotel «Alden» in Zürich), und so konnte gar nichts schiefgehen. Unter den Gästen: **Matthias Hartmann**, Direktor Wiener Burgtheater, Filmregisseur **Fredi Murer**, **Andreas Spillmann**, Direktor des Zürcher Landesmuseums, **Wolfgang Kuchler**, 18-Punkte-Koch aus Wigoltingen («Taverne zum Schäfli»), **Manfred** und **Christina Hörger** vom Hotel «Savoy» in Zürich, Migros-Finanzchef **Jörg Zulauf**, Radio- und Fernsehdirektor **Ruedi Matter**, **Philippe Ricoux**, der französische Önologe, der zurzeit die vermutlich besten russischen Weine herstellt.

Im Internet

www.schwangerpost.com



Meine guten Amis

Unser Kolumnist findet, für einmal, alles aus Amerika besser als irgendetwas aus der Schweiz. Und hat einen Tipp in Mailand. Von Mark van Huissing

Vergangene Woche war ich in Zürich (diese Woche in Mailand, man ist mittlerweile fast ein *newspaper*-Schreiber). Ich ging an das Konzert von M. Ward, das im «Papiersaal» beim Einkaufszentrum Sihlcity stattfand. Vor kurzem schrieb ich, mir gefalle dieses Lokal im Grunde, es handle sich dabei aber um einen «schwierigen Saal für Anlässe mit Showeinlage» (weil künstlerische Darbietungen nicht von überall her gut zu sehen seien). In der Folge teilte der Geschäftsleiter des «Papiersaals» mit, er widerspreche meinem Urteil heftig – die Location eigne sich für Showacts. Das ist in Ordnung, man will kein Rechthaber sein als MvH (hält aber fest, dass es bei dem Konzert glücklicherweise zur Hauptsache um Musik ging, nicht um Show; Ihr Kolumnist, nur zum Sagen, ist 1,95 Meter lang, konnte aber trotzdem fast nichts von dem sehen, was auf der dreissig Zentimeter hohen Bühne passierte).

Es kann sein, dass Leser M. Ward, eigentlich Matt Ward, nicht kennen (was schade wäre, aber in Ordnung) – Platten des kalifornischen Gitarristen/Singer-Songwriters, dessen Musik dem Genre des Alternative-Country zugeordnet wird (Wikipedia), kamen in der amerikanischen Hitparade Billboard 200 auf Platz 31 («Hold Time», 2009) beziehungsweise 21 («A Wasteland Companion», 2012). Ferner könnte man ihn zur Kenntnis genommen haben im Vorprogramm von Conor Oberst (Bright Eyes) oder Norah Jones. Darum ein Grundsatzgedanke zu dem Unterschied zwischen ausländischen und inländischen Musikern: Einer aus Amerika, der ungefähr die Bekanntheit

von, sagen wir, Philipp Fankhauser, Christoph «Baum» Baumgartner oder, von mir aus, Jan «Seven» Dettwyler bei uns hat, ist in meinen Augen x-mal besser als ein Schweizer. Ich weiss nicht, was der Grund ist, aber unsere *talents* sind irgendwie nicht gut genug, falls sie Blues, Folk/Country, Soul/Funk sowie Rock/Pop versuchen, finde ich. Es gibt deshalb keinen Grund für Musiker von hier, ist meine Meinung, zu spielen, was Zehntausende Amerikaner, Kanadier, Briten, Australier, sogar Norweger, Dänen und, logisch, Schweden besser können. Wir bräuchten, falls es nach MvH ginge, bloss Künstler, die etwas Eigenes machen, so wie etwa Marco «Bligg» Blickensdorfer.

Ich finde zudem, wenn ich gerade dabei bin, wenig differenziert zu sein, auch unsere Bücherschreiber zurzeit viel schwächer als Amerikaner, Engländer oder Japaner... Ich meine, wenn man die am meisten besprochenen Texte deutscher Sprache dieses Jahres («Imperium» von Christian Kracht und «Was gesagt werden muss», dieses Israel-Gedicht von Günter Grass) mit irgendeinem neueren Werk von Philip Roth, Martin Amis oder Haruki Murakami vergleicht, ist das schon recht hart.

Nach Mailand jetzt. Im «Giacomo Bistrot» veranstaltete Tom Ford ein Abendessen zu Ehren seines neuen Parfüms mit Namen «Noir». Es ist Ihrem Kolumnisten klar, dass er gerade dran ist, ein grösserer Amerika-Fan zu sein beziehungsweise Amerikaner besser zu finden, als man das in dieser Zeitschrift von Hanspeter Born gewohnt ist. Doch Tom ist der einzige Designer, der mir in den Sinn kommt, dem es gelingt, nicht bloss Mode zu entwerfen, sondern einen Lifestyle zu schaffen (falls man es über eine längere Zeit anschaut, hat das auch Ralph Lauren erreicht, natürlich).

Was Ford auch ist: der am besten vorbereitete/gebrieffte Mann im Geschäft mit Mode, Kosmetika und Düften, das Gegenstück zu James «The Hardest Working Man in Show Business» Brown sozusagen. Er weiss von jedem an seinem Tisch (beziehungsweise wurde ins Bild gesetzt über jeden), was der zuletzt geschrieben hat et cetera. Zudem hat er einen Sinn für Humor, was sonst verboten ist in der Branche, meint man manchmal. Und er sieht jedes Mal, wenn ich ihn treffe, jünger aus (im Augenblick wie ungefähr 38; liegt auch am Make-up, denke ich). Das «Noir»-Parfüm, übrigens, empfehle ich für kommenden Winter, an den man im Augenblick nicht denken mag (ab September zu kaufen). Wer auch noch an dem Essen war: Franca Sozzani (*Vogue Italia*), Klaus Stockhausen (*Interview*-Magazin Deutschland) und Lianne La Havas (Musikerin aus London, ist gut, wird gross, *maybe*).

Das beste Hotel in Mailand: «Principe di Savoia» (ich war Gast von Estée Lauder). Wenn man dort wohnt während der Modeschauen, hat man abends zudem den Catwalk/Klub im Haus, in der «Principe»-Bar nämlich.

Gesellschaft

Schluss per SMS

Von Beatrice Schlag — Was darf man elektronisch mitteilen? Ein wackliger Knigge.

Eine Freundin, ihre zwei Teenagersöhne und ich waren in den Hotelzimmern in Sardinien angekommen. Endlich Hitze, das Meer zwanzig Meter vor uns. Ihr Handy klingelte. «Nein», sagte sie, «wie ist das passiert?» Die Verbindung brach zusammen. «Peter ist gestorben», sagte sie, während sie versuchte zurückzurufen. Funkloch. Sie kannten einander seit der Primarschule und waren immer Freunde geblieben.



Wir hatten unsere Computer im Koffer, das WLAN funktionierte. «Schreib seiner Frau eine E-Mail», sagte der jüngere Sohn. «Spinnst du?», sagte der ältere. «Das ist zu kalt. Schreib einen Brief.» Der jüngere fragte, ob der Brief nicht viel zu spät ankomme. Die Freundin sagte, Peter und sie hätten häufig gesimst. «Dann ist eine E-Mail okay», sagte der ältere Sohn plötzlich, «ich dachte, in eurem Alter ist eher etwas Handschriftliches angesagt.» Sie schrieb eine E-Mail.

Im letzten Jahr gab es in der Deutschen Knigge-Gesellschaft Krach und Protestaustritte, nachdem offenbar eine Mehrheit der Mitglieder beschlossen hatte, es sei inzwischen zulässig, eine Beziehung per SMS zu beenden. Allerdings nur dann, wenn das Paar auch vorher regelmässig via SMS kommuniziert und ein Gespräch schon länger nicht mehr stattgefunden habe. Der ältere Sohn meiner Freundin fand das unmöglich: «Also, den Mut anzurufen sollte man schon haben.»

Der jüngere sagte, am besten melde man sich gar nicht mehr. Irgendwann werde der andere die Botschaft schon kapieren. In einer Umfrage in den USA sagten 15 Prozent der Befragten, sie hätten schon einmal per SMS einem Partner mitgeteilt, es sei Schluss. Tut die Mitteilung handschriftlich oder telefonisch weniger weh? Tröstet es, wenn der Scheidungswillige vorbeikommt, um einem zu sagen, was man nicht hören will? Der gute Ton ist eine wacklige Sache geworden.

Die beiden Söhne fanden, dass nur eine einzige Mitteilung per SMS oder E-Mail absolut indiskutabel sei: die Ankündigung einer Hochzeit. Für eine so frohe Botschaft seien nur «richtig teures Papier» und eine von Hand geschriebene Adresse gut genug.

Sie sehen Chanel – Prada

Von Jürg Zbinden

1 — Miuccia Pradas Liebe zur Kunst, vorab zur modernen, ist kein Geheimnis. Mit ihrer Edelmarke Prada mutet sie deshalb deren Trägerinnen und Trägern immer wieder Stücke zu, bei denen man sich fragt, ob diese nun Kleidung oder schon Kunst seien. Und auch bei den Accessoires sucht Prada immer wieder die Nähe zur Kunst. Für die «Eyewear Collection Spring/Summer 2012», bestehend aus Sonnen- und Sichtbrillen, zeichnet indes der Designer Vahram Nuratyan verantwortlich. Sein evolutionäres Modell «SPR 270» aus der Kollektion «Minimal Baroque» wahrt die Linie der Must-have-Modelle des Vorjahrs mit einem «gelockten» Bügel. Die verspielte Farbpalette umfasst die omnipräsenten Farbtöne Schwarz und Schildpatt sowie transparentes Rosa, Nature und Anthrazit-Opal. Die schwarzgelockte Sonnenbrille kostet um Fr. 360.–. Im gehobenen Fachhandel. PS: Die Ausstellung «Deftig Barock» (1. Juni bis 2. September) im Kunsthhaus Zürich ist ebenfalls sehenswert.



2 — Eleganz, Modernität und Unabhängigkeit von Gabrielle «Coco» Chanel kommen bei «Lèvres Scintillantes» perfekt zum sinnlichen Ausdruck. Der Belgier Peter Philips, Global Creative Director für Make-up bei Chanel, kreierte zwei neue transparente Nuancen, «Calypso» in kräftigem Orange und «Sirocco» in dezentem Beige. Je Fr. 41.– bei den Depositären von Chanel.



3 — «Le Vernis» von Chanel macht aus Nägeln Waffen der Verführung. «Holiday»: kräftiges Orange, passend zu «Calypso». «Delight»: moderne Bronze mit wechselnden Reflexen. «Island»: elegant auf gebräunter Haut, goldenes, perlmuttschimmerndes Beige. Je Fr. 35.–. Im gehobenen Kosmetikfachhandel.

4 — Der Gloss «Rouge Coco Shine» lässt sich mühelos und ohne Spiegel auftragen, schmilzt auf dem Mund und verleiht den Lippen natürlichen Glanz: der unkomplizierte Begleiter für Ferien an frischer Luft und der Sonne. Erhältlich in vier Farbtönen bei den Chanel-Depositären. Fr. 46.–.



5 — «Le Crayon Khôl» (Fr. 32.–) und «Le Crayon Yeux» (Fr. 33.–) sorgen für ein zartes bis dramatisches Augen-Make-up. Wiederum beide aus der Collection Maquillage «Summertime de Chanel».



Wie kommen Sie darauf?

Von *Andreas Thiel* — Die Frage, die unserem Kolumnisten am meisten gestellt wird, ist: «Wie kommen Sie nur immer auf solche Ideen?» Hier einige Antworten.

Weltwoche: Herr Thiel, wie kommen Sie nur immer auf solche Ideen?

Thiel: Na ja, was soll ich sagen, was erwarten Sie denn jetzt von mir?

Weltwoche: Eine Antwort.

Thiel: Oh, das ist gut. Viele sind ja der Meinung, es sei die Aufgabe der Kunst, Fragen zu stellen. Das ist natürlich falsch. Fragen stellen kann jeder. Kunst ist es, die Fragen zu beantworten.

Weltwoche: Es gibt aber auch interessante Fragen.

Thiel: Da widerspreche ich. Interessante Fragen gibt es nicht. Es gibt höchstens gute Fragen. Interessant sind aber immer nur die Antworten.

Weltwoche: Können Sie ein Beispiel machen?

Thiel: Ja, natürlich: Das Einzige, was in der trockenen Wüste einen Dunst von Feuchtigkeit verbreitete, war mein regenbogenfarbener Sonnenschirm.

Weltwoche: Das soll eine Antwort sein?

Thiel: Interessant, nicht?

Weltwoche: Und wo ist die Frage?

Thiel: Wie gesagt, Fragen interessieren mich nicht. Suchen Sie sich eine Frage dazu aus. Sie sind hier der Journalist. Sie können ja eine Frage zu dieser Antwort recherchieren, wenn Sie wollen.

Weltwoche: Haben Sie nicht ein etwas fassbares Beispiel für eine interessante Antwort?

Thiel: Eigentlich bin ich besser darin, unfassbare Antworten zu finden. Aber bitte, wenn Sie eine fassbare Antwort haben möchten: Die Zunge eines Blauwals ist so schwer wie ein Elefant, und sein Herz ist so gross wie ein Nilpferd.

Weltwoche: Das ist ja unfassbar.

Thiel: Ganz im Gegenteil, denn ein einziger Blauwal wiegt so viel wie eine Karawane aus dreihundert Kamelen – Beduinen und Beduinenzelte mit eingerechnet.

Weltwoche: Das ist ja unfassbar!

Thiel: Ganz und gar nicht. Vergessen Sie das Mesozoikum. Auf diesem Planeten hat nie ein grösseres Lebewesen gelebt als der Blauwal. Deshalb hätte man sich die Antwort schon denken können. Unfassbar wäre es gewesen, wenn ich geantwortet hätte: «Die Langsamkeit des Lichts bringt Quantenphysiker an die Grenzen der Physik.» Oder: «Dann explodierte die Supernova, und weg war sie.»

Weltwoche: Wie? Weg?

Thiel: Ja, zurück blieb nur ein Pulsar, ein kompakter, sich schnell drehender Neutronenstern, sonst nichts.

Weltwoche: Ah, Sie interessieren sich für Fragen der Physik?

Thiel: Nein, nur für die Antworten.

Weltwoche: Aber die Antworten sind doch alt. Interessant sind neue Fragen.

Thiel: Oh, da bin ich schon wieder anderer Meinung. Ich interessiere mich nur für neue Antworten auf alte Fragen.

Weltwoche: Zum Beispiel?

Thiel: Man lebt nicht länger, wenn man sich beeilt. Aber auf dem Äquator kann man die grösseren Runden drehen.

Weltwoche: Das ist in der Tat eine sehr interessante Antwort.

Thiel: Sehen Sie? Es kommt gar nicht so auf die Frage an.

Weltwoche: Gibt es auch uninteressante Antworten?

Thiel: Ja, zum Beispiel: Kurz vor dem Aufprall auf einen Eisberg verglühte der Meteorit.

Weltwoche: Das mit dem Eisberg ist ja in diesem Zusammenhang absurd.

Thiel: Nein, nur uninteressant. Absurd wäre es gewesen, wenn ich geantwortet hätte: «Der Kaiserpinguin kam auf einem Königspudel angeritten.» Oder: «Der Königspinguin hatte seinen Pudel vergessen und ritt deshalb einen Ochsenfrosch.»

Weltwoche: Da kann ich mir jetzt grad gar keine Frage dazu vorstellen.

Thiel: Sehen Sie?

Weltwoche: Aber könnten Sie hier nicht zum Schluss mal noch eine konkrete Antwort geben?

Thiel: Aber gerne doch: Stumm wie ein fliegender Fisch taucht die nie untergehende Mitternachtssonne den eisvogelblauen Gletscher in die kalte Glut der Nacht.

Weltwoche: Geht es auch etwas prosaischer?

Thiel: Sie wollen eine einfache Antwort? Nichts leichter als das: Der Maulwurf hat Taten wie Baggerschaufeln.

Weltwoche: Was soll daran interessant sein?

Thiel: Dass trotzdem die Ameisen die grösseren Haufen machen.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist. Zurzeit tritt er mit seinem Bühnenprogramm «Politsatire 3» in der Schweiz auf.



Gras im Morgentau

Von *Peter Rüedi*



Alfred Kerr, vor 1933 der einflussreichste Theaterkritiker Deutschlands (Sohn von Eltern übrigens, die beide Weinhändler waren), war ein Meister der scharfen Pointe. Legendar ist seine Rezension einer Aufführung des «Hamlet». In der würdigte er alle Schauspieler bis in die marginalste Nebenrolle, um so zu schliessen: «In der Titelrolle sah man Herrn Meier. Ein Name, den man sich merken muss.» Kommt mir bei einem E-Mail in den Sinn, in welchem mir Franz Wermuth schreibt: «Dagueneau ist ein Name wie Meier oder Müller.» Ich hatte ihn nach einer möglichen Verwandtschaft von Jean-Claude Dagueneau, Winzer auf der Domaine des Berthiers in St-Andelain an der Loire, mit dem berühmtesten aller Dagueneaus gefragt, Didier D., Autor der mythischen Weine Pur Sang und Silex, 2008 bei einem Flugzeugabsturz zu Tode gekommen.

Von dessen Kultstatus ist Jean-Claude D. zwar weit entfernt, aber, wenn wir bei seinem Pouilly-Fumé die Qualität durch den Preis dividieren, in einer respektablen Relation. Der Sauvignon blanc ist ja zu einem eigentlichen Modewein avanciert, in Südtirol, in der Steiermark, in Neuseeland, was weiss ich wo. Der Nullmeridian der Sorte verläuft freilich nach wie vor durch die obere Loire, die Appellationen Pouilly und Sancerre. Der Pouilly-Fumé (nicht zu verwechseln mit dem burgundischen Pouilly-Fuissé, der ist ein Chardonnay) ist so etwas wie das Urmeter des Sauvignon blanc. Die Sorte verdankt ihre Beliebtheit bei Laien ihrer leichten Erkennbarkeit, bei avancierteren Connaisseurs der eleganten Mineralik, die sie auf kalkigen, eher kargen Böden erreicht. Eine fabelhafte vegetale Frische, der Duft von frisch gepflückten Kräutern. Damit ist der Pouilly-Fumé von Berthiers im Umriss schon beschrieben. Dieses Profil erfordert allerdings viel Sorgfalt. Lässt man sie ins Kraut schiessen und/oder nicht voll reifen, kippt die weisse Sauvignon leicht ins «Katzenpissige» (drastisch gesagt). Nichts davon hier, versteht sich: ein cooler, belebender, grün funkelder Wein, mit einiger Substanz im Mittelbau. Wie ein Gang durch frisch gemähtes Gras im Tau des frühen Sommermorgens.

Jean-Claude Dagueneau (Domaine des Berthiers): Pouilly-Fumé 2010. 12,5 %. Wermuth. Fr. 21.–. www.wermuth.ch



Auto

Blauer Donner

Der BMW M6 macht Geschwindigkeit zum leichten Genuss. Letzter Teil der Luxus-Cabrio-Serie. *Von David Schnapp*

Zunächst schüchternete mich mein Testwagen etwas ein. Das M6-Cabrio ist an sich schon ein präzentes Auto, aber in diesem glitzernden «San Marino Blau Metallic», das je nach Lichteinfall schon leicht ins Violette abrutscht, mit eindrucklichen chromglänzenden 19-Zoll-Felgen und dem Interieur aus weissem Leder und schwarzem Kontrastleder sowie Karbon-Elementen sah der BMW – nun ja – sehr auffällig aus.

Je länger ich den M6 fuhr, und ich fuhr ihn viele, viele Kilometer lang, desto mehr wuchs er mir in seiner leichten Prolligkeit, die ge-

paart war mit M-typischer knochentrockener bayrischen Ingenieurskunst, ans Herz. Ich beschloss – sollte ich jemals in die Einkommensklasse geraten, wo man sich einen M6 als Zweitwagen anschafft –, ihn in genau diesem Blau mit genau diesen Chromfelgen und genau diesem silbernen Harry-Hasler-Leder zu bestellen.

Bis ich so weit sein würde, rollte ich erst mal auf die Autobahn nach Bern. Weil das Fahrwerk und die hochpräzise Lenkung des M6 recht genau darüber Auskunft geben, wie die Strasse beschaffen ist, auf dem das Auto fährt, wurde mir klar, dass die wichtigste Strasse der Schweiz, die A1, in keinem guten Zustand ist. Sie ist sogar in einem miserablen Zustand, und man fragt sich, wofür man Motorfahrzeugsteuern, Autobahnvignetten, Benzinsteuern, CO₂-Steuern bezahlt, wenn man am Ende über löchrige Autobahnen rumpelt? Gerade wenn man in einem Auto wie dem M6-Cabrio fährt, ist ja der Weg das Ziel, also sollte der Weg auch schön geteert sein.

Weil so eine Schweizer Holper-Autobahn für den M6 nicht genug ist, zog es mich nach Deutschland. Auf der bei Schweizern beliebten

A81 in Richtung Stuttgart liess ich ihm freien Lauf und wurde mit einem Geschwindigkeitserlebnis oberster Hubraumklasse belohnt. Bei 560 PS schickt der Doppelturbomotor 680 Newtonmeter an die Hinterachse. So geht es leicht bis 250, und obwohl das Auto dort abgeregelt sein sollte, geht es ungehindert weiter bis fast 270. Das fährt sich unglaublich souverän, der Wagen liegt mit einem Leergewicht von über zwei Tonnen satt auf der Strasse. So hat es der M6 in meine interne Top 3 der besten Schnellfahrautos geschafft (zusammen mit dem SLS AMG und dem Nissan GT-R).

Was soll es kosten?

Wer bei diesem Auto nach dem Preis fragt, kann es sich nicht leisten. Er soll trotzdem genannt sein: In der Grundausführung kostet das M6-Cabrio 172 200 Franken, eine M5-Limousine gibt es hingegen schon für 133 200 Franken. Und der M6 ist ja im Grunde nichts anderes als ein schnittigerer M5 mit Stoffdach. Ist dieses geöffnet, streichelt der Wind einem durchs Haar, und das Donnern der kräftigen Bass-Sequenzen aus den vier Endrohren begleitet den Fahrer auf all seinen Wegen.

Fazit: Von den drei Luxus-Cabrios, die in den letzten Ausgaben hier vorgestellt wurden, hat der M6 die beste Mischung aus Leistung, Komfort und Alltagstauglichkeit. Und es gibt ihn in «San Marino Blau Metallic»!

BMW M6 Cabrio

Leistung: 560 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 172 200.–



Einmaliges Erlebnis

Die selbständige Coiffeuse Patricia Huber, 26, und der Werkstattleiter Manuel Hollerer, 31, haben im Mai geheiratet. Die Angst vor dem grossen Schritt musste zuerst überwunden werden.

Patricia: Wenn ein Mann beim Test mit meinem *Gottmeitli* nicht gut wegkommt, verschwindet er schnell wieder in der Versenkung. Meiner Familie muss er auch gefallen, sonst hat die Liebesgeschichte keine Zukunft. Bei Manuel sagte das fünfjährige *Gottmeitli*: «Den finde ich nett.» Und meine Mutter fand: «Er könnte in unseren Clan passen.» Bisher hatte ich immer so Model-Typen. Wiederholter Kommentar des *Gottmeitli*: «Doof.» Kein Wunder: Die kümmern sich nur um sich selbst, und ein Gespräch kann man mit denen auch nicht führen. Von der Liebe wusste ich sowieso nichts, wie mir bald bewusst werden sollte.

Manuel: Als wir uns kennenlernten, waren wir uns nicht sonderlich sympathisch. Erst beim zweiten oder dritten Mal – in nüchternem Zustand – weckte Patricia mein Interesse.

Patricia: Er hat mich ignoriert, und als ich auf Drängen meiner besten Freundin eine SMS schickte, wusste er zuerst nicht, um wen es sich handelt. Auf Umwegen kamen wir uns näher, und logisch lief am ersten Abend nichts, weil One-Night-Stands selten weiterführen. Ich fand ihn sehr gut aussehend, aber anders als meine Männer in der Vergangenheit war Manuel auch eine Persönlichkeit. Sich für das Wesen eines Menschen zu interessieren und dieses ergründen zu wollen, wurde für mich in den folgenden Monaten zu einem einmaligen Erlebnis: Dabei lernte ich auch mich kennen und realisierte, was emotionale Verbundenheit bedeutet. Allerdings auch, welche Konsequenzen sie haben kann: nicht nur gute.

Manuel: Ich führte zum Zeitpunkt, als ich mich sehr ernsthaft in Patricia verliebte, ein richtiggehendes Junggesellenleben: Jedes Wochenende Party, viele Kollegen, Eishockeyspielen und ein reges Vereinsleben gehörten dazu. Diese Freiheit und die Unabhängigkeit gefielen mir sehr, sie machten einen Teil meiner Identität aus. Dementsprechend fiel es mir schwer, die nötigen Veränderungen im Lifestyle herbeizuführen, die eine ernsthafte Partnerschaft nun mal erfordert. Nach zwei Jahren



«Den finde ich nett»: Ehepaar Hollerer-Huber.

war sonnenklar, dass wir bald heiraten werden, und der Antrag wurde von verschiedenen Seiten erwartet. Das merkte ich, und es war absolut in meinem Sinn. Doch dann hatte ich eine Krise, weil ich mir erst richtig bewusst wurde, welche Verantwortung eine Ehe mit sich bringt.

Patricia: Wir liebten uns sehr und lebten bereits zusammen, aber nach einer gewissen Zeit nahm er sein altes Leben wieder auf. Ich litt, er bemerkte es gar nicht, und auf meine Worte hörte er nicht mehr. Meine ehemals beste Freundin goss zusätzlich Öl ins Feuer und unterstellte ihm allerlei. So ging es eine geraume Zeit, bis mir alles zu viel wurde, weil ich merkte, dass ich so nicht glücklich sein kann. Ich wollte weg von ihm. Oder ihn gehen lassen. Aber ich konnte beides nicht. Ein Leben ohne Manuel war für mich unvorstellbar geworden, obwohl er mir zu diesem Zeitpunkt nicht guttat. So erlebte ich zum ersten Mal, dass der Verstand und das Herz miteinander im Clinch lie-

gen können und dies die Ursache vieler Dramen ist, möglicherweise aber auch der Grund für einen Neuanfang sein kann.

Manuel: Es kam zu einem Eklat, der uns beiden unglaublich an die Nieren ging. Wir mussten Entscheidungen treffen, denn so konnte es nicht weitergehen. Ich hörte auf mein Herz, das sich nach Patricia sehnte. Gleichzeitig wusste ich, dass mit der Entscheidung für diese Liebe Zugeständnisse verbunden sind, die man künftig nicht nach Lust und Laune verändern kann. Mit dieser Einsicht lösten sich erstaunlicherweise auch die alten Diskussionen in Luft auf. Gestärkt und glücklich, machte ich Patricia in einer Suite im legendären «Weissen Rössli» am Wolfgangsee – bei Kerzenschein und Champagner – den Antrag. Zehn Tage später hatte meine Frau bereits die ganze Hochzeit organisiert.

Hochzeitslimousinen: www.stretch.ch
Protokoll: Franziska K. Müller